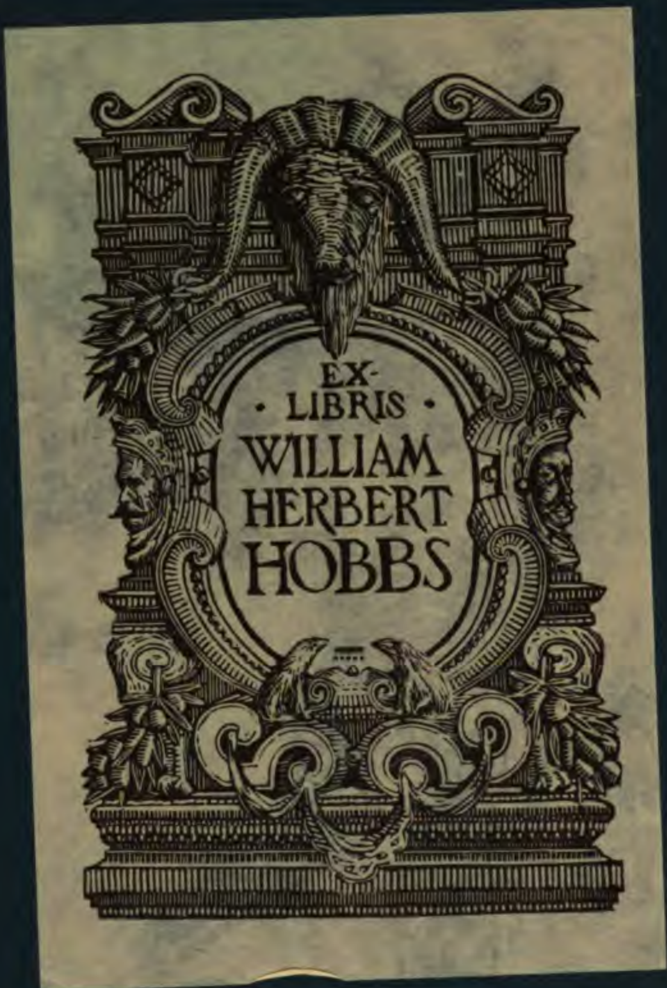

EX-
LIBRIS
WILLIAM
HERBERT
HOBBS

Im Reiche der Pinguine.

Im Reiche der Pinguine.

Schilderungen von der Fahrt der „Belgica"

von

Georges Lecointe
Wissenschaftlichem Direktor am Königlich Belgischen Observatorium, zweitem Kommandanten der Expedition.

Mit 98 Abbildungen und 5 Karten.

Ins Deutsche übersetzt von Wilhelm Weismann.

Halle a. S. 1904.
Druck und Verlag von Gebauer-Schwetschke.

Dem Herrn Geheimen Admiralitätsrat

Professor Dr. Georg Neumayer

Direktor a. D. der Deutschen Seewarte in Hamburg

gewidmet

zum Zeichen meiner Bewunderung seines hohen Wissens und seiner Verdienste um die Südpolarforschung und als Ausdruck meines Dankes für die wirksame Förderung, die er der belgischen Südpolarexpedition vor ihrer Abreise angedeihen ließ, und das Wohlwollen, mit dem er nach ihrer Rückkehr die Resultate ihrer wissenschaftlichen Arbeiten aufgenommen.

G. Lecointe.

Inhalt.

Kurze geschichtliche Einleitung.

Die Südpolarzone ist der durch den Südpolarkreis begrenzte Teil der Erdkugel, allein das als Südpolarregion oder Antarktis bezeichnete Gebiet ist viel umfangreicher und weniger scharf begrenzt. Manche Geographen nehmen die Verbreitung des Treibeises als Grenze an, andere dehnen den Begriff noch weiter aus und rechnen sogar noch einen beträchtlichen Teil von Patagonien mit hinzu.

Die antarktische Region jenseits des Südpolarkreises ist uns viel weniger bekannt als der entsprechende Erdteil auf der nördlichen Halbkugel. Und das ist auch ganz natürlich.

Da tatsächlich die Eisbank im Süden sich viel weiter nach dem Äquator hin erstreckt als die des Nordens, so sind hier die ewigen Eismassen viel umfangreicher als im Norden, und ihre Erforschung ist demgemäß auch viel langwieriger. Überdies sind nach dem Süden nur wenige Expeditionen unternommen worden, da bisher die Forscher hauptsächlich das Vordringen nach dem Nordpol zum Ziel ihrer mühevollen Fahrten gewählt haben. Dieser Pol mußte die Seefahrer aus vielfachen Gründen mehr anziehen. Zunächst bietet die nördliche Halbkugel der Erde noch in sehr hohen Breiten ausgezeichnete Zufluchtshäfen, die als Operationsbasis benützt werden können, sodann dürfen Forschungsreisende im Norden auf die Hilfe der Eskimo oder auf das Zusammentreffen mit Fischern rechnen, die jene Regionen regelmäßig besuchen, dann ist die dortige Fauna auch ziemlich reich an Wild (Eisbären, Renntiere, Walrosse usw.), da die Eisbank Länder berührt, die man im Falle eines Unglücks zu erreichen hoffen kann, endlich ist das Klima im Norden weniger ungesund als das der Antarktis. Auf der Eisbank im Süden dagegen stehen Schiffbrüchigen fast gar keine Hilfsmittel zu Gebote, denn in diesen Erdstrichen kreuzt kein Schiff, kein menschliches Wesen bewohnt diese unwirtlichen Länder, in denen das Wild selten und von zweifelhaftem Geschmacke ist.

Dazu kommt noch, daß Südamerika und Australien die einzigen Länder sind, die als Operationsbasis für antarktische Expeditionen benützt werden können, und bevor man sie erreicht, ist überdies eine lange Überfahrt erforderlich, die für Schiffe, die eigens für die Schiffahrt im Eise eingerichtet sind, nicht gerade leicht ist.

Die ersten Entdeckungen südlich von Kap Horn verdankte man europäischen Kaufleuten, die dort einen Seeweg suchten. Die im Süden von Amerika wütenden Stürme waren dabei ihre besten Verbündeten und führten sie, oft sehr gegen ihren Willen, zu einer Reihe geographischer Entdeckungen, wie der Staaten-Insel, Süd-Georgiens usw.

Auf seinen Fahrten von 1772 bis 1775 machte der englische Forscher Cook wichtige Aufnahmen von Süd-Georgien und den Sandwich-Inseln und überschritt im Januar 1773 als erster den Südpolarkreis.

Dann verflossen vierzig Jahre, ohne daß die Südpolarregion besucht wurde.

Im Jahre 1819 entdeckte Smith die Süd-Shetlandinsel, und 1820 steuerte Bransfield zum erstenmal in die Meeresstraße, die seinen Namen trägt.

Im gleichen Jahre sichtete Palmer als Kommandant eines kleinen Schiffes, das auf den Fang von Pelzrobben ausging, das Land, das in der Gegend des Parallelgrades 63° 30' liegt, und näherte sich dem Trinity-Land.

Während der Jahre 1819 bis 1821 entdeckte eine russische Expedition unter Bellingshausen die Insel Peter I. und das Land Alexander I.

Von 1820 bis 1824 zog der Robbenfang von neuem eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge nach dem Süden, unter deren Kommandanten sich besonders zwei auszeichneten: Pauwell, der die Süd-Orkneyinseln entdeckte, und Weddell, der eine Breite von ungefähr 74° 15' erreichte. Nachdem er diesen südlichen Punkt erreicht hatte, kehrte er um, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war, und er sich nicht der Gefahr einer Überwinterung aussetzen wollte, für die er in keiner Weise vorbereitet war. Pauwell und Weddell haben beide wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen, die beweisen, daß sie nicht allein gute Seefahrer, sondern auch ernste Beobachter waren.

Im Jahre 1829 wurde die Expedition Fosters organisiert. Dieser junge Gelehrte führte wichtige Pendelbeobachtungen aus. Leider kam er auf der Fahrt durch einen Unfall ums Leben.

Von 1831 bis 1832 trat Biscoe auf den Plan. Er sichtete das Enderbyland, die Adeelaïde-Insel, Grahamland und die Biscoe-Inseln, landete dann in einer Bucht, die offenbar derjenigen entspricht, welche die belgische antarktische Expedition später als Biscoebucht (südliche der Antwerpeninsel) bezeichnete.

Im Jahre 1833 bis 1834 machte Kemp einen Vorstoß nach dem Süden und entdeckte das Land, das seinen Namen trägt. 1838 brachte Dumont d'Urville wichtiges wissenschaftliches Material zurück. Er besuchte die Westgruppe der Shetlandinseln und die Süd-Orkneyinseln, steuerte dann am 22. Januar weiter südwärts, kam aber nicht über den 64. Breitengrad hinaus. Er sichtete Joinvilleland und Louis-Philippe-Land. Im Jahre 1840 entdeckte er noch Clarieland und Adélieland, die beide zwischen der Ballenyinsel und dem Sabrinaland liegen, die Balleny ein Jahr zuvor (1830) gesichtet hatte.

Zwischen den Jahren 1838 und 1842 machte eine amerikanische Expedition (Wilkes, Hudson, Ringgold und Knox) wichtige Entdeckungen, und von 1840 bis 1843 entdeckte die Expedition des „Erebus" und „Terror" (Ross und Crozier), die sich als erste weit in die Eisbank hineinwagte, das Rossmeer und Viktorialand. Sie überschritt den 78. Breitegrad. Im Jahre 1873 machte der deutsche Kapitän Dallmann neben der Jagd auf Robben auch wichtige Aufzeichnungen über seine Fahrt. Er wies vor allem das Vorhandensein der Bismarckstraße, der Dallmannbucht und des Dallmannkanals (südlich von Trinityland) nach.

Im Jahre 1874 machte die berühmte Challenger-Expedition (1873 bis 1876) einen Vorstoß bis an den Polarkreis. Sie kehrte mit sehr zahlreichen und wichtigen wissenschaftlichen Ergebnissen zurück.

Im Jahre 1882 errichtete Deutschland auf Süd-Georgien eine Beobachtungsstation.

Im Jahre 1892 bis 1893 brachten die Fahrten der „Active" und der „Balaena" manche nützliche Aufschlüsse.

1892 bis 1894 besuchte Larsen die antarktischen Gewässer südlich von Kap Horn und lieferte interessante geographische Angaben. Larsen stellte indes verschiedentlich unrichtige Behauptungen auf, so daß viele seiner Angaben nur mit Vorbehalt aufgenommen werden dürfen.

Schließlich mag hier noch die Fahrt der „Antarctic" (1894 bis 1895) erwähnt werden, an der Borchgrevink teilnahm.

Mit dem Jahre 1897 setzt eine neue Ära der Südpolarforschung ein.

Von 1897 bis 1898 findet die belgische antarktische Expedition statt. Die folgenden Seiten schildern den Verlauf dieser wissenschaftlichen Expedition.

Im Jahre 1898 bis 1899 ist die deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia" in Tätigkeit und kehrt mit wichtigen wissenschaftlichen Resultaten zurück.

1899 bis 1900 landet der bereits oben erwähnte Norweger Borchgrevink auf Viktorialand und sucht „Rekorde" aufzustellen.

Im Jahre 1901 steuern drei sehr gut organisierte wissenschaftliche Expeditionen nach dem Süden: Die deutsche Südpolarexpedition unter der Leitung von Drygalski, die schwedische antarktische Expedition unter dem Kommando Nordenskjölds und die englische antarktische Expedition unter Scott.

Die deutsche Expedition hat die Kergueleninseln als Operationsbasis genommen, wo sie eine wichtige Beobachtungsstation zurückgelassen hat; dann steuerte sie nach Südost, wurde aber bald in der Nähe eines neuen Landes, das den Namen Kaiser Wilhelm II.-Küste erhielt, im Eise eingeschlossen. Diese Expedition hat keine hohe Breite erreicht – sie hat den Südpolarkreis nicht überschritten –, allein das ist nicht von Bedeutung; sie hat Besseres aufzuweisen als einen Rekord: die wissenschaftlichen Resultate, die sie mitgebracht hat, verdienen die lebhaftesten Glückwünsche der Gelehrtenwelt.

Die Expedition Nordenskjölds hatte den östlichen Teil von Grahamland zum Ziel ihrer Forschungen. Sie hat in der Bransfieldstraße, auf Louis-Philippe-Land und der Seymourinsel wichtiges wissenschaftliches Material gesammelt. Nordenskjölds Schiff wurde vom Eise zerdrückt, und die Mitglieder der Expedition wurden von dem Kanonenboot „Uruguay" aufgenommen, das die argentinische Regierung auf die Suche nach ihnen ausgeschickt hatte.

Die englische Expedition hält sich noch im Rossmeere auf, wo ihr Schiff im Eise festsitzt. Mit rühmlicher Ausdauer verfolgen die Mitglieder der Expedition ihre Arbeiten weiter, und es ist jetzt schon sicher, daß sie eine reiche Ernte von Entdeckungen zurückbringen werden.

Gegenwärtig arbeitet noch eine schottische Expedition unter der Leitung von Bruce im Norden von Grahamland, und zwei neue Expeditionen sind nach der Antarktis unterwegs.

Die eine davon steht unter dem Kommando des Schweden Gylden, die andere unter Doktor Charcot.

Wir wünschen diesen wackeren Männern ein volles Gelingen und zweifeln keinen Augenblick daran, daß diese Gelehrten der Wissenschaft die größten Dienste leisten werden.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Organisation der Belgischen Antarktischen Expedition.

Die Belgische Südpolarexpedition wurde durch die Initiative ihres Leiters, des Kommandanten Adrien de Gerlache de Gomery, ins Leben gerufen.

Im Anfang des Jahres 1894 machte Herr de Gerlache, Leutnant der belgischen Marine, Herrn Du Fief, Generalsekretär der Königlich Belgischen Geographischen Gesellschaft, Mitteilung von seinem Plane, eine belgische Expedition nach der Südpolarregion zu organisieren. Die Königlich Belgische Geographische Gesellschaft ermutigte den jungen Offizier in jeglicher Weise zu seinem Vorhaben, und kurze Zeit darauf erklärte sich S. K. Hoheit Prinz Albert von Belgien bereit, das Protektorat über die Expedition zu übernehmen.

Der Erfolg des Unternehmens schien damit bereits gesichert. Es handelte sich nun zunächst noch darum, die Geldfrage zu lösen. Aber wie in Belgien die nötigen Geldmittel zu einem so bedeutenden Projekt aufbringen?

Herr de Gerlache entfaltete eine beispiellose Rührigkeit; die Ausdauer und Geduld, die er dabei an den Tag legte, sind über jedes Lob erhaben. Die Königlich Belgische Geographische Gesellschaft legte ihrerseits eine Subskriptionsliste auf, in welche alsbald hochherzige Spender ihre Namen eintrugen, und ihre kraftvolle moralische Unterstützung setzte das Unternehmen bei der Öffentlichkeit in das geeignete Licht.

Hatte de Gerlache anfänglich große Hindernisse zu überwinden, so fand er andererseits zahlreiche Gönner, die ihm über sehr viele Schwierigkeiten hinweghalfen. Ich nenne besonders: den gelehrten Sekretär der Königlich Belgischen Geographischen Gesellschaft Herrn Du Fief; den berühmten Ingenieur Generalleutnant Brialmont, dessen Andenken heute ganz Belgien in Ehren hält; die gelehrten Mitglieder der Königlichen Akademie die Herren Charles Lagrange, Lancaster, A. Renard, van Beneden, Spring, Leo Errera, Dupont und Crépin; dann Frau de Rongé und Frau Osterrieth, die beiden hochgebildeten Damen, deren Börse niemals leer wird, sobald es gilt, ein gutes Werk zu schaffen oder ein wissenschaftliches Unternehmen zu fördern; ferner Frau M. Errera, Graf Hipp, Graf d' Ursel, die Herren Houzeau de Lehaie, Solvay, Lambers, Ed. Cattier, Delaite, de la Vallée Poussin, Paul Errera, Eugène Lagrange, Lequarré, Pelseneer, Baron Lambert, Dr. Taquin, zahlreiche Offiziere der belgischen Armee, darunter Kommandant C. Lemaire, der



Adrien de Gerlache,
Kommandant der Expedition.

wackere Erforscher des Katanga, der keine Mühe scheute, de Gerlache zu unterstützen und zu ermutigen.

Da die durch die öffentliche Subskription aufgebrachte Summe unzureichend war, so wandte sich Herr Schollaert, der damalige Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts, an die Kammern, und Abgeordnetenhaus und Senat bewilligten einstimmig einen erstmaligen Kredit von 100 000 Franken, der es ermöglichte, die Ankäufe zu bewerkstelligen.

Im Jahre 1895 begab sich de Gerlache in Begleitung des Leutnants Danco nach Norwegen, wo er den norwegischen Waler „Patria" auswählte und sich mit der Verproviantierung seines zukünftigen Schiffes beschäftigte.

Im Jahre 1896 war der Waler fertig gestellt.

Schon 1895 hatte de Gerlache mich gebeten, die Funktion als zweiter Kommandant der Expedition zu übernehmen, aber verschiedene besondere Gründe hatten mich gezwungen, den ehrenvollen Antrag abzulehnen.

Als de Gerlache dann im Monat Juni 1897 eine zweite Anfrage an mich richtete, unterbreitete ich die Sache dem damaligen Kriegsminister Van den Peereboom.

Der Ministerpräsident ließ mich sofort aus Frankreich zurückberufen, wo ich nach einem dreijährigen Aufenthalt bei der Kriegsmarine dem Observatorium des Bureau des Longitudes in Montsouris als Attaché zugeteilt war.

Ende Juni 1897 war ich nach Belgien zurückgekehrt, und zur selben Zeit segelte das Schiff der Expedition nach Belgien, wo es seine endgültige Ausrüstung erhalten sollte.

De Gerlache hatte mich auf 1. Juli 1897 nach Vlissingen bestellt, aber erst am 2. Juli trifft die Belgica gegen 1 Uhr vor Vlissingen ein. Ich verfüge mich an Bord und treffe dort de Gerlache, Amundsen und Danco, die beiden Maschinisten und vier Mann von der Mannschaft, alle todmüde infolge einer viertägigen Überfahrt, die nicht ohne Hindernis verlaufen war, und während der sie kein Auge hatten schließen können. Ihre Vorräte waren erschöpft, denn sie waren auf eine so lange Dauer der Überfahrt von Dänemark hierher nicht gefaßt gewesen. Trotzdem schien jeder in der besten geistigen Verfassung zu sein. Das Schiff macht einen guten Eindruck auf mich; seine Festigkeit ist augenfällig, und ich bin entzückt von seiner Eleganz. Seine Ausrüstung ist indes noch weit entfernt vollständig zu sein, sogar das Mastwerk muß manchen Änderungen unterzogen werden. Es wird schwer halten, in einem Monat reisefertig zu sein, vor allem, wo wir noch viel kostbare Zeit damit verlieren müssen, „die große Trommel zu rühren", um noch etwas Geld zusammenzubringen!

Nach einer kurzen Besprechung mit de Gerlache folgte ich meinem alten Promotionskameraden, dem Artillerieleutnant Danco, der sich vor Freude kaum fassen konnte, bei dem Gedanken, mit mir das Schiff zu besichtigen. Wie begeistert war er doch, dieser wackere Freund! Alles erschien ihm wunderbar! Er sprach mit außerordentlichem Eifer auf mich ein: nichts Schöneres und nichts Praktischeres gab es als unsere Wohnräume. Ich sollte mir gleich mein eigenes Urteil darüber bilden.

Er führte mich in eine winzige Kabine, die zuerst für die Leutnante Amundsen und Melaerts bestimmt gewesen, später aber umgeändert und als Kammer für den Kommandanten eingerichtet worden war; dann blieb er vor einer Tür stehen und rief aus: „Alles das ist ja sehr schön, aber nun kommt das Beste, du wirst davon entzückt sein.“ Er öffnete, und ich befand mich am Eingang zu einem Verschlag ohne Ventilation, in welchen kaum etwas Tageslicht durch eine Luke eindrang, die auf einen Gang ging. Nach einigen Augenblicken konnte ich darin einen Schrank unterscheiden, auf dem etwas wie ein Bett ausgebreitet lag, und in einer Ecke stand eine saubere, plump bemalte Kiste aus Eichenholz. Gerade unter diesem Lokal befand sich der Maschinenraum, aus dem ein fader Geruch von heißem Öl heraufkam.

Nach einigen prüfenden Augenblicken fragte ich neugierig: „Was ist das, der Lampenraum?“ „Der Lampenraum!“ rief Danco entsetzt aus. „Wie, du siehst nicht? Du bist nicht entzückt? Das ist doch deine Kammer!“ Ich war noch nicht aus dem Staunen heraus, als er fortfuhr: „Du darfst es mir glauben, es wird herrlich sein, und du wirst dich mit wenig Kosten wundervoll einrichten. Die Gelder der Expedition sind knapp, wir müssen uns alle behelfen so gut es eben geht.“ Er öffnete einen anderen Kasten, in dem eine schreckliche Hitze herrschte: „Siehst du, nun wirst du dich nicht mehr beklagen; hier werden Amundsen und Melaerts wohnen.“



Georges Lecointe,
zweiter Kommandant, Navigationsoffizier und Hydrograph.

Dann führte er mich noch durch die Kajüte und zeigte mir eine Art Gang: „Racovitza, Arctowski, der Doktor und ich werden hier untergebracht werden“[1]).

Nachdem ich dann meinen Rundgang durch das ganze Schiff beendet hatte, ging ich wieder hinauf auf die Kommandobrücke, wo ich de Gerlache ablöste, der sich zur Ruhe begab.

Und nach Antwerpen steuernd wiederholte ich mir mehr als einmal: „Du bist auf eine schöne Galeere geraten!“

Die „Belgica“ war, wie schon erwähnt, ein ehemaliges norwegisches Walfängerschiff, 30 m lang, 6,5 m breit mit 244 Tonnen Gehalt. Es wurde neu instand gesetzt und für die Reise, die es unternehmen sollte, eigens eingerichtet.

Der Rumpf des Schiffes aus norwegischem Holz von äußerster Dauerhaftigkeit war noch durch eine GreenheartEishaut verstärkt worden, die sich über seine ganze Länge hinzieht bis ungefähr zur Raheleiste hinauf und den Zweck hatte, den eigentlichen Rumpf gegen die Reibung mit dem Eis zu schützen.

Vorn verstärkt eine Anzahl Eisenbänder den Steven und gegen den Achtersteven zu stellen zwei Brunnen eine Verbindung zwischen dem Deck und dem Meere her. Der eine dieser Brunnen, das Hennegatt, das zum Durchlassen des Steuerruderkopfes nach oben dient, ermöglicht es, im Falle einer Havarie das Steuer leichter zu ersetzen. Der zweite dient zum Heben der Schraube, um sie vor dem Eise zu schützen, oder auch um unter Segel leichter vorwärts zu kommen.

Die „Belgica“ hatte eine Schraube aus schwedischem Stahl. Diese Schraube mit zwei Flügeln von geringer Breite war zum größten Teil vom Achtersteven verdeckt, wenn sie beim Segeln vertikal gestellt war. Außerdem besaß das Schiff noch eine Reserveschraube aus Bronze von gleichem Modell.

Die Maschine mit zweifacher Expansion hatte eine Nominalstärke von 35 Pferdekräften. Mit Volldampf (115 Umdrehungen) lief das Schiff sieben Seemeilen in der Stunde, bei gewöhnlicher Fahrt vier Seemeilen, endlich bei ganz sparsamem Kohlenverbrauch (1,8 Tonnen pro Tag) drei Meilen.

Die Maschine besaß nur einen Kondensator, der uns oft zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab, und eine einzige Zirkulationspumpe, die nur funktionieren konnte, wenn die Maschine im Gang war[2]). Dagegen konnten wir sie unter Umständen zum Entleeren des Kielraumes verwenden. Ich bemerke noch, daß unsere einzige Luft- und Wasserpumpe ein schadhaftes Druckventil ins Meer hatte, und daß die Speisepumpe und die Pumpe im Kielraum manchmal beide versagten.

Die Speisepumpe der Maschine war ein altes Ding, mit schlecht eingerichteten Röhren versehen.

Endlich besaßen wir noch eine Handspeisepumpe, die bloß bei den Versuchen ohne Dampf in Norwegen gebrauchsfähig war.

Der Dampfkessel der „Belgica“ war neu, aber so unglücklich konstruiert, daß man ihn an einzelnen Teilen nur sehr unvollkommen besichtigen konnte und an manchen anderen gar nicht. Wenn er gereinigt werden sollte, mußten wir uns in den Häfen, wo wir Aufenthalt nahmen, einen äußerst schmächtigen Jungen aussuchen, der gegen hohe Bezahlung sich dazu verstand, in die engen Zugänge hinabzusteigen und sie zu reinigen, wobei er

[1]) Die Wohnräume wurden während unseres Aufenthalts im Hafen von Antwerpen beträchtlich verbessert.

[2]) Wenn wir gestoppt hatten und die Aufrollwinde, die Dampfwinde oder die Lotmaschine in Gebrauch setzten, mußte die Zirkulation im Kondensator durch die Speisepumpe hergestellt werden, deren Leistung hierfür ungenügend war.

sich zu den sonderbarsten Stellungen darin zusammenkauern mußte. Diese Arbeit mußte keineswegs angenehm sein, denn trotz des unverhofften reichen Lohnes desertierte der so eingestellte Schlingel jeweils schon nach kurzer Zeit.

Als Hilfsmaschinen besaß die „Belgica" einen sehr praktischen Destillator, der zur Herstellung von Süßwasser auf dem Meer bestimmt war und uns während unserer Gefangenschaft im Eise äußerst nützlich war; dann eine mächtige Winde zum Aufholen der Schleppnetze und unter Umständen zum Gebrauche bei schweren Manövern; dann noch eine Maschine für die Rolle zum Aufrollen der Dredschleine, ein wahrhaftes Kleinod, das aus dem Kriegsarsenal in Kopenhagen hervorgegangen ist; endlich eine Le Blancsche Lotmaschine.

Ich habe hier unsere Maschine in technischer Hinsicht mit aller Offenheit kritisiert; gerechterweise muß ich nun aber auch anerkennen, und ich tue dies mit voller Genugtuung, daß diese so naiv konstruierte Maschine uns nur selten in Verlegenheit gebracht hat. Vielleicht verdanken wir gerade ihrer rohen Einfachheit die Stärke, mit der sie alle Hindernisse überwand.

Die „Belgica" war als Dreimasterbarke getakelt. Eine Besonderheit ihres Mastwerkes waren ihre Marssegel mit Rollen. Diese Art Segel, die sich für Schiffe mit hohem Tonnengehalt nicht empfiehlt, war dagegen für ein Schiff wie das unsrige sehr vorteilhaft: 1. sind zu einem Manöver nur wenig Mann erforderlich; 2. kann man sehr rasch ein oder mehrere Reff einstechen; 3. braucht man bei schlechtem Wetter keinen besonderen Mann in den Masten; 4. endlich funktionieren sie tadellos, sobald man beim Setzen und Streichen derselben darauf achtet, zuvor den Wind von hinten zu nehmen. Alle diese Vorteile sind von unschätzbarem Werte, wenn es sich darum handelt, Gegenden zu erforschen, wo das Wetter sich ganz plötzlich ändert.

Dieses System, das uns so schätzenswerte Dienste leistete, hat indes auch seine Nachteile: erstens nützt sich das Segeltuch an den Racken sehr rasch ab; zweitens müssen die Racke sehr genau angepaßt werden, denn, wenn sie zu klein sind, so zerreißt das Segeltuch, und sind sie zu groß, dann verdreht sie die Rolle und geht bei heftigem Wind von selbst aus ihrer Führung; drittens, wenn die Rolle aus dem Rack herausgegangen und unmöglich wieder sofort an Ort und Stelle zu bringen ist, so verbiegt sie sich dermaßen, daß es nachher schwierig wird, sie wieder hineinzubringen.

Das Steuerruder setzte sich aus einer Reihe gewichtiger Holzstücke zusammen. Es wurde entweder bei Fahrt unter Segel durch ein auf dem Achterschiff aufgestelltes Rad in Bewegung gesetzt, oder bei Fahrt unter Dampf durch ein solches auf der vorderen Kommandobrücke. Nun verloren wir aber bei jedem Wechsel des Steuerruders sehr viel Zeit mit dem Verpassen der Ketten. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wurde das System im Verlaufe der Fahrt geändert, und man benützte ein Tau ohne Ende, welches gleichzeitig um die Wellen der beiden Steuerappa ate ging.

An Ankern waren vier an Zahl vorhanden: zwei Buganker, jeder mit einer ungefähr 120 Meter langen Kette, ein Rettungsanker von geringerer Größe, und ein leichter Bootsanker. Man manövrierte sie mit der auf den Walern üblichen elenden Winde, da die Mittel der Expedition es nicht erlaubt hatten, eine Dampfankerwinde anzuschaffen.

Die Boote, vier an Zahl, bestanden aus zwei sehr schweren Robbenschlägerbooten, die fast nie in Gebrauch genommen wurden, einem guten Boot und einer Jolle. Die zwei letzteren waren von zierlicher Bauart, leider besaß die Jolle nur geringe Stabilität. Unsere Boote hatten keine Takelage zum Segeln; indes ließen wir am Ende unserer Über-

winterung eine solche herstellen, für den Fall, daß unser Schiff vom Eise zertrümmert würde, und uns nur die Boote als einziges Rettungsmittel blieben.

An Wohnräumen sind vorhanden:

Unter der Hütte die vom Stab bewohnten Kammern, mitten unter der Brücke das Laboratorium und im Vorderschiff im Zwischendeck der Mannschaftsraum.

Da die Planken und Schotten im Achterschiff doppelt sind, so hatte man, um die Wärme in diesem Teile leichter zu erhalten, dazwischen eine dicke Filzlage eingelegt.

Es wäre hier vielleicht die Beschreibung der Wohnräume des Stabes am Platze, indes werden wir später, wenn von der Eisbank die Rede sein wird, darauf zurückkommen.

Der Mannschaftsraum war groß, sehr gut gelüftet und empfing das Licht durch eine breite Luke. Er war mit sechzehn Betten ausgestattet, die leicht zugänglich und in zwei Etagen übereinander aufgestellt waren. Die Betten waren mit guten Matrazen und warmen Wolldecken versehen. Mitten im Raume waren ständig zwei Tische aufgestellt, während in der Nähe ein Waschtischchen sich befand, über dem ein winziger Spiegel hing. In einer Ecke war eine spärlich ausgestattete Bibliothek, und daneben war an der Schottenwand eine Karte aufgehängt, auf der wir die Schiffsroute einzeichneten.

Das auf dem Deck eingerichtete Laboratorium war durch zwei große Fenster und sechs breite Seitenöffnungen erhellt. Es war der Länge nach in zwei Abteile geteilt, das Steuerbordabteil, das Racovitza inne hatte, und das Backbordabteil, das für Arctowski reserviert war.

Auf Racovitzas Seite war eine große Bibliothek von hundert Bänden, die Abhandlungen über die antarktische Flora und Fauna enthielten, sowie Bücher zur Bestimmung ihrer einzelnen Gruppen; ferner ein Schrank, in welchem stufenweise Gläser in jeder Gestalt aufgestellt waren; endlich auf dem Tisch die Präzisionsapparate, während auf dem Boden Netze, Leinen und Fischgeräte aller Art aufeinanderlagen.

Auf Arctowskis Seite war alles dermaßen mit Marinethermometern, Anemometern, Barometern, Hygrometern, Wasserflaschen und Retorten in bizarren Gestalten verstellt, daß man sich fragte, wie es nur möglich ist, alles das so unterzubringen, daß es nicht durch das Schlingern und Stampfen des Schiffes zerbrochen wird.

Der Stab der Expedition setzte sich folgendermaßen zusammen:

Adrien de Gerlache, Kommandant der Expedition;

Georges Lecointe, zweiter Kommandant, Navigationsoffizier und Hydrograph, übernahm nach dem Tode des Leutnants Danco auch die physikalische Geographie.

Henryk Arctowski, Geologe, Ozeanograph und Meteorologe.

Frederick Cook, Arzt und Photograph, außerdem auch mit Anthropologie beschäftigt.

Emil Danco, mit der erdkundlichen Physik betraut, starb am 5. Juni 1898.

Antoine Dobrowolski, Assistent für Meteorologie.

Emil Georg Racovitza, Naturforscher.

Roald Amundsen, erster Leutnant.

Jules Melaerts, zweiter Leutnant.

Henri Somers, Obermaschinist.

Max Van Rysselberghe, zweiter Maschinist.

Unser wissenschaftliches Programm umfaßte vielfältige Fragen. Es machte uns namentlich zur Aufgabe: die Karte der durchfahrenen Erdgebiete zu entwerfen, zahlreiche astronomische, magnetische und Pendel-Beobachtungen anzustellen, die Trift des Schiffes zu studieren, falls dasselbe im Eise eingeschlossen würde, zahlreiche Beobachtungen über die

Temperatur, den Druck und den Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre auszuführen, die Wolken zu beobachten, das Südpolarlicht zu studieren, die Gesetze der Bewegung der Gletscher zu erforschen, Gesteinsproben von den Ländern, auf denen wir landen, mitzubringen; die Temperatur des Meerwassers und seine Dichtigkeit zu messen und Wasserproben aus verschiedenen Tiefen heraufzuholen, Dredschzüge mit dem Tiefsee- und Scharrnetz in allen Tiefen vorzunehmen und daraus Proben der Fauna und Flora mitzunehmen, durch Besteigungen die Höhen einer Anzahl von Bergen zu bestimmen; endlich eine Überwinterungsstation an Land zu errichten oder mit dem Schiff zu überwintern.

Dieses bei der geringen Anzahl unseres Personals allzu umfassende Programm war indes erforderlich, da wir uns in ein gänzlich unerforschtes Gebiet begaben.

Aber um Arbeiten von solcher Wichtigkeit und solcher Verschiedenartigkeit richtig durchzuführen, braucht man gut eingerichtete Laboratorien, man braucht ein vollständiges wissenschaftliches Material.

Nun konnte uns aber unser Waler nur ein ganz kleines Laboratorium abgeben, und der Stand unserer Finanzen hatte uns den Ankauf zahlreicher Instrumente nicht gestattet.

Es darf indes erwähnt werden, daß ein großes Schiff zum Manövrieren im Eise unvorteilhaft gewesen wäre, und seine Maschine eine zu große Menge Heizmaterial verbraucht hätte. Ebenso geht aus der folgenden Aufzählung hervor, daß wir über ein ziemlich umfangreiches wissenschaftliches Material verfügten, und wenn wir in unseren wissenschaftlichen Berichten das Fehlen gewisser Instrumente, die wir hätten brauchen können, besonders hervorheben, so geschieht es vor allem in der Absicht, diejenigen, die nach uns nach der Antarktis gehen werden, darüber aufzuklären; wir wollen, daß unsere Erfahrung ihnen zugute komme.

Das wissenschaftliche Material der Expedition läßt sich wie folgt gruppieren:

Navigation und Hydrographie: Drei große Chronometer und eine Torpedouhr, ein Hurlimannscher Sextant mit doppeltbrechendem Prisma und einem Fleuriaisschen Sternsucher, ein Gyroskophorizont von Admiral Fleuriais, ein flüssiger künstlicher Horizont, ein künstlicher Spiegelhorizont, ein Kompaß mit Winkelmaß, Metallineale, ein Feldtheodolit, ein Thomsonscher Regelkompaß, ein Fluidkompaß, eine Reihe von Kompassen für kleinere Fahrzeuge.

Erdphysik: Ein magnetischer Theodolit und eine Brunnersche Inklinationsnadel, ein Neumayerscher Magnometer und eine Sterneckuhr.

Meteorologie: Ein Marinebarometer, ein kleiner Aneroidbarometer, ein Schutzgehäuse auf der Schiffsbrücke, sechs Schleuderthermometer, zwei Psychrometer mit Zubehör, sechs Weingeistthermometer mit hundertteiliger Skala, ein Thermometer in Hartgummifassung für niedrige Temperaturen, zwei Paar Aragosche Aktinometer, ein „Sunshine Recorder“, ein Mohnscher Anemometer, eine „Pressure Tube“ zum Schätzen der Windstärke, drei Erdthermometer, ein Wolkenatlas, ein Alluardscher Hygrometer, mehrere wöchige Registrierapparate System Richard, nämlich ein Barometer, ein Hygrometer, ein Thermometer, ein Psychrometer, ein eintägiger Registrierthermometer gleichfalls von Richard; endlich verschiedene meteorologische Werke und Tafeln.

Ozeanographie: Eine Le Blancsche Lotmaschine, ein Le Bellocscher Lotapparat (kleine Maschine zum Loten im Boot), Lotstahldraht und Lotleine, drei Lote (System des Fürsten von Monaco), ein Lot mit Trichter, von Chabaud konstruiert (nach Angaben des Herrn Arctowski), drei Lote (modifiziertes System Sigsbee), ein „neues“ Lot (nach Herrn Arctowskis Angaben in der Antarktis konstruiert), drei Sigsbeeflaschen, eine

Buchananflasche, zwei Buchanansche Dichtigkeitsmesser, ein Abbescher Refraktometer, zwei Secchischeiben, ein Schwimmer zu Strommessungen den Küsten entlang, Flaschen mit weitem Hals zum Aufbewahren der Sedimentproben, Flaschen zum Aufbewahren der bei den Lotungen heraufgeholten Meerwasserproben im Laboratorium, zwei Eimer zum Wasserschöpfen an der Oberfläche des Meeres, Thermometerhülsen und zwei Zehntelgradthermometer zur Bestimmung der Temperatur des Wassers an der Oberfläche, Thermometerhülsen und Negretti und Zambra- sowie Chabaudthermometer zur Bestimmung der Tiefentemperatur, Rungsche Läufer, Forelsche und Ulesche Skalen, zwei Normalthermometer (zur Vergleichung, einer davon wurde vom Chemischen Laboratorium der Universität Lüttich geliefert), ein kardanisch montiertes Reagenzglas zur Bestimmung der Dichtigkeit des Wassers, ein Apparat zum Destillieren geringer Quantitäten Wasser, ein großer Glasbehälter zum Aufbewahren von destilliertem Wasser im Laboratorium.

Geologie: Ein Handbohrer (System Van den Broeck), ein Mikroskop, eine vom Mineralogischen Laboratorium der Universität Gent gelieferte Reagenzröhre und die Reagentien dazu, Reagentien mit Zubehör zur Ausführung qualitativer chemischer Analysen, zwei geologische Hämmer, zwei Pickel und eine Hacke, zwei Säcke für Gesteinsproben, eine genügende Anzahl leinener Säcke zum Aufbewahren von Sand usw., ein geologischer Kompaß, ein photographischer Apparat, ein Aneroidbarometer zu Höhenmessungen, ein Hypsometer, ein Fortinbarometer (kleines Modell).

Zoologie und Botanik: An Dredschapparaten: Vier Schleppnetze mit Bügel System Sigsbee von 5 und 7 Fuß Öffnung, ein kleines Schleppnetz, während der Überwinterung an Bord der „Belgica" angefertigt und beim Fischen durch ein im Eis ausgesägtes Loch verwandt; zwei Schleppsäcke mit eisernen Rahmen, eine Schwabberdredsche.

Fischerei: Ein zweimaschiges Netz, Palangern, verschiedene Leinen und Angeln, Reusen aus Draht und Weidengeflecht.

Tiefseefischerei: Drei Netze aus Seidenetamin mit Filtriereimer, zwei Netze System Buchet zum Fischen bei großer Fahrgeschwindigkeit, zwei Tiefseeschließnetze System Giesbrecht. Kleine Fischnetze, Harpunenkäscher, Handharpunen, Hacken usw., zwei Harpunenkanonen zur Jagd auf Waltiere, Jagdgewehre und Jagdkarabiner.

Eine Dampfwinde zum Dredschen, mit einer Dampftrommel mit 6000 Meter Stahlkabel, ein Lademast mit Dynamometer.

Ein vollständiges Laboratorium mit Mikroskopen, Sezierlupen, Sezierinstrumenten, verschiedenen Reagentien, 1500 Liter Alkohol, Becher, Glasröhren, Zinkwannen usw. Eine Botanisierpresse und Fließpapier zum Trocknen der Pflanzen.

Bibliothek: Dieselbe enthielt die meisten einigermaßen wichtigen Werke über die Antarktis, die französischen und englischen Segelanweisungen, die französischen Werke über Leuchtfeuer und die englischen Admiralitätskarten.

Die Vorräte jeglicher Art, die eine solche Expedition mitzunehmen hat, sind fast zahllos. Von besonderer Wichtigkeit ist das Heizmaterial. Die „Belgica" hatte von Antwerpen 120 Tonnen Briketts mitgebracht und 40 Tonnen Anthrazitkohlen, die für die Öfen an Bord und die Überwinterungsbaracken bestimmt waren. Außerdem waren 100 Tonnen Briketts nach Punta Arenas geschickt worden, das wir zu unserer Operationsbasis nahmen.

Aus Sparsamkeit hatte de Gerlache den Vorrat an Schmieröl, Füllwerk, Gebrauchsgegenständen für die Matrosen, Reservesegelzeug, Werkzeugen und Holz für den Heizer auf ein striktes Minimum beschränkt.

Die Vorräte an Kleidung wiesen dieselbe Sparsamkeit auf. Um die Grundsätze, die de Gerlache bei diesen Anschaffungen geleitet hatten, richtig zu verstehen, muß man sich den ursprünglichen Plan der Expedition vergegenwärtigen.

Die „Belgica" rechnete darauf, zu Anfang des südlichen Sommers 1897 in den antarktischen Sektor von Südamerika zu gelangen, sie wollte nachher die Eisbank entlang fahren und dann auf Viktorialand bei Kap Adare vier Mitglieder der Expedition, nämlich de Gerlache, Amundsen, Danco und Arctowski zu einer Überwinterung landen. Unterdessen sollte das Schiff eine Fahrt im Stillen Ozean unternehmen, sich in Melbourne verproviantieren und das Jahr darauf nach Kap Adare zurückkehren, um die Forscher wieder abzuholen.

Wenn also alles nach Voraussicht verlief, so brauchte man bloß für die vier Mann, die für die Überwinterung bestimmt waren, besondere Geräte und Kleidung bereit zu halten.

Eine vollständige Ausrüstung zum Überwintern für sämtliche Mitglieder anzuschaffen, wäre zu kostspielig gewesen. Man mußte sich daher mit der Hoffnung trösten (leider erwiesen die Ereignisse dieselbe gar bald als trügerisch!), daß, wenn die „Belgica" in der Eisbank eingeschlossen würde, es nicht weit vom offenen Meer der Fall wäre, daß dort ein Seeklima herrschen müsse, und das Schiff infolgedessen keiner großen Kälte ausgesetzt wäre. Noch eine andere Eventualität hätte das Anschaffen einer besonderen Ausrüstung für jedweden Mann erforderlich gemacht, nämlich die, daß das Schiff, nachdem es einen Teil des Personals am Kap Adare gelandet, im Eise zugrunde ging. Diese Möglichkeiten waren de Gerlache sicherlich nicht entgangen, aber der Mangel an den nötigen Mitteln zwang ihn dazu, sie nicht in Rechnung zu ziehen.

An Kleidungsstücken besaßen die vier Mann der Winterstation je einen Pelzanzug und eine besondere wollene Kleidung, welche sie sich selbst angeschafft hatten. Das Material bestand aus zwei Holzbaracken, zwei Schlitten, einem Zelt, Ski, kanadischen Schneeschuhen, Finnschuhen, Koemakers, Filzstiefeln, zwei kleinen Kochern, wovon der eine nach dem von Jackson verwandten System eingerichtet war.

Die besondere Kleidung, die für die andern Mitglieder des Personals für den Fall bestimmt war, daß alle überwintern mußten, bildete eine ziemlich ärmliche Garderobe. Die Lebensmittelfrage war natürlicherweise von nicht geringerer Wichtigkeit als die des Heizmaterials und der Kleidung.

Jedermann weiß, daß man sich nicht ohne Gefahr einem Klima von extremer Kälte oder extremer Wärme aussetzt. Fieber herrschen allerdings in den Südpolargegenden keine, aber andere Krankheiten entwickeln sich dort mit erstaunlicher Raschheit: Skorbut, Herzstörungen, Anfälle von Schwermut usw. Leutnant Danco wurde innerhalb acht Tagen von einer Herzkrankheit weggerafft. Die lange Polarnacht drückt das gesündeste und widerstandsfähigste Individuum schnell danieder und verursacht Blutarmut, die durch die übermäßigen Arbeiten, die natürlicherweise bei wenig zahlreicher Bemannung jedem zufallen, noch verschlimmert wird. Der Mangel an frischem Fleisch und fortwährender Genuß von Konserven zieht allmählich einen Widerwillen gegen jegliche Nahrung nach sich, während die Strenge des Klimas gerade im Gegenteil eine abwechslungsreichere und reichlichere Ernährung als die gewohnte erforderte.

Alle diese Erwägungen beweisen mehr als genug, daß die Wahl der Lebensmittel nicht dem Zufall anheim gestellt werden darf, da von dieser Wahl die Gesundheit und die körperliche und geistige Kraft des Forschers abhängt. Ich empfehle daher folgende Maßnahmen:

1. Die Nahrung muß möglichst abwechslungsreich sein.

2. Beim Verlassen des letzten Landungshafens nehme man nicht nur geschlachtetes Fleisch mit, sondern auch lebende Tiere wie Ochsen, Hühner, Gänse, Enten, Schweine, welch letztere besonders sich an Bord außerordentlich wohl befinden.

3. Man nehme konserviertes Fleisch von allen Sorten mit, nicht bloß gekochtes und gebacktes, sondern namentlich frisches, gepöckeltes, geräuchertes und gebratenes Fleisch; ebenso zahlreiche Arten von Gemüsen und Früchten.

4. Man spare vor allem für die Überwinterung sich außergewöhnliche Suppen, Gemüsekonserven und die verschiedenen Mehlsorten auf, damit sich bei der Besatzung in der Zeit, wo ein guter Appetit ihr besonders nötig ist, kein Widerwillen einstellt.

5. Man trage dem Geschmack und den Gewohnheiten der Leute an Bord Rechnung und richte sich nicht nach der Wahl, die Seeleute anderer Länder zuvor getroffen haben; Franzosen oder Belgier mögen nicht dieselbe Küche wie Norweger oder Chinesen und umgekehrt.

6. Da die Anstrengungen und Gefahren für alle die gleichen sind, so muß auch die Nahrung für Matrosen und Offiziere bis auf einige Einzelheiten dieselbe sein. Dieses Gleichheitsprinzip angenommen, darf man nicht etwa den Offiziersstab auf die Ernährungsweise eines gewöhnlichen Handelsschiffes beschränken, sondern der Mannschaft die Nahrung eines Stabes zukommen lassen, der, um seine Körper- und Geisteskräfte zu erhalten, gut genährt werden muß.

7. Endlich muß man während der ganzen Zeit der Vorbereitung auf die Expedition und der langen Fahrt durch den Atlantischen Ozean in jedem Landungshafen sich mit frischen Nahrungsmitteln (lebenden Tieren) verproviantieren können, ohne auf die Höhe der Ausgabe sehen zu müssen.

Aber eine solche Ernährung, wie ich sie hier empfehle, ist teuer, sogar sehr teuer. Wie soll man dieselbe mit einer strikt vorgeschriebenen Sparsamkeit in Einklang bringen?

Zwei Erwägungen standen sich gegenüber. Die eine sagte uns: Vergeßt nicht, daß die Gelder der Expedition nicht allzu reichlich sind! Vergeßt nicht, daß man subskribiert hat, und daß manche kleine Zeichner, die sich von den Erfordernissen eines großen Unternehmens keine richtige Vorstellung zu machen vermögen, vielleicht gerade darüber sich zu beklagen Anlaß finden könnten, daß die Mitglieder der Expedition sich auf ihre Kosten mit guten Sachen mästen wollten! Vergeßt das Zetergeschrei nicht, das sich erhob, als man das Gerücht im Umlauf setzte, ihr hättet „Gänseleberpasteten“ an Bord genommen, als ihr „Schweineleber“ einschifftet, deren Ankaufspreis der denkbar geringste ist! Vergeßt nicht, daß, wenn ihr auch Freunde und aufgeklärte Beurteiler habt, es auch nicht an unwissenden Nörglern fehlt und vor allem nicht an Neidern, die eifersüchtig sind auf eure Beharrlichkeit und den Ruhm, den ihr für euer Land zu erwerben sucht! Vergeßt die Presse nicht, richtet euch so ein, daß sie keine Urteilssprüche zu fällen in die Lage kommt! Nehmt euch zweimal in acht vor der Presse!

Energisch erwiderte die zweite Erwägung:

Kehrt euch nicht an das Geschwätz, das man über die Pantagruelsmähler wiederholen wird, die man euch zuschreibt. Fragt vor allem nichts nach der Presse; sie wird sich zwar bis in die kleinsten Einzelheiten mit euch beschäftigen, aber sie wird euch viel eher nach dem beurteilen, was ihr geleistet, als was ihr verzehrt habt. In ihrer Gesamtheit ist die Presse nicht ungerecht; die einsichtige Presse wird jederzeit anerkennen, daß die Gesundheit allein es ermöglicht, große Forschungen auszuführen, und wird die erste sein, welche die Einfalt unwissender Zeitungsblättchen, die euch kritisieren sollten, verspotten

wird. Gewiß muß man den Subskribenten gegenüber Rücksichten des Taktes walten lassen, aber hieße es nicht das Maß des Zulässigen überschreiten, wenn man sich einbilden wollte, die Subskribenten besäßen ihrerseits die Rücksichtslosigkeit euch auszubeuten?

Wie! die Mannschaft bezieht einen lächerlich geringen Sold und muß sogar einen guten Teil ihrer Ausrüstung selbst bezahlen, die Expedition nimmt die kostbare Zeit der Teilnehmer in Anspruch und kostet den meisten Mitgliedern des Stabes mehrere tausend Frank, und ihr macht ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie das Nötige verlangen? Dieselben Mitglieder des Stabes, die sich teuere Instrumente und Kleider angeschafft haben, könnten wohl noch einige 20 oder 30 Sous für die tägliche Ration darauf bezahlen, aber da sie einmal Anhänger des Prinzips der Gleichheit in der Ernährung sind, so lassen sie sich auch das gemeinsame Los willig gefallen! . . .

Wie oft müssen nicht alle diese Erwägungen unseren Kommandanten im Schlafe gestört haben. Er löste das Problem, indem er die tägliche Ausgabe pro Mann (Offiziere und Mannschaft) auf einen Betrag von weniger als zwei Frank feststellte, das Trinken mit eingerechnet.

Die „Belgica“ nahm 500 Kilogramm Tonit[1]) mit, das zum Sprengen der Eisblöcke bestimmt war, deren Nähe gefährlich würde, oder um solche wegzuschaffen, wo sie etwa den Zugang zu einer Wake mit offenem Wasser versperren sollten. Das Anzünden mußte mittelst Bigfordlunten und Knallquecksilberkapseln bewerkstelligt werden, wovon wir einen ziemlich großen Vorrat hatten.

Endlich besaßen wir noch sechs große Eissägen, die uns unschätzbare Dienste leisteten, indem wir mit Hilfe derselben die Löcher zum Loten und Fischen herstellten und uns schließlich im Jahre 1899 mittelst derselben sogar aus dem Eise herauszuarbeiten vermochten.

---

[1]) Ein Explosivstoff, dessen Wirkungen dieselben sein sollten wie die des Dynamits.

Zweites Kapitel.

Im Hafen von Antwerpen.

Im Augenblick, wo die „Belgica“ in Antwerpen ankam, enthielt das Laboratorium noch absolut gar nichts. Es mußte noch ein Teil der Wohnräume geändert, die Maschine instand gesetzt, Vorräte und Lebensmittel eingenommen, eine Vervollständigung der Bemannung vorgenommen werden. Es mußten - oh die Qual! noch 80 000 Fr. aufgebracht werden, eine zur Ausführung des Unternehmens unumgänglich notwendige Summe!

Wie sollte de Gerlache aus dieser Sackgasse herauskommen?

Um meinen Seelenzustand richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß meine Reise nach der Antarktis plötzlich und auf telegraphischem Wege entschieden worden war, daß ich mich eben erst in der französischen Kriegsmarine angelernt hatte, und daß, wenn ich bereit war, die Rolle als Navigationsoffizier zu übernehmen, mich also mit Hydrographie und astronomischen sowie magnetischen Beobachtungen abzugeben, ich mir keinerlei besondere Befähigung zu einer Fahrt nach den südlichen Regionen zuerkannte. Die ersten Tage konnte ich mich gar nicht zurechtfinden. Nichts kam mir so außergewöhnlich vor wie dieses Schiff, das eine Forschungsreise unternehmen sollte, und unter dessen noch nicht einmal vollständiger Bemannung sich bereits einige undisziplinierte und sogar gefährliche Matrosen befanden.

Da de Gerlache keine Musterrolle hatte, so hatten wir keinerlei Strafbefugnisse über die Leute außer der Entlassung. Und dabei mußte man überdies noch die Folgen berücksichtigen, welche die Anwendung irgend einer Disziplinarstrafe bei der Außenwelt nach sich gezogen hätte. Die noch schwankende öffentliche Meinung hätte uns unrecht gegeben und im Stiche gelassen . . .!

Nach Verlauf von einigen Tagen klärte sich glücklicherweise unsere Lage; ein paar Mann zogen sich von selbst zurück, andere besserten sich — vorläufig.

Es blieb also nur noch die Geldfrage. De Gerlache entschloß sich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf uns zu ziehen, auf dem Kai eine Ausstellung der Ausrüstungsgegenstände der „Belgica“ zu veranstalten.

Fünf Tage lang herrschte ein Arbeitsfieber ohnegleichen; der Stab wetteiferte mit den einfachen Matrosen in rastloser Arbeit. Racovitza überredete sogar einen guten Freund, der gekommen war, um ihm Lebewohl zu sagen, bei unserer Arbeit mitzuhelfen; und mit Hammer und Nägeln versehen arbeitete der wackere Bursche unablässig an den Überwinterungsbaracken.

Endlich waren die Lager aufgeschlagen, Harpunen, Netze, Anoraks, Schuhwerk, Schneeschuhe und Schlitten herausgeholt und, um Neugierige anzulocken, recht bunt zusammengestellt.

Dann kam eine noch ungewöhnlichere Periode. Acht Tage lang überlief man uns mit Besuchen. Für jedermann mußte man ein freundliches Lächeln haben, besondere Rücksichten den Vertretern der Presse bezeigen und von morgens bis abends eine kleine Ansprache zum besten geben, ähnlich wie ein Marktschreier auf dem Jahrmarkt, der, vor seiner Bude stehend, dem Publikum zuruft: „Treten Sie ein, meine Herrschaften, sehen Sie sich das Wunder an, das hier drinnen zu sehen ist." Es fehlte uns nur etwas an Übung und Stimme zu diesem Berufe, aber im Grund lief es auf dasselbe hinaus.

Vor einer unaufhörlich sich erneuernden Zuhörerschaft gaben wir Erklärungen über Fischen, Loten, Dredschen, sogar über die Eisbank, die wir noch nie gesehen hatten! — Mitunter brachten uns die Fragen, die man an uns stellte, etwas aus der Fassung. Eine hübsche Dame in tadellos sitzender schwarzer Toilette bittet uns, ihr den Weg zu zeigen, den Nansen nach dem Südpol gemacht hat! Voll schonender Rücksicht auf ihre etwas schwachen geographischen Kenntnisse schieben wir eine Nordpolarkarte auf die Südpolarkarte und geben die gewünschte Auskunft, ohne daß die schöne Besucherin über ihre Frage zu erröten brauchte. Ein einflußreicher Politiker fragt uns mit pfiffiger Miene, weshalb wir uns die Mühe machen, Wasserproben aus verschiedener Tiefe heraufzuholen, wo es doch so leicht sei, solche mit einem Eimer an der Oberfläche zu schöpfen!

Eine andere Dame bedauert uns lebhaft wegen der schrecklichen Hitze, die wir am Südpol auszustehen haben würden. Ein Herr erzählt uns vertraulich, daß es eine der wichtigsten Fragen der Geographie sei, die genaue Entfernung der beiden Pole voneinander zu bestimmen, und daß es unter diesem Gesichtspunkte vielleicht von Vorteil wäre, über den Nordpol zu gehen um nach dem Südpol zu gelangen. Wir haben diese Idee noch nicht zur Reife bringen können!

Und das ist nun tagelang unsere Beschäftigung. Abends, wenn wir manchmal mit Arctowski und Racovitza zusammen sind, beklagen wir die kostbare Zeit, die wir verlieren müssen, während wir jeden Augenblick dazu brauchen könnten, unsere Instrumente zu regulieren und gewisse Fragen nochmals zu prüfen.

Die Zeit verstreicht, und das Geld geht immer nicht ein. Endlich läßt eines Morgens Herr Schollaert, Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts, seinen Besuch auf 4 Uhr nachmittags anmelden. Alsbald erwacht in uns ein neuer Hoffnungsschimmer.

Zur festgesetzten Stunde besucht der Minister, begleitet von seinem Kabinettchef Van Overbergh und dem Abgeordneten Helleputte, das Schiff und läßt sich des längeren unsere Absichten und Reisepläne auseinandersetzen. Als er uns um 6 Uhr verläßt, gibt er uns noch keinerlei Versprechen, aber aus seiner befriedigten Miene lesen wir aufrichtige Ermutigung.

Tags darauf beantragt die Regierung bei den gesetzgebenden Körperschaften einen weiteren Kredit von sechzigtausend Frank, und der Antrag wird einstimmig angenommen.

Endlich!

Dieses „endlich" gilt vor allem für de Gerlache, der seit drei Jahren für seine Expedition bettelte und alle Demütigungen, allerdings mit ungetrübtem Gleichmut, über sich ergehen ließ — wenn sie nur etwas einbrachten.

Was für ein Leben!

Aber unserem wackerern Kommandanten sollte vor der Abfahrt noch eine ernste Unannehmlichkeit widerfahren.

Als die „Belgica" Norwegen verlassen hatte, war das Schiff ohne Ladung. Um ihm Ballast zu geben, hatte de Gerlache zwölf große Behälter mit Wasser füllen lassen,

die unten im Raum standen und ursprünglich zur Aufnahme des beim Fischfang während der Nordlandfahrten gesammelten Tranes dienten.

Zur Erleichterung des Dienstes unserer an Zahl beschränkten Mannschaft bot sich der Feuerwehrkommandant dazu an, uns den Raum zu leeren. Das genügte gerade, um das Gerücht in Umlauf zu bringen, das Schiff sei leck.

Um das Mißgeschick voll zu machen, war ein ins Meer gehendes Druckventil nicht richtig angepaßt. Als dann das Schiff sein Heizmaterial eingenommen hatte und beladen wurde, kam das Ventil unter die Wasserlinie zu liegen. Das Wasser drang also tatsächlich einige Augenblicke lang in das Schiff ein. Alsbald wurden ernstliche Besorgnisse laut, und es fehlte nicht viel, so wäre de Gerlache zur Beruhigung der öffentlichen Meinung gezwungen worden, ins Trockendock zu gehen.

Das hätte eine Verzögerung der Abreise um ein volles Jahr bedeutet, vielleicht sogar das vollständige Scheitern der Expedition! De Gerlache setzte sich mit solchem Eifer und Geschick gegen das Gerücht zur Wehr, daß es ihm schließlich gelang, die Befürchtungen zu zerstreuen.

Am 15. August 1897 verließ die „Belgica“ morgens in der Frühe die Flutbecken und wurde am Kai des Schiffes der Geniepontoniere vertaut. Mittags wurde uns ein großartiger Empfang vonseiten des Antwerpener „Jacht-Klubs“ zuteil, dessen Flagge wir aufgezogen hatten. Mehrere Generäle nahmen an dem Feste teil.

Gegen 6 Uhr trennen wir uns nach herzlicher gegenseitiger Verabschiedung. Da ich über freie Zeit zu verfügen habe, begebe ich mich nach Château de Niel, wo — meine Verlobung entschieden wird.

Wie köstlich doch diese letzten Stunden verliefen! Wieviele Ratschläge und Empfehlungen! Ich muß das Versprechen abgeben, mich wohl in acht zu nehmen, mich dort unten im Eise warm zu kleiden, keinerlei Unvorsichtigkeit zu begehen! — Ich versprach alles.

Drittes Kapitel.

Falsche Abfahrt.

Den 16. August 1897 war an Bord schon mit Tagesanbruch jedermann auf den Beinen. Die letzten Vorräte wurden an Bord genommen, während wir auf der Brücke den Thomsonschen Kompaß besichtigten, den wir endlich bekommen hatten.

Um 8 Uhr war die Reede festlich beflaggt, die zahlreichen Schiffe im Hafen hißten ihre großen Flaggen, während wir mit einer gewissen Beklommenheit unsere Farben zeigten.

Die „Belgica" wird alsbald von einer Menge von Verwandten und Freunden überlaufen[1]). Wieviele Reden! Welches Durcheinander von Redensarten! Seit einem Monat sprach man von uns nur noch mit Epitheta wie: kühn, mutig, wacker, tapfer, hervorragende Männer, Gelehrte usw.! Es ist unerhört, wie schnell man sich an solche Ehre gewöhnt, besonders wenn man noch nichts getan hat, um sie zu verdienen.

Am 16. August war es noch ganz anders. Man gab uns diese Beiwörter alle auf einmal! Man umarmte uns, sogar Leute, die uns kaum kannten! Man bestürmte uns fast flehentlich mit der Bitte: „Bringen sie mir ein kleines Andenken aus den Polarregionen mit, einerlei was es ist, wenn es nur etwas von dorther ist." Und wir antworteten immerzu: „Ja gewiß, selbstverständlich." Ich versprach einige zwanzig Mal — das Fell des ersten „Eisbären", den ich auf der Expedition erlegen würde. Mein Versprechen war nicht schwer einzulösen!

Punkt 10 Uhr wird der Anker gelichtet. Die Besucher haben uns wieder verlassen; es bleiben nur noch die Mitglieder der Familie de Gerlache und zwei ihrer engeren Freunde an Bord.

Die „Belgica" wendet und fährt an dem Kai entlang, wo sich eine begeisterte Menge aufgestellt hatte.

Auf dem großen Ponton spielt die Militärmusik die Nationalhymne, in deren Klänge sich das ferne Glockengeläute der Kathedrale mischt, von deren Turmspitze herab eine riesige belgische Flagge und Wimpel wehen. An Bord der „Belgica" wird die Flagge niedergelassen, dann langsam am Flaggenstock gehißt. Die Mannschaft bricht in den Ruf aus: „Es lebe Belgien!", während die Mitglieder des Stabes ihr Haupt entblößen[2]).

[1]) Was mich angeht, so hatte ich meine Familie, deren Mitglieder sehr zahlreich sind, gebeten, am Tage der Abreise nicht an Bord zu kommen, um mir Lebewohl zu sagen. Ich wollte keine Rührszenen an Bord haben. Mein Wunsch wurde respektiert; bloß mein älterer Bruder kam, um mir im letzten Augenblick die Hand zu drücken, und zog sich dann sofort wieder zurück.

[2]) Die Herren Arctowski, Danco und Racovitza sollten mit den offiziellen Persönlichkeiten auf der „Émeraude" an Bord gebracht werden.

Wir fahren in Begleitung einer großen Zahl hübsch beflaggter kleiner Schiffe.

Da ist der „Brabo“ des Herrn R. Osterrieth, die „Mariana“ des Barons t'Serclaes, der „Expreß“ des Herrn Cogels; dort die „Nixe“ des Herrn Karcher, die „Lorelei“ des Herrn Reiß, die „Sauvette“ des Herrn Hanssens; weiter weg die „Mimosa“ des Herrn Nyßens, der „Colibri“ des Herrn Walcharts und die „Oscar und Virginie“ des Herrn Lissnyder; noch weiter weg die „Vague“, „Telegraaf III.“, „Telegraaf IV.“ usw.; nicht zu vergessen die graziöse „Mouette“, die ihr Besitzer, Herr Albert Grisar, der zweite Sekretär des Jacht-Klubs, ein ausgezeichneter Seemann und einer unserer besten Freunde, steuert. Es ist herrliches Wetter, der Himmel ist blau, und die Sonne sendet die ganze Glut ihrer Strahlen hernieder.

Von der Reede steigt der Lärm empor, die Kanone donnert vom Jacht-Klub her, die Sirenen der Schiffe senden ihre gellenden Laute herüber, denen der Pfiff der „Belgica“ antwortet, und in ruhigen Momenten dringen die Klänge der Brabançonne bis zu uns.

In der Ferne kommt hinter uns ein Dampfer, der uns einzuholen sucht. Es ist die „Émeraude“, das offizielle Schiff mit dem Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts, den Präsidenten der Geographischen Gesellschaften von Brüssel und Antwerpen, Senatoren und Abgeordneten, Mitgliedern der Akademie und der großen Menge unserer Freunde an Bord.

Wir fahren dicht am „San Francisco“ von der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten vorüber, salutieren gegenseitig, und während wir die Flagge der befreundeten Republik hissen, antwortet die Musik des Kriegsschiffes mit unserer Nationalhymne.

Während die „Belgica“ in Doel das Tonit einladet, fährt die „Émeraude“ heran, und die Zivil- und Militärbehörden kommen zu uns an Bord.

Der Minister Schollaert richtet dann eine Abschiedsansprache an uns, ein paar einfache, aber herzliche und aufmunternde Worte.

Einige Augenblicke darauf verlassen uns die Passagiere der „Émeraude“, und wir setzen nach Einnahme unserer Ladung die Fahrt weiter fort.

Plötzlich erscheint vor uns ein Kreuzer. Es ist der „Kortenaar“, den Ihre Majestät die Königin der Niederlande uns entgegenschickt.

Das holländische Schiff hißt unsere Flagge und grüßt die „Belgica“ mit 21 Kanonenschüssen, während die gesamte Besatzung an der Seite vorbeizieht.

Die „Belgica“ und mehrere Jachten ihrer Begleitung antworten, indem sie die holländischen Farben am Großmast hissen. Dann stimmen die Belgier in einem begeisterten Ausbruch der Dankbarkeit für diesen Höflichkeitsbeweis vonseiten der Königin Wilhelmine die niederländische Nationalhymne an. Wie weit weg liegen doch die Händel von ehemals! Heute herrscht aufrichtige Freundschaft zwischen beiden Völkern.

Aber in dem Maße, wie wir uns von der belgischen Grenze entfernen, nimmt auch unsere Begleitung ab.

Bald wendet die „Émeraude“, und es bleiben nur noch einige Jachten, die mit uns auf der Steuerbordseite des gewaltigen „Kortenaar“ dahinfahren.

Gegen 3 Uhr nähert sich uns der „Brabo“, die Eltern des Kommandanten de Gerlache und Frau Osterrieth kommen zum Abschiednehmen an Bord. Eine tiefe Bewegung ergreift unsere Herzen, wie wir diesen Vater und diese Mutter ihren Sohn umarmen sehen, vielleicht zum letztenmal! Es überkommt mich eine Rührung; ich denke an meine teuern Eltern, an den Schmerz, der sie niedergedrückt hätte, wenn sie diesen Tag erlebt hätten! — De Gerlache steht neben mir, seine Schulter berührt leicht die meinige; ich lese aus seinen Augen und denen seiner Mutter einen tiefen Schmerz und,

um zugleich der Mutter und dem Sohne Mut zuzusprechen, trete ich zu Frau de Gerlache und sage ihr, wegen der Zukunft dürfe sie unbesorgt sein, meine Gefährten und ich brächten ihren Sohn wieder und vertrauten rückhaltlos auf den Erfolg der Expedition.

Nach dem letzten Lebewohl läßt man die Taue schießen, und jeder kehrt auf seinen Posten zurück. Der „Brabo" entfernt sich; de Gerlache sieht ihm vom Krähennest aus noch lang nach. Ein ganz kleiner Dampfer hat uns nicht verlassen, es ist der „Expreß", an dessen Bord sich der Eigentümer, Herr Cogels, sowie die Herren Joostens und Mols befinden.

Eine Stunde lang begleitet uns die Jacht noch. Um uns dann im Augenblick der Trennung ein fröhliches Zeichen ihrer Sympathie zu geben, machen uns diese Herren ihre Ehrenbezeigungen nach Art der Kriegsschiffe. Der eine von ihnen läßt die Flagge nieder, ein anderer schießt, mit einem Repetiergewehr bewaffnet, eine nimmer enden wollende Salve ab, der dritte bläst auf — einem Jagdhorn eine schmetternde Brabançonne, während ein am Seil der Sirene hängender Matrose die Pfeife heulen läßt und ein Steuermannsgehülfe das letzte Lebewohl durch ein Signal aus dem Signalbuch sendet!

Diese äußerst spaßhafte Parodie spielt sich in geringer Entfernung vom „Kortenaar" ab, dessen Stab sie wohl sehr belustigt hat.

Allmählich kommen die Schüsse außer Hörweite, nur das zeitweise aufblitzende Feuer verrät sie noch; von der Brabançonne vernimmt man bloß noch einen leisen Hauch, die Heimat ist schon weit weg, aber die Stimme der Sirene erinnert uns noch an unsere fröhlichen guten Freunde.

Jetzt ist alles ruhig an Bord und, wie es scheint, traurig. Eine Brise hat eingesetzt, dicke schwarze Wolken ziehen herauf, die Schelde ist unruhig bewegt, und die zurückkehrende Flut kommt uns entgegen. Wir kommen nur langsam vorwärts.

Es ist festgesetzt, daß wir die Nacht in der Reede von Vlissingen verbringen, um wieder etwas Ordnung auf unserem Schiffe herzustellen.

Nach einem Signalwechsel mit dem „Kortenaar" wird bestimmt, daß wir erst tags darauf um 8 Uhr morgens wieder in See gehen; dann gehen wir vor Vlissingen vor Anker, während der „Kortenaar" im Hafen Unterkunft findet.

Während die Mannschaft mit verschiedenen Arbeiten zu tun hat, ist der ganze Stab in der Kajüte versammelt und fertigt eine große Anzahl von Kopien einer Art Proklamation an, welche de Gerlache an Belgien richtet.

Diese Arbeit macht uns außerordentlich viel Spaß, da ein jeder von uns sich abwechselnd unterbricht, um irgend welche entsprechende Bemerkungen zu machen, die de Gerlache übrigens mit vollkommen heiterer Miene mitanhört.

Als die Arbeit beendigt ist, nimmt der Lotse unsere Postsachen mit, und wir begeben uns bis zum andern Morgen zur Ruhe.

Am 17. August kommt um 8 Uhr morgens der „Kortenaar" wieder heran, und wir lichten den Anker.

Kaum ist die Schraube im Gange, so meldet der Maschinist, daß man sofort stoppen müsse, da der Kondensator ungewöhnlich heiß sei[1]).

[1]) Um das Wasser aus dem Raum zu schaffen, hatte man die Zirkulationspumpe benutzt; aber aus dem Raume stammende Kohlenreste, die in die Pumpe hineingeraten waren, hatten sie verstopft.

Sofort gibt de Gerlache Befehl, den Steuerbordanker auszuwerfen. Als dieser 20 Meter von Bord ist, bleibt die Kette auf der Winde hängen!

Das Schiff stampft; es bekommt sogar ziemlich heftige Stöße, denn der Anker kommt nicht auf Grund; ihn wieder empor zu bringen ist ebenso unmöglich wie mehr Kette auszuvieren. Wir drehen nach allen Richtungen, und das Schiff steuert fast nicht mehr[1]).

Um die Situation den Holländern gegenüber zu retten, läßt de Gerlache ein Boot aussetzen und begibt sich an Bord des „Kortenaar", um einen Dankbesuch abzustatten. Dort trinkt er langsam in kleinen Zügen das Glas Portwein, das man ihm vorsetzt; er will uns Zeit lassen, die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Vergebliche Hoffnung; das Manöver geht mit bedächtiger Langsamkeit vor sich. Da setzte de Gerlache dem Kommandanten des „Kortenaar" unsere Schwierigkeiten auseinander und bittet ihn, in Anbetracht der jüngsten Kritik über unser Schiff, von diesem Vorfall nicht zu sprechen.

Nach Verlauf von drei Viertelstunden kommt de Gerlache an Bord zurück. Der Knoten, der sich an der Kette gebildet hatte, war endlich gelöst. Da die Maschine auch wieder repariert war, so setzen wir die Fahrt endlich fort.

Infolge des Widerstandes, den der nicht heraufgeholte Anker leistete, vermochten wir das Steuer nur schwer zu regieren, so daß der „Kortenaar" im Glauben, wir nähmen einen schlechten Kurs, uns überholt, als wollte er uns den richtigen Kurs angeben.

Ein Gefühl tiefster Beschämung überkam mich in diesem Augenblick. Alle Befürchtungen der letzten Tage kamen mir wieder in den Sinn. Voll Unmut wandte ich meine Blicke von dem nicht kompensierten und nicht regulierten Regelkompaß ab, an welchem der Verfertiger sogar die Albidade zur Höhenbeobachtung anzubringen vergessen hatte.

Endlich wurde der Anker wieder an Ort und Stelle gebracht, und das Schiff setzte seinen Kurs fort[2]).

Um Mittag setzen wir einen Teil der Segel aus, aber gegen 4 Uhr kommen wir beinahe nicht mehr weiter; wir haben widrigen Wind und widrige See. Überdies hat die Flut gewechselt, und die Strömung kommt uns entgegen. Der „Kortenaar" erkennt unsere Lage und macht sich erbötig, uns ins Schlepptau zu nehmen, was wir bis zur Ebbe annehmen. Um 5 Uhr 40 Minuten sind wir vor dem Leuchtfeuerschiff „Wandelaar", wo der „Kortenaar" uns verlassen soll.

Das Schlepptau wird losgelassen, der Kreuzer fährt dicht an der „Belgica" vorbei, und die holländische Besatzung grüßt uns mit lebhaften Zurufen, während die unsrige mit dem Rufe erwidert: „Es lebe Holland!" Beide Schiffe streichen ihre Flaggen. Die „Belgica" gibt das Signal „Dank", der „Kortenaar" antwortet: „Glückliche Reise", worauf die „Belgica" nochmals mit „Dank und Lebewohl" erwidert. Dann entfernen sich die Schiffe voneinander und kommen sich bald außer Sicht.

---

[1]) Einen zweiten Anker anzuwerfen, konnte gar nicht in Frage kommen; die beiden Ketten hätten sich wahrscheinlich übereinander gedreht, und bei der augenblicklichen Beschaffenheit der See hätte unsere Lage kritisch werden können.

[2]) In der Maschinenkammer herrschte schon immer eine gewisse Anarchie. Bereits in Antwerpen hatte sich Van Rysselberghe zurückgezogen, während der Kommandant besonderer Umstände halber auf die Dienste des Herrn Somers hatte verzichten müssen. Da sich zwei andere Maschinisten D. und P. angeboten hatten, so hatte Herr Somers vorgeschlagen, sie während der Überfahrt von Antwerpen nach Vlissingen mit der Maschine bekannt zu machen. Dort machte er dem Kommandanten dann den Vorschlag, noch bis Montevideo mitzufahren.

Auf dem Deck der „Belgica“ herrscht große Unordnung. Kisten und Gegenstände aller Art, die im Raum keinen Platz gefunden, liegen wirr durcheinander. De Gerlache und ich sind auf der Brücke, und sonderbarer Weise bekomme ich die Seekrankheit nicht[1].

Racovitza ist in seinem Laboratorium. Danco geht spazieren und raucht dabei seine Pfeife wie ein alter Seebär; Arctowski, der sich in der Hütte niedergelassen hat, ist sichtlich unwohl.

Ich gehe zu ihm hin, um ihm zu sagen, daß einer seiner Koffer das Deck versperrt und im Raume, der bereits voll ist, keinen Platz mehr finden kann. Er fordert mich sofort auf, ihn über Bord werfen zu lassen. Er erhebt sich sogar einen Augenblick, um die Ausführung seines Urteilsspruches mitanzusehen -- verfällt aber dann wieder in seine schmerzlichen Betrachtungen!



Racovitza in seinem Laboratorium an Bord der „Belgica“.

Plötzlich meldet uns der Maschinist, daß die Druckröhre der Speisepumpe geplatzt sei, und daß es trotz der provisorischen Reparatur derselben unmöglich sei, unter solchen Umständen von Belgien fortzufahren.

[1]) Ich bin viel auf See gewesen, auf Panzerschiffen, Kreuzern, Torpedobooten, Paketbooten und Segelfregatten, und immer und überall habe ich die Seekrankheit gehabt. Ich bekam sie sogar, wenn wir mitunter auf schlecht geschützten Reeden vor Anker lagen. Ich habe dabei immer so gut als möglich reagiert und den Dienst niemals aufgegeben. Übrigens war es mir dabei, trotz des harten Tributs an Neptun, nicht besonders übel. Dabei war das Sonderbare, daß die Krankheit bei sehr schlechtem Wetter aufhörte, um, sobald Windstille eintrat, desto unnachsichtlicher wiederzukehren. Gewisse Tatsachen könnten die Vermutung nahelegen, daß dieses Übel mitunter von Suggestion herrührt. So war ich einmal beim aktiven Mittelmeergeschwader an Bord des „Magenta“ und hatte eben mehrere Wochen lang die Seekrankheit gehabt. Ich begebe mich dann eines Tages im Golf Juan an Land und gehe nach Nizza, wo ich endlich ein Essen hinunterbringe, das bei mir bleibt! Auf meiner Rückkehr nach dem Golf Juan verlange ich abends in einem Hotel am Strande ein Zimmer, öffne das Fenster und erblicke in der Ferne den „Magenta“, der bei etwas unruhiger See auf und ab schwankt. Meine Augen verfolgen mit Vergnügen den Kreuzer, da sehe ich plötzlich wie mein Balkon auf und nieder geht – ich hatte von neuem die Seekrankheit! Ich habe ähnliche Fälle bei manchen Seeoffizieren festgestellt.

Es bleibt nur die eine Löſung, nach Oſtende zu fahren, wo die Maſchine auf der Staatswerft gründlich unterſucht werden kann.

Nachdem beſchloſſen worden war, dieſen Weg einzuſchlagen, wurde um 2 Uhr morgens bei ſtockfinſterer Nacht die „Belgica“ vor Oſtende, einige Meter von der Jacht des Königs, der „Clementine“, entfernt, verankert und vertaut.

Bereits um 4 Uhr morgens iſt mein Bruder, Oberingenieur bei der Marine, mit einigen Maſchiniſten an Bord. Nach genauer Unterſuchung wird feſtgeſtellt, daß die „Belgica“ einige dringende Reparaturen nötig hat, die eine Arbeit von mehreren Tagen beanſpruchen werden.

So befindet ſich nun die „Belgica“ wiederum in Belgien, während ſie ſchon mindeſtens einen Monat lang nach dem Süden hätte unterwegs ſein müſſen!

Viertes Kapitel.

In Ostende.

Es war eigentlich eine ganz gute Idee von unserer Maschine, daß sie in Unordnung geriet! Wir können jetzt wenigstens teilweise die Lücken unserer ersten Vorbereitungen ausfüllen.

Während die Staatsmechaniker und die Maschinisten an Bord ihre Arbeit verrichten, die Matrosen die Verstauung des Materials und der Lebensmittel vornehmen, Racovitza und Arctowski ihr Laboratorium einrichten, bin ich eifrigst bemüht, den Regelkompaß zu regulieren und astronomische Beobachtungen zur Kontrolle der Chronometer vorzunehmen.

Das Publikum versucht wiederum, aber diesmal vergeblich, unser Schiff mit Besuchen zu überlaufen. Wenige Personen werden bloß an Bord gelassen, und auch diese müssen sich das Schiff allein ansehen, da niemand von uns Zeit hat, ihnen als Führer zu dienen.

Am 18. August, 9 Uhr morgens, wird es unruhig auf der königlichen Jacht; der König kommt nach einer Stunde und wird sich an Bord der „Clementine" begeben. Die „Belgica" macht sofort ein bißchen Toilette, um sich ein vorteilhafteres Aussehen zu geben.

Punkt 10 Uhr fährt der König in seinem Dampfboot, das keinerlei Unterscheidungszeichen trägt, auf der Reede her.

Wir lassen sämtliche Mann auf Deck antreten, und in dem Augenblick, wo das Boot vor uns vorbeifährt, bringt der wachthabende Offizier den Ruf aus: „Es lebe der König!", der von der Besatzung mit Begeisterung wiederholt wird. Gleichzeitig geht die belgische Flagge langsam nieder, um den Souverain zu begrüßen.

Seine Majestät steigt an Bord der „Clementine", stellt sich an die Reeling und fragt: „Wo ist der Kommandant dieses Schiffes?" De Gerlache geht vor und zeigt sich. Der König gibt ein Zeichen, und ein paar Augenblicke darauf kommt er an Bord unseres Schiffes.

Dann zieht die Mannschaft wiederum an der Seite vorbei, der Flaggengruß wird wiederholt, während eine mächtige Flagge am Großmaststopp[1]) gehißt wird.

Der König an Bord der „Belgica"! Endlich sollten wir des Rätsels Lösung erfahren.

Während der ganzen Vorbereitungszeit der Expedition hatte der König uns gegenüber strengste Zurückhaltung beobachtet, ein Verhalten, das für jeden von uns ein Rätsel war.

[1]) Es ist das so bei der Kriegsmarine üblich, wenn das Staatsoberhaupt an Bord ist.

Wie sollte es möglich sein, daß der Souverain, der das Riesenwerk am Kongo geschaffen, kein Interesse hätte an einer belgischen wissenschaftlichen Expedition, zu der zahlreiche Mitglieder der Akademie mitgeholfen, die von der Regierung moralisch unterstützt worden war, für welche sein Volk eine öffentliche Subskription veranstaltet und Kammer und Senat einen bedeutenden Kredit bewilligt hatten? Wie sollte sich der König in keinerlei Weise um eine Expedition kümmern, die zu dem Plane der Schöpfung einer Landesmarine einen neuen Anstoß geben konnte?

Stand doch die „Belgica“ unter dem Kommando eines Mannes, der seit Jahren Beweise außergewöhnlicher Energie und Ausdauer gegeben hatte. Auch befanden sich bei ihrem Stabe zwei Offiziere von der belgischen Armee, Danco und ich, von jener Armee, die das Werkzeug des großen afrikanischen Werkes gewesen war, und die in jeglicher Lage bewiesen hat, daß sie für ihre Pflicht zu sterben weiß.

Es war, ich muß es gestehen, für mich ein niederdrückendes Gefühl. Wie sollten wir uns dieses Zurückstehen unseres Königs erklären, wo die Herrscher von Deutschland, England, Schweden und Norwegen, Dänemark mit all ihrer Macht die wissenschaftlichen Expeditionen nach den Polarregionen förderten?

Doch zurück zum Besuch des Königs an Bord der „Belgica“.

Seine Majestät ließ sich unsere Einrichtung, das Laboratorium und die Instrumente, die zu sehen waren, genau zeigen. Er beglückwünschte Danco lebhaft, daß er sich vom Kriegsminister die Erlaubnis zur Reise erwirkt hatte. Für jeden von uns hatte er einige wohlwollende Worte, die mitunter mit feinem und geistreichem Spott gemischt waren.

Im Begriffe, uns wieder zu verlassen, richtete er an uns noch einige Worte, die im wesentlichen folgenden Inhalt hatten: „Ich habe mich immer lebhaft für alles interessiert, was Ihre wissenschaftliche Reise betraf, aber es ist gut, wenn das Staatsoberhaupt und die Regierung der privaten Initiative ein möglichst weites Feld zu ihrer Betätigung freilassen. Das Volksbewußtsein ist umso mächtiger, je schöner das Werk ist, und je mehr das Volk fühlt, daß es allein und ohne fremdes Zutun dieses Werk unterstützt und fördert. Die Zurückhaltung des Staatsoberhauptes ist in Wirklichkeit bloß eine scheinbare. Der König interessiert sich immer für das, was die wissenschaftliche Zukunft und die Zukunft der Marine des Landes berührt“.

Diese paar Worte bereiteten uns Freude und eine wahrhafte Befriedigung! Und dabei hätten wir, wenn unserer guten Maschine der kleine Unfall nicht zugestoßen wäre, unsere Heimat mit einem schmerzlichen Zweifel verlassen!

An Bord seiner Jacht zurückgekehrt, läßt der König de Gerlache zu sich befehlen und befrägt ihn über das allgemeine Ziel seiner Reise. Als dann eine halbe Stunde später Seine Majestät in seinem Dampfboot wieder vorüberkommt, bricht der Stab und die Mannschaft der „Belgica“ in frenetische Vivatrufe aus. Wir sehen ihn noch lange in dem Gedanken: Dieser konstitutionelle König eines kleinen Ländchens hat spielend all die Schwierigkeiten überwunden, die ihm manchmal von gewaltigen Mächten bereitet worden sind; sein eiserner Wille hilft ihm über alle Hindernisse hinweg. Möge er dir zum Beispiel dienen, kleine „Belgica“! Wie er, beuge dich niemals, sei stark, um der Region des Eises und ihren Gefahren zu trotzen!

Fünftes Kapitel.

Häusliche Unannehmlichkeiten.

Am 19. August erkrankt der Maschinist P. und reist nach Antwerpen zurück. Der erste Deckoffizier kommt um seine Entlassung ein; er beklagt sich, daß die Arbeit immer auf dieselben Leute falle, da gewisse Matrosen sich ständig vorschriftswidrig entfernen. Der Schiffszimmermann G. gibt dieselben Gründe für sein Zurücktreten an.

Am 20. begeben sich zwei unserer Matrosen ohne Erlaubnis an Land und kommen erst am folgenden Tag wieder an Bord. Der eine von ihnen ist betrunken und zu jeder Arbeit unfähig.

Während der Nacht weht eine heftige Brise aus Südwest, die „Belgica" treibt vor Anker und läuft auf die königliche Jacht zu. Es kostet gewaltige Anstrengung, um die Ankertaue steif zu machen; alle Mann werden auf Deck gerufen. Ein Matrose erklärt mit heiterem Gleichmut, er bleibe liegen, da, wenn die Schiffe aufeinanderstießen, die „Belgica", die ja doch die stärkere sei, die „Clementine" in den Grund bohren werde! –

Solche Tröpfe begleiten uns! Wahrhaft eine auserlesene Mannschaft!

Und dabei verstehen mehrere dieser Leute vom Berufe eines Seemanns so gut wie nichts.

Während unseres Aufenthaltes in Antwerpen hatte ich de Gerlache vorgeschlagen, die Leute zusammen einige Manövrier- und Schwimmübungen in den Booten vornehmen zu lassen. Der Kommandant bat mich aber sofort, auf diesen Plan zu verzichten, mit der Begründung, daß, da die Leute auf den Handelsschiffen zu keinerlei Manövrieren außerhalb ihres Dienstes verpflichtet seien, wir auf offenkundig bösen Willen stoßen würden wenn wir die von mir für die Sicherheit aller anempfohlene Maßnahme träfen[1]).

Schließlich brachte de Gerlache von Antwerpen zwei gute Matrosen mit; Herr Somers wurde von neuem engagiert, ebenso Van Rysselberghe.

Den 18. August, am zweiten Tag unseres Aufenthaltes im Hafen, erschien plötzlich eine neue Persönlichkeit unter uns. Herr Dobrowolski, ein junger Pole, hatte sich an Bord der „Belgica" gemeldet, versehen mit einem Anzug zum Wechseln, etwas Wäsche und großer Intelligenz, Rührigkeit und Bescheidenheit! De Gerlache hatte diesen jungen Mann, der eine gründliche wissenschaftliche Grundlage besaß, so daß er als meteorologischer Assistent angenommen werden konnte, richtig taxiert. Er nahm keinerlei Entschädigung für seine Ausrüstung an und hatte, wie er sich ausdrückte, bloß

[1]) Diese widersetzlichen und gefährlichen Matrosen, von denen ich später einige Heldentaten erzählen werde, wurden in Punta Arenas ausgeschifft; aber das Empörende dabei ist, daß dieselben bis auf den heutigen Tag straflos ausgingen.

das eine Bedauern, keinerlei Vermögen zu besitzen, um die Expedition unterstützen zu können. Ein wackeres Herz, ergeben bis zur Aufopferung; wir werden noch oft Gelegenheit haben, von ihm zu sprechen.

Indes, die Zeit verging; wir mußten unbedingt abfahren trotz der schlimmen Brise, die mit Heftigkeit wehte.

Den 23. August abends 8 Uhr machen wir uns segelfertig. Der Himmel ist bedeckt, die Nacht finster, und der Südwestwind weht weiter. Der große Staatsschleppdampfer muß uns bis zur Insel Wight schleppen. Als wir den Hafen verließen, begrüßte uns die königliche Schiffsmannschaft mit ihren letzten „Hurras“, die wir erwiderten; dann fahren wir der Mole entlang weiter. Während der Nacht kann man bei dem herrschenden Nebel und dem starken Seegang nichts sehen. Trotzdem erheben sich von den großen Dückdalben her einige Stimmen, und im Augenblick, wo wir an ihnen vorbeikommen, durchbricht ein Schluchzen, ein letztes Lebewohl die Luft und dringt bis an unser Ohr!

Aber das Meer tost gewaltig und erstickt jedes Geräusch, das vom Lande herkommt. Lebt wohl! lebt wohl ihr Lieben! Mögen wir euch alle wiedersehen nach zwei Jahren! Mögen auch wir dann wieder alle zugegen sein beim Anruf unserer Familien!

Sechstes Kapitel.

Im Atlantischen Ozean.

Der große Schlepper zog uns kräftig vorwärts und ließ unseren kleinen Waler hüpfend über die Wogen hingleiten. Das Schlepptau spannte sich straff an, wenn es uns der Welle entriß, ließ dann wieder locker, um uns wieder freien Spielraum zu lassen, und so fuhren wir immer stoßweise dahin!

Wir hatten Ostende noch keine 10 Minuten verlassen, da fühlte ich mich bereits ganz — weg! Melaerts, der mit mir auf Wache war, beobachtete mich verstohlen und schien mich aufrichtig zu bedauern.

Als ich um Mitternacht mich eben zu Bett begeben wollte, redete mich der Maschinist D . . . an: „Kapitän[1]), wir alle an der Maschine werden von dieser schlimmen See „beeinflußt“! Ich sehe, daß Sie ebenfalls leiden. Gestatten Sie mir, Ihnen dieses Fläschchen Nereide anzubieten, das über derartige Zustände mit Sicherheit hinweghelfen soll.“ — Ich dankte ihm für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit, und indem ich mich auf mein enges Bett hinstreckte, dachte ich bei mir: ein Standbild dem Erfinder der „Nereide“, wenn das Heilmittel wirklich hilft! . . . Als ich um 4 Uhr morgens meinen Posten wieder aufnahm, versah ich mich sorgsam mit dem Fläschchen und wartete ab, mich in süßen Illusionen und dem Schaukeln des Schiffes wiegend. Leider nicht sehr lange! Um 4 Uhr 10 Minuten nahm ich bereits der Anweisung gemäß einen Schluck von diesem kostbaren Likör. Er schmeckte nicht gerade unangenehm, etwa wie stark gewürzter Rum. Aus Höflichkeit bot ich auch Melaerts davon an; der befand sich aber auf unserer Rutschbahn so behaglich wie in einem guten Sessel und wollte mich deshalb nicht berauben.

Um 4 Uhr 25 Minuten wiederum ein Schluck; 5 Uhr 30 Minuten ebenso; und so weiter bis zum fünften. Es war dann um 8 Uhr, und meine Wache war glücklicherweise vorüber! Taumelnd wie ein Betrunkener beeilte ich mich, in meine Kabine zu kommen.

Nein, niemals, weder früher noch später, war ich so krank wie an diesem Tage!

Mit Wut und Empörung schleuderte ich diese heillose „Nereide“ ins Meer, die gleich ihren Schwestern in der Sage mich bloß einen Augenblick eingeschläfert hatte, um

[1]) Kapitän des Schiffes war de Gerlache, aber da ich die Abzeichen und Vorrechte meiner Stellung bei der französischen Kriegsmarine beibehielt, wo die Eigenschaft eines „Lieutenant de vaisseau“ dem Grade eines „Capitaine-commandant“ bei der belgischen Armee entspricht, so führte ich den Titel Kapitän.

mich nachher um so mehr zu quälen. Was D. angeht, so hatte er dieselben Wirkungen verspürt wie ich, und er schien gänzlich herunter gebracht.

Im Kanal und im Golf von Biscaya war die Fahrt äußerst beschwerlich. Manchmal kamen wir, wo wir doch südwärts strebten, nördlicher, als wir am Tag zuvor waren. An manchen Tagen war die See so schlecht, daß wir Öl auslassen mußten[1]).

Am 3. September begann endlich das Wetter etwas besser zu werden, obwohl die Brise noch sehr stark war. Allgemeine Freude trat an Bord ein, wo ich nicht der einzige war, den Neptun verfolgte. Selbst die Widerstandsfähigsten gegen das Übel, de Gerlache, Danco und Amundsen, begannen diese unsinnige und unaufhörliche Gymnastik satt zu bekommen! Melaerts allein bewahrte seine phlegmatische Ruhe.

Bald legte sich der Wind, und eine köstliche schwache Brise begann aus Nordost zu wehen.

Es kommt wieder Leben an Bord. Jeder liegt vergnügt seiner Beschäftigung ob, macht Aufzeichnungen oder arbeitet ein Polarforschungsprogramm aus. In müßigen Augenblicken schreibt man andächtig Briefe in die Heimat . . .

Am 11. September ist die Insel Madeira in Sicht. Wir müssen dort unbedingt Aufenthalt nehmen, um wieder etwas Ordnung an Bord zu schaffen und vor allem einige Instrumente, wie die Chronometer, zu regulieren.

Um 9 Uhr abends gehen wir auf der Reede von Funchal vor Anker, gerade an derselben Stelle, wo drei Jahre zuvor die „Melpomene" mich zum erstenmal nach dieser Insel gebracht hatte.

Nicht ohne Rührung betrat ich wiederum den Boden der Insel Madeira, auf der ich bereits zweimal mit den Schiffen der französischen Flotte ziemlich lange Aufenthalt genommen hatte.

Dort erwartete mich eine starke Enttäuschung; unser Landsmann, Baron van Beneden, bei dem ich jedesmal eine äußerst sympathische Aufnahme gefunden hatte, war abwesend.

Bei meinem übrigen Besuchen in Funchal hatte ich ebenfalls kein Glück; alles war außerhalb der Stadt, mit Ausnahme des französischen Konsuls, des ausgezeichneten Doktors Murao Pitta, dem ich immer mit großer Freude die Hand drückte.

Ich machte de Gerlache und den Mitgliedern des Stabes den Vorschlag, sie den „Petites Soeurs de St. Vincent" vorzustellen. Da man meine Einladung mit Lächeln aufnahm, zog ich sie nach dem Kloster mit und setzte ihnen die Rolle auseinander, welche die „Petites Soeurs" bei der französischen Flotte spielen. Sobald Schiffe auf der Reede von Madeira ankern, sind sie es, die die Wäsche der See- und Deckoffiziere waschen und ausbessern; sie verpflegen die Kranken, falls man solche an Land bringen muß. Auf der Insel geben sie den Kindern vollkommen ausreichenden Unterricht.

Und dann sind diese Schwestern vom hl. Vincent auch Frauen von Welt; ihre Unterhaltung ist voll bezaubernder Fröhlichkeit Die Oberin, eine große Dame in der vollen Bedeutung des Wortes, verfehlt nie, ihren Besuchern ein Glas Madeira, echten Madeira, vorzusetzen!

---

[1]) Das Ölauslassen besteht darin, daß man am Steuerbords- oder Backbordskran (je nach der Seite, von der die See kommt) Säcke voll Werg aufhängt, das stark mit Paraffinöl getränkt ist. Dieses Öl fließt langsam und tropfenweise aus dem Sack heraus und breitet sich über die See aus, welche dann aufhört, sich am Schiffe zu brechen. Es gibt besondere Säcke, die kein Werg enthalten, aber unten mit einer Kupferplatte versehen sind, die kleine Löcher hat, welche das Öl durchlassen.

Diese Einzelheit wirkte bei meinen Begleitern vollends durchschlagend, und voller Eile durchschritten wir die Gittertür des Parkes. Allerliebster Empfang, Spaziergang durch die Besitzung, aber ach! das Glas Madeira kommt nicht! — Die Zeit war ungeeignet; welches Pech!

Meine Kameraden spotteten verstohlen über mich. Beim Weggehen übergab die Oberin jedem eine kleine Medaille, die, wie sie sagte, uns Glück bringen würde; de Gerlache bekam als Zugabe noch eine Broschüre, worin die Namen der Wohltäter des Hauses verzeichnet waren. Er war entsetzt vor Schreck, aber es gab kein Zurückweichen, er mußte daran glauben. Die „Belgica" und Almosengeben, wie sich das zusammenreimt! De Gerlache, seinem guten Herzen folgend, langte in die Tasche - die sonst fast immer leer ist — und zog zwei Pfund Sterling heraus. Sofort wurde die Belgische Antarktische Expedition in die Annalen des Klosters aufgenommen, denn die gegebene Summe stellte in einheimischem Gelde die fabelhafte Ziffer von elf tausend . . . Reis dar.

Unser Aufenthalt auf Madeira schob sich zwei Tage hinaus. In meinem Tagebuch finde ich für diesen Zeitraum verzeichnet: ein prächtiges Frühstück, das uns Herr Carlo de Bianchi, der Sohn des belgischen Konsuls in Funchal, anbot; ein Ausflug nach dem Grand Curral, an welchem de Gerlache, Amundsen, Melaerts, Danco, Arctowski, Racovitza und Dobrowolski teilnahmen; ein Spaziergang nach Del Monte mit dem traditionellen Abstieg im Toboganing; endlich ein Besuchsaustausch zwischen der „Belgica" und dem Kommandanten einer englischen Flottendivision, die aus dem Panzerschiff „Blenheim", dem „Madway" und zwei Torpedokanonenbooten bestand.

Die Portugal gehörige Insel Madeira stellt im Atlantischen Ozean einen höchst wichtigen strategischen Punkt dar. England gewinnt dort, zum Schaden Frankreichs, mit jedem Jahr mehr Einfluß. Die Insel wird durch das Fort Loo verteidigt; aber das könnte man mit — einem Schiff der belgischen Flotte einnehmen! Damit ist alles gesagt! Vorausgesetzt natürlich, daß die Engländer sich noch nicht darin festgesetzt hätten!

Am 14. September machen wir uns segelfertig und nehmen Kurs nach Rio de Janeiro. Die Chronometer sind reguliert; ihr täglicher Gang wurde für annehmbar befunden.

Ein edler Wetteifer hat die Maschinisten ergriffen. Jeder behauptet, die Feuerung und die Maschine besser zu leiten als seine beiden Kameraden. Um ihren Eifer noch mehr anzuspornen, werden methodische Heizversuche angeordnet. Es wird ausgemacht und festgesetzt, daß der wachhabende Maschinist die Feuer imstand halten und zwölf Stunden hintereinander heizen muß, daß die Briketts vorher abgewogen werden sollen, und daß der Druck 70 und die Zahl der Umdrehungen 65 in der Minute betragen soll.

Kaum hat der Wettstreit begonnen, da stellt sich eine regelmäßige Brise ein. Zur großen Freude der Maschinisten wird die Schraube hoch genommen, die Maschine angehalten und die Segel mit voller Breitseite beigesetzt. Die „Belgica" fährt langsam und bedächtig dahin.

Die Hitze beginnt schon etwas empfindlicher zu werden. Die Mannschaft bedeckt die Kupfergegenstände auf der Brücke mit Tuchstücken. De Gerlache und Amundsen stellen die Gegenstände und Lebensmittel bereit, die wahrscheinlich auf Victorialand gelandet werden sollen, dann verstauen sie von neuem die Konservenbüchsen.

Während dieser Zurichtungen verschwinden viele Eßwaren wie weggezaubert. Einer der Matrosen treibt sich oft zwischen der Vorratskammer und dem Mannschaftsraum herum, wo er die Büchsen, die er entwendet hat, unter seinem Bett verbirgt, und die nachts dann verteilt werden. Eines Morgens entdeckt der Obermaschinist sogar eine ganze Kugel Holländer Käse in den Kohlen versteckt.

Vom 14. September ab begannen die Leutnante Amundsen und Melaerts die Wache zu übernehmen; ich hatte daher einige Stunden freie Zeit. Ich benutzte sie, um morgens, mittags und gegen 4 Uhr oder abends astronomische Beobachtungen vorzunehmen. Ich bestimmte Länge und Breite und die Kompaßelemente, und wenn ich die Berechnungen fertig hatte, so brachte ich sie zu de Gerlache und schlug ihm dann den einzuschlagenden Kurs vor.

Ich hatte auch einen kleinen Kursus über praktische Schiffahrtskunde eingerichtet, an welchem mehrere Leute der Bemannung regelmäßig teilnahmen.

Während dieser langen Überfahrt traten die einzelnen Charaktere näher hervor, und wir lernten uns gegenseitig kennen; der Zuneigung folgte die Freundschaft, und der Kamerad von gestern wurde der treue Freund von heute.

Anfangs war Danco mit der Aufsicht über die Menage betraut. Infolge irgendwelchen Umstandes trat er diese wichtige Funktion an mich ab. Meine Herrschaft dauerte



Arctowski in seinem Laboratorium an Bord der „Belgica".

indes nicht lange, denn der sparsame de Gerlache beeilte sich, mir nach Verlauf von einigen Tagen dieses undankbare Amt schonend wieder abzunehmen.

Wie fröhlich doch manchmal diese gemeinsamen Mahlzeiten waren! Arctowski stellte sonderbare paradoxe Behauptungen auf, die unseren Freund Danco fast in Empörung brachten.

Und die Zubereitung des Kaffees! Wie köstlich, ja gefährlich das war! Danco hatte sich dazu einen Apparat angeschafft, der derart vervollkommnet war, daß er regelmäßig am Schlusse jeder Mahlzeit explodierte. Der Kaffee ergoß sich dann in siedenden Strömen nach allen Richtungen, und das allgemeine Ausreißen, das Lachen und das Durcheinander hatten wenigstens das eine Gute, daß sie diejenigen unter uns, welchen die norwegischen Konserven nicht schmeckten, vergessen ließen, daß ihr Magen vor Hunger knurrte!

Am 6. Oktober überschreiten wir den Äquator. Die Mannschaft erhält Sonntagsdienst und veranstaltet eine regelrechte „Taufe" für alle, die „die Linie noch nicht passiert" haben.

Von Zeit zu Zeit begegnen wir einem Schiff. Zunächst dem französischen Viermaster „Antoinette", mit dem wir lebhafte Sympathiebezeugungen austauschen; dann einem großen spanischen Segelschiff, das fast ohne Ladung war und seine Chronometer verloren zu haben schien! Es glaubte bei 27° westlich von Greenwich zu sein, während wir in Wirklichkeit bei 33° sind.

Der 13. Oktober brachte mir eine starke Enttäuschung. Wir überschritten den magnetischen Äquator, alle meine Vorbereitungen zur endgültigen Kompensation des Regelkompasses waren getroffen, und die Beschaffenheit der See machte mir die Durchführung dieser Arbeit unmöglich.

Am 20. Oktober bemerken wir um 6 Uhr morgens Land; am 22. fahren wir in die Reede von Rio de Janeiro ein. Dort soll Cook zu uns kommen.

Ein kleiner Dampfer mit belgischer Flagge kommt uns entgegen und begleitet uns dann. Von Bord aus schickt man uns eine Menge freundschaftlicher Signale herüber, und wir schließen daraus, daß Cook unter dieser Gruppe von Freunden sein müsse.

Sofort musterten wir die sämtlichen Passagiere, um herauszubringen, welcher von ihnen Cook wäre. — Es ist der kleine Dicke, der eine so begeisterte Miene zeigt! — Nein, jener lange Hagere ist es! - Vielleicht ist es der Herr dort mit dem grauen ungepflegten Barte? - Oder vielmehr der junge Mann, der dort der neben ihm stehenden älteren Dame so besondere Aufmerksamkeit erweist, zweifellos seiner Mutter . . .

Während wir hier so plauderten, befand sich Cook in Petropolis, wo er schon seit einigen Tagen Gast unseres Gesandten, des Grafen van den Steen de Jehay, war.

Sobald die Formalitäten bei der Zoll- und Gesundheitsbehörde erledigt waren, kam der kleine Dampfer an uns heran. Es ist Herr Laureys, der belgische Konsul, begleitet von Herrn Dart, einem Landsmann von uns, Vertreter des Hauses Pecher in Antwerpen, sowie von Herrn Cruels, einem ehemaligen Artillerieoffizier der belgischen Armee, jetzt Direktor des Observatoriums von Rio de Janeiro. Alle drei bewillkommnen uns im Namen des belgischen Gesandten, Grafen Van den Steen de Jehay, der uns am nächsten Tag selbst besuchen will.

Dank der Festlichkeiten, die uns zu Ehren von der belgischen Kolonie veranstaltet wurden, verbrachten wir unseren achttägigen Aufenthalt in Rio de Janeiro aufs prächtigste.

Man kann sich übrigens kaum eine liebenswürdigere und hochherzigere Gastfreundschaft denken als diejenige, die uns in Brasilien zuteil wurde. Die Zivil- und Militärbehörden wetteiferten uns gegenüber in zarten Aufmerksamkeiten. Die Zollbehörde erlaubte uns ohne Schwierigkeit, die Instrumente an Land zu bringen, die wir im Observatorium von Rio vergleichen und untersuchen mußten; der Admiral, der die Leitung des Kriegsarsenals unter sich hatte, ließ mehrere kleine Reparaturen an unseren Ausrüstungsgegenständen vornehmen; die gesamte Presse brachte Lobartikel über uns; schließlich empfing uns der Präsident der Republik und der Minister des Auswärtigen in besonderer Audienz.

Die Mannschaft der „Belgica" wurde von den Brasilianern gleichfalls gut aufgenommen. Keiner unserer Matrosen hätte sich zu beklagen gehabt, wenn nicht Tollefsen einmal nachts bei seiner Rückkehr an Bord vollständig ausgeplündert worden wäre, durch -- die Polizei von Rio nämlich!

Am 25. Oktober gab uns die belgische Kolonie ein prachtvolles Bankett. Der belgische Gesandte führte dabei den Vorsitz, und Vertreter sämtlicher Blätter von Rio waren anwesend.

Der Gesandte hielt die offizielle Rede, dann folgte in langer Reihe Toast auf Toast.

Kein einziger der Gäste ließ nicht wenigstens eine kleine Rede auf französisch, italienisch oder portugiesisch los, meist voll üppiger Rhetorik und mit kraftvollen Gesten die einzelnen Worte unterstreichend. Gegen Schluß eines fröhlichen Festmahles genügt schon ein volltönendes Wort, um Begeisterung hervorzurufen.

„Amerika, rief José de Patrocinio aus, hat die Vereinigten Staaten zur Welt gebracht; Europa hat Belgien erzeugt!" Und alles brach in stürmische Bravorufe aus.

Während des ganzen Festes war es interessant, die Haltung des Dr. Cook zu beobachten, der, da er bloß englisch sprach, von allen diesen Ansprachen kein Sterbenswörtchen verstand. So oft er den Namen „Leopold II." hörte, rief er: „Es lebe der König!", und wenn der Name "Moréas" an sein Ohr schlug, rief er noch kräftiger: „Es lebe die Republik!"

Am 28. Oktober empfing uns das „Historische und Geographische Institut" von Brasilien in feierlicher Sitzung. Diese höchste wissenschaftliche Vereinigung des Landes hatte bei dieser Gelegenheit ihrem „offiziellen Redner", Dr. Alfredo Nascimento, die Sorge überlassen, uns zu bewillkommnen.

Ich kann es mir nicht versagen, diese Rede hier in extenso wiederzugeben. Man muß sich indes zur richtigen Beurteilung der Wirkung dieser Worte sowie des Charakters und der Lebendigkeit der ganzen Handlung das Milieu vergegenwärtigen, in welchem sie gesprochen wurden.

Meine Herren!

Soeben hat in den Gewässern des Guanabara die „Belgica" ihren Anker ausgeworfen, mutige Seeleute an Bord, die sich in unbekannte Meere hinauswagen. Hier stehen sie vor euch, diese Söhne des Ozeans, die kaum einen Augenblick hier anhalten, um nach dem Südpol weiterzufahren! Ein so großes Ereignis konnte uns nicht gleichgültig sein, und es war uns unmöglich, ohne die feierliche Weihe unserer Huldigung die Männer an uns vorbeifahren zu lassen, die dahinziehen auf dem Wege, der zum Ruhme führt. Seid gegrüßt, wagemutige Argonauten, die ihr zur Eroberung einer neuen Welt auszieht!

Mögen die Meere euch wohlwollen; mögen sie vor dem Bug eueres Schiffes den Weg ohne Spuren öffnen, der eben noch unberührt war von dem Ansturm der scharfen Kiele!

Möge das Wehen des Ozeans die Segel küssen, die den Stürmen trotzen; mögen die Brisen im Tauwerk der Masten die Strophen der Hymnen singen, welche die Zivilisation nach den Grenzen der Welt sendet; möge die Flagge, die voll Heimweh sich vom Vaterlande entfernt, immer über ruhige Meere flattern, und ihnen, die die Welt verlassen, um in die grenzenlose Unendlichkeit des Unbekannten hinauszuschweifen, eine immerwährende Beruhigung bieten!

Zieht hin, ihr Nachfolger eines Kolumbus, schleppt euere Anker über den Sand der antarktischen Meere. Geht hin und setzt mit dem Rumpf euerer schwimmenden Maschine die Riesenleiber der Waltiere jener Gestade in Schrecken; scheucht die Vogelschwärme dort auf, die die Echos jener toten Gegenden wachrufen werden, wenn sie die ungeheueren Fänge dieses geflügelten Ungeheuers, das euch aus einer Welt herbringt, von der sie sich nichts träumen lassen, am ewig leeren Horizont breit ausgespannt emporkommen sehen. Zieht hin, furchtlose Seefahrer, und zeigt dem Pol den König der Schöpfung!

In Finsternis getaucht und unter ewigem Eise vergraben, von Zeit zu Zeit kaum eines flüchtigen Kusses der schiefen Strahlen der sterbenden Sonne teilhaftig, hat der Pol den Menschen noch nicht geschaut, hat noch nicht sein Gewicht verspürt und seine Herrschermacht noch nicht erfahren; er spürt bloß am Beben der dort „ewig sich drehenden" Achse die Bewegung des Lebens, das am Äquator der Erdkugel wuchernd emporsprießt.

An seiner eisigen Oberfläche mögen sie hinkriechen, mögen seine neblige Atmosphäre durchschneiden, in seinen kalten Gewässern schwimmen, jene traurigen letzten Repräsentanten von längst im Abgrund der Vergangenheit entschwundenen Zeiten. Eine Welt der Robben und Eisbären, ein Weideplatz der Renntiere, die kaum von den Seevögeln und den riesenhaften Walen besucht

werden, kennen die Gebiete des Pols den höhern Typus der Lebewesen noch nicht, diesen erobernden und unbesieglichen Halbgott, den die Entwicklung des Lebens aus dem von den Jahrhunderten ausgereiften Lebenskeim hervorgebracht hat!

Zieht hin und kehrt als Sieger zurück. Euch verführen keine Sirenengesänge mehr, keine Tritonentrompete wird euch zum Halt auffordern, und Neptuns Dreizack wird euere Schiffe nicht versenken, kein Riese Adamastor wird euch mit vernichtungsdrohender Gebärde in den Weg treten. Nein, die Meere haben sich entvölkert von diesen Ungeheuern, welche die vor der Unermeßlichkeit erschreckende Phantasie des Menschen hervorgebracht hat; was aber als unüberschreitbare Schranke geblieben ist, um über die reine Jungfräulichkeit des Pols zu wachen, das ist: unüberwindliche Strenge des Winters, schneidende Schärfe des eisigen Frostes, Eiswüsten und Eisgebirge, Eisbänke, Lawinen und Schneestürme, die noch viel schrecklicher sind als der sengende Samum der Sandwüsten der Sahara, der ungestüm über eine begrabene Welt dahinfährt!

Zieht hin und kehrt wieder als Sieger über diese tausendfachen Hindernisse, und bringt der Welt ein Landschaftsbild jener toten Gegenden mit, um ihr das Abbild dessen vorzuhalten, was sie einst werden wird, wenn im Lauf der Jahrtausende der ganze Planet vereist sein wird.

Jetzt seid ihr an der südlichen Bake angelangt, welche jedes Jahr die Grenzen des Laufs der Sonnenstrahlung nach Süden bezeichnet. Hier ist die Wende des königlichen Gestirns; hier endet die heiße Zone, jene ungeheuere Esse, in der die flüssige Ader des Golfstroms sich wärmt, die mit ihrer warmen Lymphe die Ränder der Polargestade beleckt. Hier schlummert wie ein unbezwinglicher Wächter der Steinriese, dessen scharfes Profil nach dem gestirnten Himmel gerichtet, der vorrückenden Sonne den Krebs des Tierkreises weist, der sie zur Umkehr veranlaßt.

Aber habt keine Furcht; wenn auch die Sonne gezwungen wird, hier ihren Lauf anzuhalten, *ihr* könnt vorbeiziehen. Besiegt vom Menschen, der die Grenzen, die er bewachen sollte, überschritt, empfing der Riese die Strafe für sein Vergehen, und, um mit dem Dichter zu reden, im Vorüberziehen hat der Blitz ihn niedergeschmettert; die aufgehende Morgenröte wird ihn nicht wieder aufwecken!

Der Wächter der Südgrenzen Afrikas ist in einen harten Fels verwandelt worden, in eine schwarze Felswand, in die das Ungeheuer Adamastor in der Sage sich umgewandelt hat. Der Riese, der das brasilianische Land zu bewachen gehabt hatte, auch er ist in einen Granitblock verwandelt worden und in seinem ewigen Todesschlafe, bewacht vom südlichen Kreuz, hat er Cabral, die Schwelle, die er bewachen sollte, überschreiten und hier in seinem Lande ein Stapelplatz der voranschreitenden Zivilisation errichten lassen.

Aber, meine Herren, warum will der Mensch noch über diese Grenzen hinaus, die er sich glücklich erkämpft hat? Was sucht er in jenen unwirtlichen Gegenden, aus welchen sogar das Leben selbst zu fliehen scheint, und in denen nur ewige Stille herrscht?

Es ist der Wissensdurst. Die seit so vielen Jahrhunderten schon begonnene Entdeckung der Erde ist es, was er sucht; es ist das Zerlegen aller seiner Teile, das an diesem phantastischem Schiffe vorgenommen werden muß, auf dem wir alle im Kreislaufe der Welten durch den Raum nach dem Unendlichen dahinfahren auf Wegen ohne Grenzen durch Jahrhunderte ohne Ende!

Wenn der Nordpol das Ziel zahlreicher Entdeckungsfahrten gewesen ist, so wurde sein Antipode dagegen viel weniger erforscht. Schon deswegen birgt er viel mehr Geheimnisvolles, übt eine verführerische Anziehungskraft aus und lockt die Wißbegier des unermüdlich forschenden Menschen in noch viel stärkerem Grade an. Die Namen eines La Roche, Bouvet, Kerguelen, Marion und Crozet fanden sich bereits eingetragen in der Reihe derer, die sich in jene Meere hinausgewagt haben, als gegen Ende des achtzehnten Jahrhundert der berühmte Kapitän Cook mutig nach dem Pole steuerte; aber es fehlte dieser Reise so sehr an Vertrauen auf die Zukunft, daß während derselben sämtliche Seeleute den Mut vollständig verloren, denn die Gefahren — so sagt er in seinem Berichte — die man bei der Erforschung dieser Meere liefe, sind so groß, daß sich wohl niemand weiter hinauswagen wird, und daß die Länder südlich vom 71. Parallelkreis wohl nie von eines Menschen Fuß betreten werden. Nach ihm kamen die vergeblichen Forschungen Bellingshausens, und die mutigen Fahrten Weddels und Brisbanes, die die „Jane“ und den „Beaufort“ zum 74. Parallelkreis führten, bis zu dem noch niemand gelangt war, und eröffneten den Weg, den bald darauf Dumont d'Urville segelte, als er die „Astrolabe“ und die „Zelée“ bis an das erreichbare Ende des Polarmeeres brachte. Diese wichtige Expedition, die eines der schönsten Blätter der Seefahrtsgeschichte bildet, brachte, abgesehen von der Entdeckung neuer Länder, mit welcher sie die Geographie bereicherte, eine reiche Ernte wissenschaftlicher Beobachtungen mit nach Hause und war die Vorläuferin der drei berühmten Reisen von James Ross, der bis zum 78. Breitegrad vordrang und so in noch viel weiterem Umfange das verwirklichte, was Kapitän Cook für unmöglich hielt.

Aber darüber hinaus? Welche Geheimnisse birgt noch dieses Leichentuch des ewigen Eises? Gibt es in der Tat am Südpol einen Kontinent, wie man vermutet hat? Dumont d'Urville glaubte es nicht, und James Ross ebenfalls nicht; aber hier sind die neuen Forscher, die die Spuren jener verfolgen werden, und möge es Gott gefallen, daß sie, glücklicher als ihre Vorläufer, noch weiter vorwärts dringen, um die Fahne ihres Vaterlandes jenseits von der französischen und der englischen aufzupflanzen, und die antarktischen Länder, oder vielleicht jenen unbekannten Kontinent, nach ihren Ruhmesnamen zu benennen! Aber, so wird man sagen, wozu alle diese Mühen? Welchen Gewinn wird die Menschheit von diesem furchtbaren Kampfe gegen so viele Hindernisse haben? Wenn auch keine materiellen Vorteile vorhanden sind, so wird doch die Wissenschaft großen Nutzen davon haben, und schließlich verschwindet alles vor dem Herrscherwillen des Menschen, der in dem unbezähmbaren Triebe, an alles heranzutreten, was er noch nicht kennt, einen zureichenden Grund findet zu solchen Kämpfen. Solche Fahrten sind Schulen des Heldenmutes. Nach den Worten Charles Martins heben solche Friedenshelden das geistige und sittliche Niveau einer Nation. Kein Gefühl des Bedauerns oder der Trauer darf den Ausbruch der Bewunderung und der Hochachtung, die sie uns einflößen, trüben. Ihr Ruhm ist rein vom Blute und den Schmerzen von ihresgleichen, und das Humanitätsgefühl wird nicht verletzt durch ihre Triumphe, deren Früchte einzig der Wissenschaft und der Gesittung zugute kommen.

Was den Menschen nach den hohen Regionen zieht, sagt auch Tschudi, das ist das Gefühl der unermeßlichen Macht, die in ihm lodert, und seine Energie aufrecht erhält angesichts der mitunter schrecklichen Hindernisse, welche die Natur vor ihm auftürmt; es ist die Befriedigung, durch die standhafte Ausdauer eines intelligenten Willens über den hartnäckigen Widerstand der Materie zu triumphieren; es ist die heiße Liebe der ewigen Wissenschaft, das heilige Verlangen, die verborgenen Gesetze zu ergründen, welche das gesamte Leben beherrschen. Es ist vielleicht auch der edle Ehrgeiz des Herrn der Erde, der durch eine freie und mutige Tat im Bewußtsein seiner selbst, dem höchsten Gipfel, den er erstiegen, angesichts der Unendlichkeit der Welt, den Stempel seiner Verwandtschaft mit dem Ewigen aufdrücken will!

Zieht hin, Seefahrer! In seinen phantastischen Träumereien hat der phantasiereiche Jules Verne den berühmten „Hatteras" auf den Nordpol versetzt; und in seinem unterseeischen „Nautilus" läßt er den Kapitän „Nemo" bis zum 90. Grad südlicher Breite gelangen, um auf dem Südpol seine schwarz-goldene Flagge aufzupflanzen. Wohlan, meine Herren! die Fortschritte der Wissenschaft haben den phantastischen „Nautilus" bereits verwirklicht, und heute sind die unterseeischen Schiffe keine Hirngespinste erfinderischer Phantasie mehr. Vervollständigt jetzt die Verwirklichung der Prophezeiung, zieht hin und entreißt dem Südpol die schwarze Flagge eines nicht existierenden Landes und setzt an seine Stelle das Banner eines Volkes, das unter der Mittagssonne lebt; wischt an diesem eroberten Posten den Namen des Kapitäns „Nemo", der „Niemand" bedeutet, aus und setzt an seine Stelle den Namen Adriens de Gerlache!

Diese bilderreiche Beredsamkeit würde in unseren nördlichen Gegenden schwülstig, vielleicht sogar lächerlich erscheinen. Dort unten, unter jener heißen Sonne, die die Herzen elektrisiert, ist sie nur der wirkliche Ausdruck starker Gefühle. Was mich angeht, so kam mir gleich bei den ersten Worten mein „Telemach" wieder ins Gedächtnis. Ich glaubte Mentor zu hören, wie er in der blumenreichen Sprache des alten Griechenland dem jungen Telemach Mut zuspricht, alle Gefahren zu durchschreiten und allen Fährlichkeiten zu trotzen, in der Hoffnung, endlich seinen Vater Ulysses wiederzufinden.

Diese Rede Dr. Nascimentos hatte mich durch ihre Beredsamkeit tief bewegt. Als indes der Redner auf die „Welt der Robben und der Eisbären, die Weide der Renntiere" usw. zu sprechen kam, war ich etwas bange geworden, denn ich erinnerte mich an die zwanzigfach von mir versprochenen „Felle des ersten Eisbären, den ich in der Antarktis erlegen würde."

Aber mutig erhob ich, des Erfolges sicher, wieder mein Haupt, hatte ja doch der offizielle Redner, auf unser Überschreiten des Wendekreises des Steinbocks anspielend, unsere Macht voll und klar dargetan, als er sagte: „Aber seid unbesorgt; wenn auch die Sonne gezwungen ist hier ihren Lauf anzuhalten, i h r könnt vorüberziehen."

Es folgten noch mehrere Reden in portugiesischer Sprache, alle ebenso reich an Wendungen und wissenschaftlichen Belegen; schließlich nahm de Gerlache das Wort und schloß dann seine Ansprache in folgenden Ausdrücken:

Wohlan denn! meine Herren, ich werde das Andenken an unseren hiesigen Aufenthalt und besonders an diese heutige Sitzung damit in Ehren halten, daß ich am nächsten 28. Oktober gleichzeitig mit der belgischen die Flagge Ihres schönen Heimatlandes hissen lassen werde. An jenem Tage werden wir noch mehr als sonst an Sie alle zurückdenken und heiße Wünsche hegen für das Gedeihen Ihres Instituts und für die Größe und den Ruhm der Vereinigten Staaten von Brasilien."

Tags darauf, am 29. Oktober, waren die Festtage vorüber, und man begab sich wieder an die Arbeit.

Zuerst ging es an das Einladen des Materials des Doktors. Es stellt ein ganzes Magazin dar! Als praktischer Mann nimmt Cook alles mit, was ihm dienlich sein kann, ja noch einiges dazu. Er hat zwei Schlitten bei sich, Ski und kanadische Schneeschuhe, Pelze, abgesehen von seiner bedeutenden, vollständigen Apotheke, die eigens für die Polarregionen zusammengestellt worden war. Wir sehen der Reihe nach fünfzehn Koffer ankommen und Büchsen und Pakete ohne Ende.

Während der ganzen Dauer unseres Aufenthalts in Rio befand sich Danco stundenlang im Observatorium, wo Herr Cruls ihn aufs beste aufnahm. Der gelehrte Astronom war auch mir behülflich bei den Beobachtungen zur Regulierung der Chronometer und zur Berechnung der magnetischen Kraft unseres Regelkompasses.

Anfangs war das Verhalten der Mannschaft verhältnismäßig gut gewesen. Der äußere Schiffskörper war frisch angestrichen worden, im Mannschaftsraum hatte man wieder Ordnung geschafft, und die Vorräte, welche die belgische Kolonie von Rio uns in liebenswürdiger Weise angeboten hatte, waren eingenommen worden.

Bald traten indes bedauerliche Vorfälle ein. Der Koch L. geriet in offenen Streit mit der ganzen Mannschaft, die er fortwährend beschimpfte.

Als ich am 27. Oktober von dem offiziellen Besuche beim Minister des Auswärtigen eben an Bord zurückkehrte, meldete mir Leutnant Amundsen, der Maschinist D. sei betrunken und habe sich wiederholt ungebührlich betragen und einen brasilianischen Vizeadmiral, der zu einem offiziellen Besuch an Bord der „Belgica" gekommen war, angesprochen.

Ich lasse D. herkommen, um ihm sein Betragen vorzuhalten, aber da wird er noch ärgerlich, tritt laut auf und weigert sich wegzugehen, als ich ihn in die Mannschaftskammer zurückschicke. Er beleidigt den Leutnant Amundsen, indem er ihm in roher Weise seine norwegische Nationalität vorwirft. Er sucht sich sogar der beiden Revolver zu bemächtigen, die am Gewehrständer hängen. Dieser Auftritt geht vor zahlreichen Fremden öffentlich vor sich. Ich verbiete D. bis zur Rückkunft des Kommandanten jede Arbeit.

Zwei Tage darauf, bei der Rückkehr de Gerlaches von Petropolis, ist D. ganz in Verzweiflung, er weint und bittet den Kommandanten inständig, ihn an Bord zu behalten. Die Mannschaft und Amundsen selbst treten für den Schuldigen ein. Angesichts seiner Reue und des Eintretens der Mannschaft für ihn, läßt sich de Gerlache bewegen, das Geschehene zu vergessen.

Am 30. Oktober machen wir uns in aller Frühe bereit, Rio de Janeiro zu verlassen. Alle unsere Instrumente sind wieder an Bord, ebenso ein guter Vorrat an frischen Lebensmitteln.

Mittags ziehen die Besuche auf.

Der belgische Gesandte, der belgische Konsul, Don Rego Barros[1]), die Herren Courty, Mertens, Monet, Ponthas, Pecher, Dard; Herr und Frau Picard, die Tochter des berühmten Direktors des Observatoriums in Paris, Herr und Fräulein Cruls sind an Bord der „Belgica".

Der Reihe nach senden uns durch besondere Vertreter der Präsident der Republik, der Minister des Auswärtigen und der Marineminister ihre Abschiedsgrüße.

Punkt 2 Uhr wird der Anker gelichtet und wir fahren langsam mitten zwischen den Kriegsschiffen hindurch, die alle ohne Unterschied, englische, deutsche und amerikanische, zuerst ihre Flagge vor der kleinen „Belgica" senken. Es ist gleichsam die Kraft, die sich ohne Schande vor der Schwäche verneigt, welche sich anschickt, eine glanzvolle Tat zu vollführen.

Am Fort Santa Cruz, wo ein kleiner Dampfer unsere Postsachen mitnehmen soll, wird gestoppt. Der belgische Gesandte sagt uns Lebewohl. Möge er verstanden haben, wie sehr uns seine Güte, sein Zartgefühl und seine stete Liebenswürdigkeit gerührt hat. Belgien hat allen Grund, auf seinen Vertreter in Rio de Janeiro stolz zu sein. Wir konnten übrigens an uns selbst die respektvolle Zuneigung konstatieren, deren er sich dort unten erfreut, sowie das Vertrauen, das ihm unsere Landsleute entgegenbringen.

Während ich an alle diese Dinge dachte, fuhr der kleine Dampfer mit unseren Freunden davon. Und ich sah noch in der Ferne den belgischen Gesandten auf dem Achterkastell stehen, wo unsere Landesfarben flatterten. Mit der einen Hand hielt er sich am Flaggstock der belgischen Flagge, die ihn zeitweise mit ihren Falten verdeckte, mit der andern winkte er uns Lebewohl zu . . .

Und die „Belgica" fährt in die offene See hinaus, rollend und stampfend infolge des starken nach Norden setzenden Seegangs.

---

[1]) Don Rego Barros hatte die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mir bei unserer Abfahrt ein Kästchen zu schenken, das eine vollständige Sammlung sämtlicher in Brasilien erfundener Heilmittel gegen die Seekrankheit enthielt!

Siebentes Kapitel.

Weiterfahrt im Atlantischen Ozean.

Wir fahren nach Montevideo, wo de Gerlache Mehl und noch einige Ausrüstungsgegenstände einkaufen will. Während der Fahrt dorthin machen wir mit Cook nähere Bekanntschaft.

Der Doktor ist noch jung, höchstens dreißig Jahre alt; er macht einen offenen und sympathischen Eindruck. Er spricht bloß englisch und ein ganz klein wenig deutsch Vom Stabe sprachen damals de Gerlache und Melaerts allein fließend englisch. Bei unserer Unterhaltung mit Cook machte sich diese Lücke sehr unangenehm fühlbar. Sonderbar! trotzdem der Doktor und ich uns nur durch Zeichen gegenseitig verständlich machten, wurden wir doch sehr rasch gute Freunde. Überdies brachte uns noch ein weiterer Berührungspunkt näher zusammen: Cook litt ebenfalls an Seekrankheit!

Wir durchmusterten zusammen die Büchse mit den Medikamenten, die mir Herr Barros geschenkt hatte; ich erprobe einige derselben zu wiederholten Malen, aber, wie mir Cook vorausgesagt hatte, verschlimmerten alle bloß meinen Zustand.

Eines Nachmittags erregte ein besonderer Vorfall an Bord unsere Neugier.

Es war köstliches Wetter; eine Brise wehte aus Nordost; wir waren unter Dampf und Segel. Ich befand mich mit de Gerlache auf der Brücke, als Somers mit der Meldung heraufkam, es wäre sehr vorteilhaft, die Maschine anzuhalten; die „Belgica" würde unter dem bloßen Antrieb durch die Segel rascher vorwärts kommen, da die Schraube, die sich nicht rasch genug drehe, ohne Zweifel das Schiff zurückhalte.

Somers verwandte sich so angelegentlich für die Sache, daß de Gerlache mir folgenden Versuch vorschlug: Die Maschine wurde eine Viertelstunde lang gestoppt, und ich notierte die während dieser Zeit zurückgelegte Strecke. Dann wurde die Maschine wieder in Gang gesetzt, und zu meiner größten Verblüffung konstatierte ich tatsächlich eine viel geringere Geschwindigkeit im Lauf des Schiffes! De Gerlache erkannte den Beweis für durchschlagend an, die Maschine wurde angehalten, und Somers konnte sich wie die andern des *dolce far niente* erfreuen. Ich muß gestehen, daß dieses Experiment mir nicht recht einleuchten wollte! . . .

Da Somers ein unermüdlicher Arbeiter ist und es immer war, so will ich ihm nicht unrecht tun, wenn ich gestehe, daß in mir unwillkürlich die innere Überzeugung aufkam, er habe an jenem Tage die Maschine rückwärts laufen lassen! . . .

Tatsächlich erreichten wir in der Folge nie wieder ein ähnliches Resultat, selbst unter ganz analogen Verhältnissen. Zur Lösung des Rätsels will ich indes die Möglichkeit zugeben, daß ich das Log schlecht abgelesen habe!

Bis zum 8. November war die Brise gut, aber um Mitternacht erhob sich dann der Wind von Süden her und wurde immer stärker.

Am 9. sind wir um 8 Uhr morgens auf der Höhe der Bucht von Castillo, an der wir trotz Segel und Dampf nicht vorbeizukommen vermögen.

Da entschließt sich de Gerlache, in der Bucht an einer gegen die See geschützten Stelle vor Anker zu gehen.

Um 1 Uhr lassen wir den Steuerbordanker fallen. Gegen 7 Uhr abends wird der Pampero sehr heftig, wir lassen daher mehr Ankerkette auswinden und bleiben unter Druck.

Tags darauf begibt sich der Stab gelegentlich einer kurzen Windstille nach dem Leuchtturm, wo er von den Wächtern sehr gut aufgenommen wird.

Am 10. November stechen wir um 5 Uhr morgens wieder in See. Tags darauf gehen wir abends 6 Uhr in der Reede von Montevideo vor zwei Anker.

Um 7 1/2 Uhr abends neuer Pampero. Im Südwesten zeigt der Himmel ein intensives Rot, das wie eine große Feuersbrunst aussieht. Darunter erscheinen drohend im Zenit bleigraue Wolken. Plötzlich bricht der Sturm los, und ein Hagel mit gewaltigen Körnern geht über dem Meere nieder. Nach einigen Minuten folgt ihm ein strömender Regen. Der Wind hält noch bis Mitternacht mit Heftigkeit an, dann kommt alles wieder zur Ruhe.

Am folgenden Tag gehe ich an Land, wo ich mit de Gerlache zusammenkommen soll. Wir treffen uns in Begleitung je eines in Montevideo wohnenden Europäers, der sich jedem freundlichst zur Verfügung gestellt hatte.

Ob wir unsere Gesellschaft gut ausgewählt hatten, ist allerdings sehr



Dr. Cook.

fraglich. Während mein Begleiter zu mir sagt: „Herr de Gerlache sollte mehr auf seiner Hut sein, der Mann, der ihm als Cicerone dient, hat einen furchtbar schlechten Ruf, er ist zu allem fähig", bekommt de Gerlache von seinem Führer den eindringlichen Rat, mich darauf aufmerksam zu machen, „daß der Mann, mit dem ich mich öffentlich zeige, keinerlei Achtung genieße".

Wem soll man glauben? Wahrscheinlich beiden. Da man aber auf Reisen nicht so genau zusieht, da das Interesse der Expedition zu besonderen Rücksichten verschiedenerlei Leuten gegenüber zwingt, und wir auch keine Zeit dazu haben, Nachforschungen über die Moralität von all den Leuten anzustellen, mit denen wir in Berührung kommen, so entschlossen sich de Gerlache und ich, nachdem wir uns gegenseitig kurz verständigt hatten, den Status quo aufrecht zu erhalten, bloß daß am Nachmittag jeder den Führer des andern vom Vormittag zum Reisebegleiter hatte.

Am 12. November herrscht gegen 11 Uhr abends von neuem Streit im Mannschaftsraum. Der Koch L. schlug sich mit dem Matrosen D. herum. Allmählich entstanden dann allgemeine Händel.

Da de Gerlache an Land war, erteilte ich der Mannschaft den Befehl zu absoluter Ruhe und fügte hinzu, daß ich die Sache am nächsten Morgen untersuchen würde.

Am Sonnabend den 13. meldete mir gleich nach dem Aufstehen der Quartiermeister, daß die Matrosen, vorschriftsmäßig im Mannschaftsraum aufgestellt, mich erwarteten.

Ich verfügte mich zu ihnen. Zu meiner großen Befriedigung fand ich jeden der Leute im korrekten Anzug und in tadelloser Haltung vor.

Der Reihe nach machten die Matrosen ihre Aussagen, aus denen ich folgende Tatsachen entnahm: 1. Der Streit war durch die Provokation des Kochs L. herbeigeführt worden; 2. Er beleidigte und beschimpfte das Personal der Wache täglich; 3. Er kritisierte in rohen Ausdrücken die Handlungen des Kommandanten und des Stabes; 4. Er hatte erklärt, er würde früher oder später sich an der Expedition rächen, weil ihr Leiter, wie er behauptete, schuld daran sei, daß er nicht Hofkoch beim König wurde! . . .

Ich erteilte L. den Befehl, seine Sachen zu packen, und schickte einen Extraboten an de Gerlache, um seine Entlassung zu verlangen.

De Gerlache machte sich sofort auf die Suche nach einem neuen Koch. Aber wo hier in der heißen Region einen Koch finden, der sich sofort zum Einschiffen nach einer Eisregion bereit erklären würde? Es blieb de Gerlache nichts anderes übrig, als sich an einen sogenannten Seelenverkäufer[1]) zu wenden.

Auf diese Weise stellte er den Schweden Rose..... als Koch ein; sodann gestattete er einem anderen Schweden namens Rosb...... die Mitfahrt bis Punta Arenas, wofür dieser sich zum Arbeiten an Bord verpflichtete.

---

[1]) Um in gewissen Ländern die Mannschaft zu ergänzen, wendet man sich an einen „Seelenverkäufer". Es sind das Leute, die sich auf den Kais herumtreiben und die Matrosen zum Desertieren veranlassen, indem sie ihnen vorteilhaftere Bedingungen auf anderen Schiffen in Aussicht stellen. Sie schießen ihnen Geld vor, schleppen sie an schlechte Orte, beherbergen sie dann und lassen sich Schuldscheine dafür ausstellen. Nach Verlauf von einiger Zeit unterzeichnet dann der verschuldete Seemann, um sich frei zu machen, ein Engagement. Als Vorschuß erhält er einen Scheck „zahlbar nach Abfahrt des Schiffes". Der Seelenverkäufer kauft diesen Scheck, den sonst niemand nehmen will aus Furcht, der Mann könnte sich nicht einschiffen, zu einem Spottpreis sofort wieder zurück, zieht zugleich seine Auslagen für ihn davon ab und liefert seinem Opfer eine elende Ausrüstung zu enormem Preise. Am Tag der Abfahrt macht der Seelenverkäufer den Mann betrunken und bringt ihn selbst an Bord. Dann sticht das Schiff in See und nimmt den Unglücklichen mit an ein anderes Ende der Welt.

Unser Aufenthalt in Montevideo war kurz. Ein ausgezeichnetes Festessen, das uns unser liebenswürdiger Landsmann Herr Huysman gab, muß indes hier Erwähnung finden, ebenso unser Besuch der Anlagen des Herrn X.

Herr X. gestand uns, daß wir ihm eine gewisse Enttäuschung bereitet hätten; man hatte ihm unsere Ankunft in der Bucht von Castillo signalisiert, und in der Aussicht auf den unverhofften Gewinn, den für ihn ein Schiff bedeutet, dem der Sturm Masten und Tauwerk zertrümmert hat, hatte er einen seiner Schleppdampfer heizen lassen.

Herr X. übt nämlich die Spezialität, gestrandete Schiffe wieder flott zu machen, und hat sich mit diesem Handwerk sogar ein beträchtliches Vermögen erworben, das er recht gern noch um etwas vermehrt hätte, und wäre es auch mit dem Strandgeld der „Belgica" gewesen.

Sonntag den 14. November waren wir kaum in See gegangen, als der neue Koch schwer krank wurde. Einer der Matrosen, Novize Van Mirlo, meldet sich zu diesem Amt und wird von de Gerlache angenommen. Aber der gute Wille allein reicht nicht aus, und zwei Tage darauf wird Van Mirlo durch V. D. ersetzt, der bisher - Segelmacher gewesen war!

Vom 15. bis 26. verläuft alles ruhig; die Mannschaft setzte die Takelage für die schlimmen Tage in Bereitschaft. Am 26. wird die Brise frischer, nimmt zu, wird Sturm, dann Orkan.

Das Schiff hält sich beiliegend ausgezeichnet trotz der entfesselten See. Wir sind alle stolz auf unsere „Belgica!" Wir haben Vertrauen auf die Zukunft, denn wir wissen jetzt, daß ihre Dauerhaftigkeit jede Probe bestehen wird.

Am 27. nehmen wir unseren Kurs nach der Magellanstraße wieder auf, von dem uns der Sturm abgebracht hatte. Den 28. platzt ein Kesselrohr. Eine provisorische Reparatur erweist sich als erfolglos, und die Feuer müssen gelöscht werden. Um möglichst wenig Zeit zu verlieren, steigt Somers, dessen wirkliche Aufopferung bei dieser Gelegenheit unser aufrichtiges Lob verdient, in die noch heißen Kesselräume und führt, auf die Gefahr hin zu ersticken, die Reparatur aus.

Am 29. November passieren wir das Kap de las Virgenes und fahren in die Magellanstraße ein.

Trotz allem, was die nautischen Instruktionen darüber erzählen, bietet die Durchfahrt durch die Magellanstraße keinerlei Schwierigkeiten. Gegenwärtig fahren deutsche und englische Dampfer sogar bei dunkler Nacht hindurch.

Indes müssen Schiffe mit kleinen Maschinen wie die unsrige natürlich etwas vorsichtig zu Werke gehen, damit sie nicht durch die an gewissen Stellen sehr heftige Strömung an die Fels- und Sandbänke mit fortgerissen werden.

Am 29. verläßt der Maschinist D. gegen 4 Uhr abends die Maschine, an der dann Somers die Wache zu übernehmen hat. D. geht am Kommandanten vorbei und versichert ihm, der Druck sei in Ordnung.

Sobald Somers hinunterkam, stellte er fest, daß kein Wasser mehr in der Niveauröhre ist. Er meldet es sofort de Gerlache, der mich eilig an die Maschine schickt. Ich bemerke, daß die Kessel in voller Tätigkeit sind, und daß die Wassermenge so schwach ist, daß im Wasserstandszeiger nichts mehr zu sehen ist. Die Maschine wird sofort gestoppt. Zum Glück sind die Röhren des Kessels nicht überhitzt, und Somers kann ihn mit der Druckpumpe speisen.

Währenddessen erklärt mir Van Mirlo, der seit gestern Hilfsheizer ist, er habe den Maschinisten D. wiederholt auf die Vorgänge an der Maschine aufmerksam gemacht. Dieser habe ihm aber befohlen, er solle schweigen, die Feuer tüchtig schüren und die Maschine schmieren! . . . Ein derartiger Vorfall bedarf keines weiteren Kommentars.

De Gerlache hatte an dieser neuen Probe von dem Maschinisten D. genug und beschloß, ihn gleich bei unserer Ankunft in Punta Arenas zu entlassen und nach Hause zu schicken.

Achtes Kapitel.

Großer Kehraus an Bord.

Den 1. Dezember 1897 gingen wir in Punta Arenas vor Anker. Racovitza hatte uns in Rio de Janeiro verlassen, um mit dem englischen Dampfer „Oravia" nach Punta Arenas zu fahren. Da er einen Monat vor uns hier angelangt war, so hatte er diese Zeit zu interessanten Studien über die Fauna und Flora des südlichen Patagonien benutzen können. Auf einem dieser Ausflüge war er Reisebegleiter von Dr. Moreno, dem Direktor des Museums von La Plata und argentinischen Schiedsrichter bei der Grenzregulierung zwischen Chile und Argentinien.

Sobald Dr. Moreno Näheres über unsere Expedition erfahren hatte, meldete er unsere Vorbeifahrt der argentinischen Regierung, die uns sofort das Anerbieten machte, aus ihrem Kohlendepot in Ushuwaia alles nötige Heizmaterial zu liefern.

Diese liebenswürdige Aufmerksamkeit änderte unseren Kurs; de Gerlache stellte folgendes Programm auf: in Punta Arenas die hundert Tonnen Kohlen einnehmen, die wir von Belgien hatten hinbringen lassen; dort unseren Vorrat an Wasser, Lebensmitteln und Kleidung ergänzen; nach Ushuwaia fahren und von dort soviel Kohlen als möglich mitnehmen.

In Punta Arenas stellten sich indes neue häusliche Unannehmlichkeiten ein[1]).

Sonnabend den 4. Dezember. -- S. und W. sind stark betrunken; sie machen Skandal an Bord, indem sie sich gegenseitig beschimpfen und herausfordern. Ich lege mich ins Mittel, und es tritt Ruhe ein; aber zwei Minuten darauf bricht der Streit noch stärker wieder los.

Sonntag den 5. – S. hat sich so weit vergessen, daß er einen Matrosen schlug. Um Mitternacht kehrt T. betrunken an Bord zurück; M. und D. übernachten an Land.

Montag den 6. – Der Kommandant läßt W., der mit einem Boot an Land ist, bitten, zwei Kisten mit Kleidungsstücken für die Mannschaft zu transportieren. W. weigert sich den Transport zu besorgen und läßt antworten, er sei kein Auslader.

Dienstag den 7. – Der Kommandant und Leutnant Amundsen bringen selbst eine Rolle Tuch zu Kleidern für die Mannschaft an Bord. W. marschiert vergnügt nebenher, ohne ihnen zu helfen.

Donnerstag den 8. – V. D. verlangt vom Kommandanten Geld und schickt sich an, ohne Erlaubnis an Land zu gehen. Da der Mannschaft bereits beträchtliche Vorschüsse bewilligt worden waren, und da diese Vorschüsse bei den in Montevideo erhobenen Geldern

---

[1]) Die folgenden Vorfälle sind wörtlich aus meinem Schiffsjournal entnommen.

nicht vorgesehen worden waren, so weigert sich de Gerlache. V. D. bringt voller Wut sein Buch, verlangt seine Bezahlung und beschuldigt den Kommandanten offen der Parteilichkeit gegen die Norweger. Angesichts dieser Drohung mit dem Weggehen gibt de Gerlache nach und gibt ihm das Geld.

Am gleichen Tag „drücken sich" W., J. und X. von der Arbeit. Ebenfalls an diesem Tage verlassen W. und J., die an Land geschickt worden waren, um mich sowie einige Beobachtungsinstrumente abzuholen, das Boot mit seiner Ausrüstung und laufen in den Kneipen herum.

Ich warte eine Stunde lang auf die Rückkehr der Matrosen; dann bitte ich Arctowski und Cook sich an die Ruder zu machen, um an Bord zurückzukehren.

Das Boot fährt dann sofort wieder zurück, um die Urlauber an Land zu bringen und W. und J. abzuholen. Keiner der beiden letzteren kommt zurück.

Um 9½ Uhr geht das Boot nochmals an Land, aber keiner der Urlauber kommt mit zurück.

Abend 11½ Uhr begegnet der Kommandant den X., W. und D. und erteilt ihnen den Befehl, an Bord zurückzukehren; er verspricht ihnen sogar, das Boot zu bezahlen, das sie zurückbringen soll. Keiner gehorcht.

Freitag den 10. Dezember. Die „Belgica" wird an der „Martha" vertäut, auf der sich das Heizmaterial befindet, das eingenommen werden soll. Es herrscht starker Seegang, die Ketten drohen zu brechen, die Taue zerreissen wiederholt, und kaum die Hälfte des Personals ist an Bord.

Um 6 Uhr 30 morgens schicke ich ein Boot an Land, um die Ausreißer holen zu lassen. V. D. antwortet, er wolle noch nicht zurückkehren.

Um 8 Uhr, Aussenden eines neuen Bootes. V. D. erklärt, er kehre erst um 9 Uhr zurück. W. und J. weigern sich zurückzukommen. Das Boot bringt bloß S. und X.

Um 10 Uhr 30 kehrt D. an Bord zurück, begibt sich nach dem Mannschaftsraum und legt sich nieder! Ich begebe mich zu ihm; er erklärt, er sei nicht krank, aber müde von der Nacht.

Mittlerweile war de Gerlache zurückgekehrt und, die Möglichkeit von Ausschreitungen befürchtend, hatte er sich sogleich an Bord des chilenischen Kanonenbootes „Magallanes" begeben. Dort trifft er mit dem zweiten Kommandanten dieses Kriegsschiffes die Vereinbarung, daß für den Fall, daß wir die Flagge B (rote Flagge) des internationalen Signalbuchs hissen sollten, eine Abteilung von sechs Mann „als Einschüchterungsmittel" an Bord der „Belgica" geschickt werden solle.

Während de Gerlache an Bord der „Magallanes" ist, war D. aufgestanden und verlangt an Land zu gehen. Ich lasse ihn sofort an Land bringen.

Nach dem Verlassen der „Magallanes" begibt sich de Gerlache an Land — auf die Suche nach seiner Mannschaft.

Unterdessen kehren D. und V. D. an Bord zurück in einem gemieteten Boot, das die Expedition bezahlt, da sie kein Geld mehr haben. In der sicheren Voraussicht ihrer Entlassung packen sie ihre Sachen zusammen und dazu noch der Expedition gehörige Kleidungsstücke und wollen dann weggehen. Ich verbiete es ihnen in aller Form.

Um 7 Uhr 30 abends kehren de Gerlache und Amundsen an Bord zurück. Der Kommandant entläßt V. D., der sich sehr unverschämt gegen ihn benimmt und sein Gepäck samt den Kleidern, die ihm nicht gehören, mitnehmen will.

De Gerlache gibt mir ein Zeichen, und ich hisse die rote Flagge am Großmast. Die Dunkelheit macht es aber dem diensttuenden Steuermannsgehilfen auf der „Magallanes" unmöglich unser Signal zu erkennen.

De Gerlache begibt sich an Bord der „Magallanes" und bittet um die Entsendung einer Wache an Bord der „Belgica". Der zweite Kommandant des chilenischen Schiffes antwortet, daß eine solche Wache nur auf einen vom Gouverneur an den Hafenkapitän gerichteten Antrag hin gestellt werden könne.

De Gerlache und der Arzt der „Magallanes" begeben sich an Land auf die Suche nach dem Hafenkapitän und dem Gouverneur. Unterdessen kehrt W. an Bord zurück; er ist noch betrunken. Um zu verhindern, daß sein Betragen einen schlechten Einfluß auf die Moral der wenigen Leute ausübe, die noch ihre Pflicht tun, verbiete ich ihm den Zutritt zum Mannschaftsraum und stelle an der Hütte die Wache neben ihm auf. Ich hatte einen Revolver zu mir gesteckt und war entschlossen, dem ersten, der sich vergehen sollte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Leutnant Amundsen stellt sich, in der Befürchtung, daß ich zu diesem äußersten Mittel zu greifen gezwungen würde, auf der Brücke auf, zu sofortigem Beistand bereit.

Von 9$^{1}/_{2}$ Uhr bis Mitternacht bleibt die Situation immer gleich gefährlich. Es ist schrecklich, sich sagen zu müssen, daß ein zufälliger Umstand, ein Nichts einen dazu zwingen kann, von einem Augenblick auf den andern zum Mörder zu werden! Ich war indes sehr ruhig; mein Gewissen sagte mir klar, daß ich das Recht hatte zu töten, um ein noch größeres Unglück zu verhüten. — Jeder, der weiß, wie auf See die Dinge sich abspielen, wird mich verstehen und mein Vorgehen billigen.

Um Mitternacht kehrt de Gerlache in einem Boot der Hafendirektion an Bord zurück. Er ist begleitet vom zweiten Polizeioffizier von Punta Arenas, vom Arzt der „Magallanes" und einer Abteilung von sechs mit Gewehren bewaffneten Leuten, die der Gouverneur an Bord schickt.

Der Polizeioffizier kommt mit gezogenem Säbel herauf. Er erachtet es für ratsam, mit dem Ausschiffen des V. D. und W. nicht bis zum folgenden Tag zu warten. Infolgedessen erhält V. D. den Befehl, sich zu erheben. Er kleidet sich rasch an, steckt ostentativ einen Revolver in die Tasche und begibt sich zu de Gerlache. Ich folge ihm und beobachte alle seine Bewegungen. V. D. wiederholt seine groben Beschuldigungen gegen den Leiter der Expedition, begibt sich dann wieder in den Mannschaftsraum, gibt die Sachen, die der „Belgica" gehören, zurück und schnürt sein Bündel. Er weist dem Kommandanten ein Tagebuch vor, das er zu veröffentlichen beabsichtige, und in welchem, wie er sagte, er Tag für Tag die Vorgänge an Bord aufgezeichnet habe.

Die beiden Matrosen nehmen Abschied von ihren bisherigen Kameraden. Von einer Regung der Reue ergriffen, verläßt W. den Mannschaftsraum mit den Worten: „Macht dem Vaterlande Ehre, meine Freunde, macht es nicht wie ich."

V. D. und W. gehen an de Gerlache vorüber, der ihnen zum Zeichen seiner Verzeihung die Hand und — ein Pfund Sterling gibt.

Um 1 Uhr 14 morgens ist die Ruhe wiederhergestellt. Tags darauf, am Sonnabend dem 11. Dezember, geht der große Kehraus vor sich.

Der Maschinist D., der uns seit dem Zwischenfall am Dampfkessel zu Besorgnissen Veranlassung gab, war entbehrlich, wenn nicht geradezu gefährlich geworden. Es muß indes anerkannt werden, daß er weder an den Vorfällen des vergangenen Tages noch an denen während der Nacht beteiligt war. D. wird daher ausgemustert, jedoch unter für ihn ganz günstigen Bedingungen.

Der Schwede Rose..... wird wegen Krankheit ebenfalls ausgemustert.

Der schwedische Matrose Rosb . . . verläßt uns gemäß der in Montevideo getroffenen Übereinkunft. Die belgischen Matrosen W., V. D. und D. wurden entlassen. Die norwegischen Matrosen T. und J. erhalten eine väterliche Ermahnung. Zum Schlusse wird dem S. und H. anempfohlen, das Boot nicht wieder zu verfehlen!

So sind wir nun wiederum ohne Koch an Bord. Da übernimmt Michotte das Küchenamt. Der Wackere opfert sich für das öffentliche Wohl und zieht sich mit Ehren heraus, wie wir in der Folge zu sehen Gelegenheit haben werden. Aber wieviele Lücken an Bord! Der Besen hat gründlich gekehrt!

Vielleicht war es gefährlich, sich mit einem so geringen Personal nach der Antarktis zu begeben; indes wäre eine Ergänzung desselben in Punta Arenas unmöglich gewesen. Überdies ist eine kleinere Anzahl sicherer Leute mehr wert als ein zahlreiches Personal, das aus zweifelhaften Elementen besteht, deren Widersetzlichkeit uns in ständige Gefahr versetzt.

Die auf diese Weise reduzierte Mannschaft setzt sich nun folgendermaßen zusammen:

Johan Koren (Norweger), kaum 18 Jahr alt, Schiffsjunge.
August Wiencke (Norweger), 20 Jahr alt, Schiffsjunge.
Van Mirlo (Belgier), 20 Jahr alt, Schiffsjunge, an die Maschine kommandiert.
Dufour (Belgier), 21 Jahr alt, Schiffsjunge.
Knudsen (Norweger), 21 Jahr alt, Matrose.
Johansen (Norweger), 25 Jahr alt, Matrose.
Michotte (Belgier), 31 Jahr alt, Schiffskoch.
Tolleffsen (Norweger), 33 Jahr alt, Quartiermeister.

Im ganzen also ein Quartiermeister, zwei Matrosen und vier Schiffsjungen![1]) Doch was lag daran! Audaces fortuna juvat! – Eine andere Devise zu wählen, war ja auch schlechterdings nicht gut möglich!

[1]) Wir rechnen den Schiffskoch nicht zum Schiffspersonal.

Neuntes Kapitel.

Nach Ushuwaia.

Während wir am 13. Dezember die Viertel von frischem Fleisch einluden, die uns die katholische Mission in Punta Arenas in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hatte, brachte uns gegen Abend ein am Orte ansässiger Franzose, Herr Alexis Panté, mit gewichtiger Miene einen kleinen Käfig, in welchem sich zwei auserlesene Brieftauben befanden; dazu eine handschriftliche Abhandlung über Brieftaubenzucht sowie ein Begleitschreiben, das folgendermaßen stilisiert war:

„Diese beide Champions, die von allen Brieftauben an der Magellanstraße den weitesten Weg zurückgelegt haben, bietet den Forschungsreisenden des Schiffes „Belgica" zu Versuchen an:

Alexis Panté,

französischer Schmied in Punta Arenas, der sehr dankbar dafür wäre, wenn die Herren die Güte haben wollten, ihm das Resultat ihrer gefahrvollen Forschung mitzuteilen."

Wer die leidenschaftliche Anhänglichkeit jedes Taubenfreundes an seine Tiere kennt, kann allein den Wert dieses Geschenkes beurteilen, über das wir sehr gerührt waren. Leider hatten wir zu viel andere Dinge zu tun, und den armen Tauben wurde oft nicht gerade die beste Pflege zu teil. Wir ahnten damals kaum, daß durch sie unsere Familien eines Tages mehr oder weniger über unser Schicksal beruhigt wurden[1]).

Am 14. Dezember 1897 verlassen wir um 1 Uhr morgens Punta Arenas und fahren eine Zeitlang in Begleitung des chilenischen Kanonenbootes „Toro" dahin.

Als wir uns dann trennten, lief der „Toro" in den Forward Reach ein, während wir in den Magdalen Sound fuhren.

Bald aber hemmte ein dichter Nebel unsere Fahrt, und wir suchen im Haver Hope, einer reizenden Bucht der Clarenceinsel, Zuflucht. Diese Bucht ist wie ein Fjord von steilen Bergen ummauert, die mit einer bedeutenden, vom Mont Vernal beherrschten Bergkette zusammenhängen. Heftige, aber nicht lange anhaltende Windstöße kommen ständig von diesen Bergen herab.

---

[1]) Wir wissen nicht, was aus unseren Brieftauben geworden ist; später sprengten indes verschiedene Leute das Gerücht aus, sie seien in ihren Schlag zurückgekehrt. Die amerikanische Presse bemächtigte sich desselben und verbreitete in der ganzen Welt die Nachricht, es gehe alles gut bei uns.

Gegen 3 Uhr verzog sich der Nebel; wir gingen aber an diesem Tage nicht mehr in See, weil wir das argentinische Kohlendepot doch nicht mehr vor Nacht hätten erreichen können. Ein Schiff wie das unsrige ist aber bei der Schwierigkeit der Schiffahrt in den Südkanälen gezwungen, während der ganz dunkeln Nachtstunden in einer Bucht vor Anker zu gehen.

Um unseren Wunsch, die wenig bekannten Kanäle von Feuerland zu durchforschen, mit der Kürze der Zeit, über die wir zu verfügen hatten, in Einklang zu bringen, wurde beschlossen, nur an einer kleinen Anzahl von Stationen Halt zu machen, denselben aber jedesmal so lange auszudehnen, daß wir einige Beobachtungen anstellen und Proben der Fauna und Flora mitnehmen konnten.



Baie du Torrent.

Unser Aufenthalt im Haver Hope wurde auf Ansuchen des Geologen und des Naturforschers der Expedition auf 48 Stunden festgesetzt.

Am 16. Dezember machen wir uns mit Tagesanbruch bei trübem und unfreundlichem Wetter segelfertig. Da die Gipfel der hohen Berge noch im Nebel verborgen liegen, so bekommen wir bloß den Fuß des Sarmiento zu sehen.

Als wir um Mittag in den Cockburnkanal einfahren, wird die See unruhig, steigt rapid, und als wir uns den Tussacfelsen[1]) nähern, weht die Brise mit Heftigkeit.

[1]) Es schien uns, als ob diese Felsen zwei bis drei Meilen südlich von der auf der Admiralitätskarte angegebenen Position verlegt werden müßten. Als wir im Jahre 1899 von den Furieninseln her in den Cockburnkanal einliefen, hatten wir wiederum denselben Eindruck. Wenn diese An-

Wir ſind kaum in die Brecknockdurchfahrt eingelaufen, da entwickelt ſich die Briſe zum Fallwind. Im Norden haben wir die Brecknockhalbinſel, im Oſten die Georgianaſinſel, im Süden die Londoninſel. Die Umriſſe und das Ausſehen dieſer verſchiedenen Länder entſprechen nur ſehr wenig den Angaben auf den Karten und den dürftigen Beſchreibungen dieſer Gegend.

Wir entſchließen uns in einer kleinen Bucht der Londoninſel Zuflucht zu ſuchen. De Gerlache beauftragt mich, in einem Boot eine Rekognoszierung der Bucht vorzunehmen.



See ſüdlich der Baie du Torrent.

Es herrſcht ein ſchreckliches Wetter, die See brandet, und es regnet in Strömen. Ich werfe mir den Südweſter unſeres langen Danco über und warte einen ruhigen Moment

---

ſicht zutreffend iſt, ſo iſt ſie inſofern von Bedeutung, als die Tuſſacfelſen in den Segelhandbüchern gerade als Landmarke angegeben ſind für die Einfahrt in die Magellanſtraße von Süden her.

Leider machten es uns die Umſtände beide Male, wo wir dieſe Felſen paſſierten, unmöglich, ihre Lage genau zu beſtimmen. Ich mache deshalb dieſe Bemerkung mit allem Vorbehalt.

ab. Aber die Stärke des Windes verdoppelt sich, und das Boot kann nicht ausgesetzt werden; die „Belgica" fährt direkt, aber so langsam als möglich, nach der kleinen Bucht. Wir sind nicht mehr weit von ihr entfernt, da bemerkt de Gerlache plötzlich Brandungen, die den Zugang versperren. Er sucht sofort zu wenden, aber Wind und Strömung treiben uns an die Küste, und nur mit knapper Not gelingt das Manöver.

Wir hoffen, weiter nördlich mehr Glück zu haben, und suchen bei der Georgianainsel Zuflucht, denn unsere Maschine ist nicht imstande, gegen einen solchen Wind anzukämpfen. Wir setzen den Kurs also wieder nach Südost und fahren an der Sydneyinsel und einer Reihe anderer auf der Karte nicht angegebener Eilande vorüber.

Bei immer ungünstiger werdender See nähern wir uns zusehends der Basketinsel, die wir erst erkennen, als wir schon ganz nahe bei ihr sind. Fast erblindet, abgehetzt und bis auf die Knochen durchnäßt, ankern wir endlich bei 20 Meter Tiefe auf felsigem Grund, von dem sich der Anker jeden Augenblick loszureißen droht. Und dabei sind wir rings von Riffen umgeben!

Die Mannschaft darf sich zur Ruhe begeben, aber da unser Ankerplatz so wenig Sicherheit gewährt, so bleiben die Offiziere auf Wache.

Tags darauf, am 17. Dezember früh um 3 Uhr, geht die „Belgica" wieder in die offene See.

Mittags ankern wir von neuem in einer Bucht der Londonderryinsel, die wir wegen des reißenden Wasserlaufes, der tosend vom Gebirge herabkommt, „Baie du Torrent" (Sturzbachbucht)[1]) taufen.

Nachmittags erforscht das wissenschaftliche Personal einen kleinen Teil der Insel und die Höhen, wo wir einen See mit sehr abschüssigen Ufern entdecken, die mit zahlreichen ganz verkrüppelten kleinen Bäumen bestanden sind.

Racovitza und Arctowski drücken den Wunsch aus, 48 Stunden in der Bucht zu verweilen.

Von den die Sturzbachbucht umsäumenden Höhen aus hatten wir auf der andern Seite des Darwinkanals einen riesigen Gletscher auf Feuerland erblickt. Wir hielten es für angebracht ihn näher anzusehen und begaben uns deshalb am 18. Dezember in die Bucht, in welche er einmündet[2]).

Am 19., einem Sonntag, fuhr ich morgens in aller Frühe mit Melaerts, Van Rysselberghe und einigen Leuten von der Mannschaft in einem Boote weg.

Nachdem wir eine beträchtliche Moräne umfahren hatten, erblickten wir in einer Entfernung von mehreren Meilen den Fuß des Gletschers. Je näher wir an ihn herankamen, desto größer wurde die Zahl der Seevögel, die wir auffanden.

Wild! Und kein Gewehr zur Hand!

Meine Begleiter schlagen mir eine Hetzjagd vor.

Im Nu begeben sie sich an die Ruder, während ich das Steuerruder halte, und so verfolgen wir eine Ente, die sehr gut schwimmen, aber nur schwer fliegen kann.

Es entspinnt sich ein hartnäckiger Wettlauf. Der Vogel flog in Strecken von hundert bis hundertfünfzig Meter, dann begann er plötzlich wie toll zu schwimmen. Bald

---

[1]) Wir hatten sie zuerst wegen ihrer eigentümlichen Form „Pique-As-Bucht" genannt. Allein eine derartige Benennung hätte zu der Vermutung Anlaß geben können, wir beschäftigten uns an Bord mit Kartenspielen. Wir mußten jeden Anlaß zum Tadel vermeiden, denn wir durften nicht vergessen, daß unsere Gelder durch öffentliche Subskription aufgebracht worden waren! . . .

[2]) Wir haben diese Bucht „Baie du grand Glacier (Bucht des großen Gletschers)" genannt.

holten wir ihn ein, aber sobald wir uns anschickten ihn zu fangen, flog er von neuem davon.

Nach Verlauf von 10 Minuten waren die Kräfte des armen Vogels erschöpft, und er wurde mit einem Ruder erschlagen, als er sich eben wieder aus dem Wasser erheben wollte.

Wir überschlugen bereits die Anzahl der guten Bissen, die unser Fang abgeben würde, als hundert Meter von uns entfernt ein prächtiger Schwan mit schwarzem Kopf auftauchte. Er hatte zweifellos Mutter und Geschwister aus den Augen verloren, denn er war noch jung und konnte nur wenig fliegen. Der Anblick dieser neuen Beute belebte unsere Kräfte wieder und ermutigte uns zur Fortsetzung der Jagd.

Da unser Schwan großartig schwamm, so konnte ihm das Boot kaum folgen. Der Sieg mußte demjenigen der beiden Kämpfenden zufallen, der am meisten Atem hatte. Nach 20 Minuten heldenhaften Widerstandes streckte der Vogel die Flügel aus und blieb regungslos. Ein Matrose, der vorn im Boot war, fing ihn, band ihm die Füße und die Flügel zusammen und setzte ihn unten ins Boot.

Zur „Belgica“ zurückgekehrt, brachten wir ihn aufs Deck, aber da er wieder zu Atem gekommen war, versuchte er davonzufliegen. Sobald er indes spürte, daß er Gefangener war, ergab er sich in sein Schicksal.

Es war ein prächtiges Tier, unser Schwan, weiß wie Schnee, der Kopf und ein Teil des Halses kohlschwarz[1]).

Die Beschreibung unserer Exkursion bestimmte de Gerlache zu dem Gletscher hinzufahren. Um 4 Uhr stoppen wir im Hintergrund der Bucht, südlich von einer Moräne, bis zu der das Eis herabkommt.

Da der Himmel bedeckt war, so war von astronomischen Beobachtungen keine Rede. Ich zog mit Melaerts und den Matrosen, die mich morgens begleitet hatten, wiederum auf die Jagd. Diesmal nahmen wir Gewehre mit.

Im Weggehen begriffen, hatte ich de Gerlache, der sich ans Land begab, anvertraut, daß ich die Hoffnung hegte, die ganze Familie schwarzköpfiger Schwäne einzufangen.

Leider aber bekam ich nicht bloß keinen einzigen Schwan mehr zu Gesicht, sondern erfuhr auch bei der Rückkehr an Bord, daß unser schöner Häftling die Fessel an seinen Flügeln losgemacht habe und davongeflogen sei.

Der Montag (20. Dezember) ward ganz der Arbeit gewidmet. Gegen 5 Uhr abends stechen wir in See und gehen um 9 ½ Uhr in einer andern kleinen Bucht von Feuerland gegenüber der Chairinsel im Darwinsund wieder vor Anker.

Trotz der einbrechenden Dunkelheit begeben sich de Gerlache, Arctowski, Racovitza und ich noch an Land, wo Arctowski Gesteinsproben sammelt und Racovitza einen so wunderbaren Fischzug macht, daß wir den Ort „Baie des Astéries (Seesternbucht)“ taufen.

Tags darauf, am 21. Dezember, durchfahren wir um 4 Uhr morgens den North West Arm, um in den Beagle-Kanal einzusegeln. Die Brise weht in heftigen Stößen.

Um 8 Uhr abends kommen wir endlich vor der Halbinsel Ushuwaia an.

Plötzlich erzittert das Schiff, wir sind an eine Felsbank gestoßen. Zum Glück arbeitet die Maschine rückwärts und macht uns wieder frei.

[1]) An schwarzköpfige Schwäne läßt sich nur schwer herankommen. Sobald sie ausgewachsen sind, besitzen sie eine erstaunliche Flugkraft. Wenn es uns gelang einen solchen zu fangen, so handelte es sich offenbar um einen noch jungen Vogel.

In Anbetracht der herrschenden Dunkelheit machen wir einen kleinen Umweg, indem wir die Bridges- und die Willie-Insel umfahren und die Eclaireurs steuerbords liegen lassen.

Gegen 10 Uhr tritt vollkommen finstere Nacht ein. Nach den Segelanweisungen hätten wir vor dem Fallenlassen des Ankers in einem bestimmten Azimuth das Leuchtfeuer von Ushuwaia erblicken müssen. Zum Glück ankerten wir, ohne darauf zu achten, in dem Augenblick, wo das Lot bloß noch 10 Meter anzeigte, denn wir befanden uns in nächster Nähe der Küste. Das Leuchtfeuer von Ushuwaia war damals schon seit einem Jahr verlegt und den Seefahrern noch keinerlei Mitteilung davon gemacht worden! Man kann sich auf diese Weise hübsch „aufs Trockene setzen"!

Zehntes Kapitel.

Weihnachten.

Am 22. Dezember stellten wir beim ersten Schein des Tages fest, daß wir uns zu nahe an der Küste befanden. Die Maschine wurde angesetzt, und wir gingen an einer anderen Stelle vor Anker.

Gegen 8 Uhr begab sich de Gerlache zum Gouverneur. Ein leidiger Zufall wollte es, daß dieser gerade in Buenos-Aires war, und sein Sekretär erklärte dem Kommandanten, als er ihm den Erlaubnisschein zur Übernahme von Kohlen vorwies, daß von der Regierung der Republik kein diesbezüglicher Befehl gegeben worden sei. Um das Maß unseres Ärgers voll zu machen, kam dann noch die Entdeckung hinzu, daß das argentinische Depot sich nicht in Ushuwaia befindet, sondern in Lapataia, an dem wir am Abend zuvor vorbeigefahren waren! Glücklicherweise kam schließlich alles in Ordnung. Der Sekretär übergab uns ein Schreiben, das uns ermächtigte, in Lapataia Kohlen einzunehmen, und zwar bis zu 100 Tonnen. Er hatte sogar die Freundlichkeit, uns zur Erleichterung der Verladung des Brennmaterials Säcke zu leihen.

Unterdessen besuchten Arctowski und Cook die englische protestantische Mission, die unter Leitung des Rev. Lawrence steht. Sie wurden dort mit solcher Herzlichkeit empfangen, daß sie die Einladung annahmen, bis zu unserer Rückkehr von Lapataia in der Mission zu bleiben, um die Sitten der indianischen Bewohner jener Gegend zu studieren.

Am 23. Dezember fahren wir wieder ins Meer hinaus, und einige Stunden später ankern wir in der Bucht von Lapataia.

Diese Bucht ist ungefähr drei Meilen lang und eine Meile breit. Sie erstreckt sich von Westnordwest nach Ostsüdost. Am Eingange liegt die hübsche kleine Insel „Round".

Der Zugang ans Land ist leicht, denn die Gewässer sind noch in unmittelbarer Nähe der Küste tief. Die Bucht wird von Hügeln mit prächtigen Abhängen umsäumt, die ganz von einer reichen Vegetation überzogen sind. Sie ist mit Lapataia durch ein tiefes Tal verbunden, das ein reißender Gebirgsbach durchfließt, und in welchem sich der Wind mit äußerster Heftigkeit verfängt.

Das argentinische Kohlendepot, das erst seit 1896 existiert, besteht aus einem geräumigen, mit einem Metalldach bedeckten Schuppen, in welchem 200 bis 250 Tonnen Kohlen untergebracht sind.

Dieses Brennmaterial ist allerdings nicht mit dem unseres belgischen Kohlenbeckens zu vergleichen, aber es kam uns sehr zustatten, und es stände uns schlecht an, es herabzusetzen, wo es uns so großmütig angeboten worden war.

Gleich nach unserer Ankunft auf der Reede kamen die Herren Montaldo, ein Argentinier, und Bursotti, ein Italiener von Geburt, beide Aufseher des Depots und Leiter einer bedeutenden Sägemühle, die in geringer Entfernung von unserem Ankerplatze steht, an Bord der „Belgica“, um sich den direkt aus Buenos Aires erhaltenen Befehlen gemäß zu unserer Verfügung zu stellen.

Außer diesen Herren und der Familie Boursotti, die ein komfortables Holzhaus bewohnen, sind kaum noch fünf bis sechs Arbeiter in Lapataia.

Die Sägerei ist mit gutem Werkzeug versehen und macht ausgezeichnete Geschäfte. Sie findet am Platze herrliche Buchenwälder, deren Holz sie zum Verkaufe zurichtet und auf argentinischen Transportschiffen in ganz Patagonien und sogar nach Buenos Aires verfrachtet.

Unweit der Sägerei ist der Acigamisee bemerkenswert, wo unsere Matrosen einen sehr ausgiebigen Fischzug machten.

Am 23. Dezember beginnen wir Brennmaterial einzunehmen. Eine böse Arbeit! Melaerts, Somers, Amundsen und Van Rysselberghe erklären sich in liebenswürdiger Weise bereit, sich in Kohlentrimmer umzuwandeln, um den Matrosen zu helfen, die Kohlen in die Säcke zu füllen, auf ein Transportboot zu bringen und schließlich mit Hilfe einer Dampfwinde auf das Schiff zu verladen. Um Zeit zu gewinnen, schlossen sich die letzten Tage sogar der Kommandant und ich der Mannschaft an. Als wir abends mit dieser ungewohnten Arbeit zu Ende waren, teilten sich noch Offiziere und Matrosen in das Reinmachen des Decks. Dann nehmen wir ein vollständiges Bad, das den Kohlenstaub vertreibt, der überallhin eingedrungen war, auf unseren Körper und in unsere Kleider.

Gerechterweise muß indes bemerkt werden, daß die Beschäftigung als Kohlentrimmer eine Wirkung hervorbringt, auf die wir keineswegs gefaßt waren. Der Kohlenstaub verleiht nämlich den Augen einen eigenartigen hellen Glanz. Mögen sich die schönen Weltdamen das merken, die etwa Lust haben, an einem Ballabende sich diesen neuartigen Puder in die Augen blasen zu lassen.

24. Dezember! – Sollte man es glauben, daß man am Vorabend vor Weihnachten steht! Der Tag vergeht ohne ein besonderes Ereignis; als wir aber gegen 6½ Uhr abends zum Abendessen gehen wollten, meldet die Wache plötzlich, daß der Wald in Flammen stehe.

Arctowski, der eben an Bord zurückgekehrt war, nachdem er den Weg von Ushuwaia mit zwei Indianern zu Fuß zurückgelegt hatte, erklärt uns alsbald, daß nach seiner Meinung das Feuer von der Stelle ausgegangen sein müsse, wo seine Indianer, um fernhin ein Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben, ein Feuer angemacht hätten, das sie dann wahrscheinlich nicht sorgfältig genug auslöschten. Der Herd des Feuers ist nicht sehr weit von einem Bretterlager entfernt, das zur Dampfsäge gehört; indes besteht augenblicklich keine Gefahr.

Einen Augenblick später sind wir alle mit Ferngläsern auf Deck. Es ist ein großartiges Schauspiel, das ein Waldbrand darbietet, wenn man weiß, daß kein Menschenleben in Gefahr ist, und daß die in diesen Gegenden verschwenderische Natur den Wald wieder erstehen lassen wird, bevor noch irgend jemand unter dem materiellen Schaden zu leiden hat.

Man mußte indes den Verheerungen des Feuers Einhalt tun. Der Kommandant bittet mich, die Boote aussetzen zu lassen.

Wir fahren alle mit weg außer de Gerlache und Amundsen. Eine märchenhafte Spazierfahrt! Das Meer ist still, die Boote gleiten ruhig dahin, die Matrosen rudern im Takte, während die ungeheure Feuersbrunst Himmel und Wasser purpurn färbt wie in einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht".

Aber die Zeit drängt, darum fort mit den Träumen! Die Ruderer nehmen einen kräftigen Anlauf und landen. Ein jeder von uns bewaffnet sich mit einer Hacke oder nimmt einen Eimer aus Leinwand zur Hand.

Während die einen eine Kette bilden, beeilen sich die andern, die dicken Bäume, die in Brand stehen, zu fällen, um sie zu isolieren. Glücklicherweise weht kein Lüftchen; unsere Anstrengungen haben Erfolg, das Feuer erlischt allmählich.

Gegen 10 Uhr ist unsere Aufgabe beendet, und wir kehren an Bord zurück. Dort erwartet uns eine allerliebste Überraschung: Der Weihnachtsmann ist mittlerweile dagewesen, hat die „Belgica" illuminiert und jedem Geschenke und Süßigkeiten mitgebracht.

Wie erstaunte Augen unsere Matrosen machten, als sie die Wohnräume und Kajüte mit Fahnen aller Farben geschmückt sahen. Welche Befriedigung sie beim Befühlen der warmen Kleider zeigten, die ihnen die Expedition zum Geschenk machte[1]).

Mit welch kindlicher Freude und liebevoller Sorgfalt sie die von Frau de Gerlache und Frau Osterrieth gespendeten schönen Pfeifen und den guten Tabak in ihren vor Erregung zitternden Händen hielten! Der Kommandant wird dabei ganz gerührt und läßt einen Grog servieren, bei dem Offiziere und Mannschaft in fröhlicher Laune brüderlich beisammensitzen.

Dann folgen patriotische und andere Reden: Tollefsen spricht norwegisch, Van Rysselberghe französisch, jeder erntet großartigen Beifall; als letzter nimmt de Gerlache das Wort, indem er etwa folgendes ausführt:

„Liebe Freunde!

Wir sind nur wenige an Zahl, wir werden manchmal schwere Aufgaben zu erfüllen haben, aber ich bin überzeugt, daß ein jeder seine Pflicht tun wird, ich hoffe vor allem, daß keiner von Euch zu mir kommen und sagen wird: ‚Ich bin müde!' – Ihr habt nicht das Recht müde zu sein. Wenn Ihr krank seid, so ist das etwas anderes, dann werde ich Euch Ruhe geben."

Alsdann verläßt der Stab die Mannschaft und begibt sich in die Kajüte. Wir finden dort gleichfalls unser Teil an Liebesgaben. Da liegt für jeden ein seidenes Halstuch, ein Geschenk von Frau Ramelot; ein Roman mit kunstvoll von der Hand von Frau Louise de Gerlache gesticktem Umschlag; endlich Kuchen und Süßigkeiten, die keiner verschmäht.

Man lacht und scherzt. Vor allem muß Arctowski wegen des Waldbrandes herhalten, den wir ihm in die Schuhe schieben. Auch verfehlen wir nicht, das „krank, aber niemals müde" aus der Rede des Kommandanten zu kommentieren, der launig darauf eingeht.

Etwas nach Mitternacht gehen wir auseinander, und jeder begibt sich in seine Kabine.

Die meinige kommt mir jetzt weniger dürftig vor als ehedem. Die Lichtöffnung steht weit offen: die Nacht ist heiter; mit Wohlbehagen atme ich die rauhe Seeluft ein,

---

[1]) Obwohl der Sold der Mannschaft nur ganz gering war, mußten die Leute noch Kleidung und Wäsche von ihrem Gelde bestreiten, mit Ausnahme eines ersten Paradeanzugs, den sie in Antwerpen bekommen hatten.

während in der Ferne mitunter der Herd des Feuers im Walde sich wieder belebt und Tausende von Funken aufsteigen läßt.

Weihnachten! Was wirst du in deinem Gefolge haben?

Jetzt kommen die Tage der Leiden heran: sind unsere Herzen und unsere Arme bereit zum schweren Kampfe?

Weihnachten, du rufst uns das Andenken an alle jene wach, die wir in der Heimat zurückgelassen; Weihnachten, du erinnerst uns an alle ihre Hoffnungen; gib uns die Kraft zu leiden und zu siegen! Wenn wir aber unsere Heimat nicht wiedersehen sollten, so wirst du im nächsten Jahr ihnen, die uns vergeblich erwarten, leise ins Ohr flüstern, daß unsere Gedanken sie niemals verlassen haben! . . .

Elftes Kapitel.

In Not.

Weihnachten und der folgende Tag, der auf einen Sonntag fiel, waren Ruhetage. Am Abend des 26. mußten wir indes den Ankerplatz wechseln, da infolge der heftigen Stoßwinde das Schiff vor Anker trieb.

Die Kohlenübernahme wurde am 27. wieder aufgenommen und am 29. gegen Abend beendigt. Wir hatten also bei dieser Arbeit fünf Tage verloren und dabei bloß fünfundvierzig Tonnen Heizmaterial eingenommen.

Am 30. Dezember nimmt der Stab, während die Mannschaft mit der gründlichen Reinigung des Schiffes beschäftigt ist, an einem Ausflug in den Wald teil, den die Herren Montaldo und Bursotti ins Werk gesetzt hatten. Da ich mich zu Beobachtungen ans Land begeben muß, so verabreden wir, daß mein Boot nach Beendigung der Arbeit Dobrowolski an eine Stelle der Küste bringen solle, von wo aus er mit den Ausflüglern zusammentreffen wollte.

Alles verlief programmäßig, bis Dobrowolski, um mir einen weiten Umweg zu ersparen, mir vorschlägt, ihn an einer andern Landungsstelle aussteigen zu lassen. Ich nehme den Vorschlag um so bereitwilliger an, als ich Eile hatte, meine Berechnungen noch vor dem Ankerlichten am Nachmittag zu Ende zu bringen.

Allein wir hatten uns schwer geirrt. Ich war noch nicht lange fortgefahren, da gewahrte Dobrowolski, daß ich ihn auf eine Insel gesetzt hatte!

Seine gewohnte Kaltblütigkeit bewahrend, erschrack unser Freund keineswegs bei der Entdeckung, daß er zum Robinson geworden war. Er besichtigte sein neues Besitztum, spielte den Hirten bei den Schafen, die er dort vorfand, und wartete geduldig das Ereignis ab, das ihn befreien sollte. Der Magen quälte ihn indes arg, da das Gehen und der Gedanke an die gute Mahlzeit, die ihm entging, seinen Appetit noch besonders gereizt hatten.

Endlich kamen gegen 3 Uhr die Ausflügler zufällig in der Nähe der Stelle vorbei, wo er sich gerade aufhielt, und nahmen ihn mit sich.

Am 30. Dezember fahren wir um 5 Uhr nach Ushuwaia, wo wir Cook aufnehmen, die Reservoire mit Süßwasser füllen und die geliehenen Kohlensäcke wieder abgeben mußten.

Ushuwaia besitzt dieselbe Organisation wie die meisten der französischen Kolonien, deren Bevölkerung fast ausschließlich aus Beamten besteht.

Die Schule – es gibt hier tatsächlich eine Schule – hat keine Schüler; daher hatten denn auch der Lehrer und die Lehrerin, die sie leiten, zur Verkürzung ihrer Mußestunden einander zu heiraten sich entschlossen. Sie dachten, das einzige Mittel, ihr Amt ausüben zu können, wäre das, die Klassen selbst zu bevölkern.

Ushuwaia scheint nicht zu Handelszwecken angelegt worden zu sein. Die Argentinier haben diese Station eingerichtet, um ein Gegengewicht zu schaffen gegen den wachsenden Einfluß der Chilenen in der Magellanstraße. Das Rivalitätsgefühl beider Völker verstärkte sich noch mehr, als die Grenzfrage aufgeworfen wurde. Zu verschiedenen Malen drohte sogar der Krieg auszubrechen.

Die Argentinier suchten sich daher in der Meerenge einen günstigen Ort aus zur Errichtung eines Kriegshafens, in welchem sie ihre gesamten Streitkräfte zur See konzentrieren konnten. In dieser Hinsicht ist der Platz unstreitig gut gewählt: die Reede ist umfangreich und tief; im Süden und Osten wird sie durch Inseln und die Halbinsel Ushuwaia abgeschlossen. Der Zugang von der Südwestseite her kann durch einige Batterien unmöglich gemacht werden, die man mit geringen Kosten aufstellen könnte. Da das Landen an dieser Stelle mit Schwierigkeiten verknüpft ist, so hat die argentinische Regierung die Absicht, eine große Mole erbauen zu lassen, die gleichzeitig einer gewissen Anzahl von Schiffen auch Schutz gegen die See gewähren würde.

Am 30. Dezember zeigte die Mannschaft – wahrscheinlich unter dem Einfluß unserer Landung in einem Kriegshafen – offenkundig schlechte Laune. Die Leute beklagen sich über die Ration und verlangen die gleiche, wie sie bei Handelsschiffen allgemein gewährt wird. De Gerlache begibt sich in den Mannschaftsraum und rechnet ihnen mathematisch vor, daß ihre Ration höher ist, als sie die Matrosen selbst festgesetzt haben, und daß ihr Mangel an Ordnung allein an ihrer Unzufriedenheit schuld ist.

Am gleichen Tag kehrt Cook an Bord zurück und bringt uns einen Passagier mit! Rev. Lawrence möchte nach Harberton gebracht werden, wo sich sein ehemaliger Kollege, Herr Bridges, befindet.

Ein Anlaufen in Harberton war nicht unbedingt notwendig; da wir aber in Ushuwaia nur ganz wenig frisches Fleisch hatten bekommen können, so war es gut, namentlich auf die eben vorgebrachte Reklamation hin, wenn wir davon noch möglichst viel mitnahmen, bevor wir endgültig südwärts fuhren. Überdies tat man Herrn Lawrence, dem Cook und mithin auch die Expedition für wertvolle Aufschlüsse in anthropologischer Hinsicht zu Dank verpflichtet war, einen Dienst.

Schließlich brauchte man, da Harberton auf unserem Wege lag, bloß auf ein paar Stunden dort Anker zu werfen.

Am Sonntag, den 1. Januar 1898, machen wir uns um 11 Uhr morgens segelfertig.

Als ich gegen 4 Uhr nachmittags mich auf der Brücke befand, erblickte ich in der Ferne einen ungeheuern Vogel, der von Zeit zu Zeit seine Flügel langsam öffnete und wieder schloß, dann untertauchte und verschwand. Ich ließ sofort unseren Zoologen benachrichtigen, der dann erkannte, daß mein Vogel – die Schwimmflossen eines untertauchenden Buckelwales waren![1])

[1]) Die Buckelwale sind Waltiere von sechzehn bis achtzehn Meter Länge. Sie kommen an die Oberfläche, um mehrmals kurz ein- und auszuatmen. Nach jeder Atmung verschwinden sie in geringer Tiefe unter dem Wasser. Sobald sie dann wieder zum Atmen heraufkommen, zeigen sie zuerst die Spritzlöcher, dann die Rückenflossen, den Schwanz aber nicht. Nach einer Reihe kurzer Atmungen holen sie nochmals tief Atem und tauchen dann bis zu einer Tiefe von hundert Meter unter. Im Augenblick des Untertauchens zeigen sie dann den ganzen Schwanz.

Kurz darauf kamen tatsächlich in geringer Entfernung von der „Belgica“ zwei Buckelwale vorüber. Mehrere von uns hätten ihnen gern eine Gewehrkugel zugesandt, um sie in Wut zu sehen.

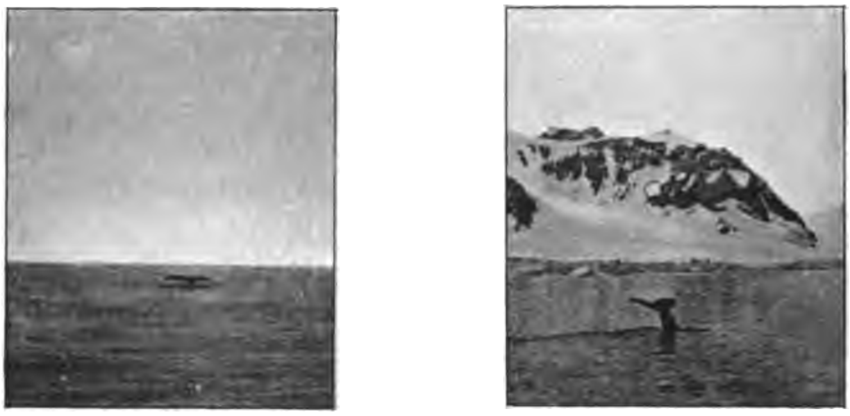
Racovitza war empört über diesen Gedanken, und um uns schließlich davon abzubringen, setzte er uns auseinander, daß wir dabei gar nichts zu sehen bekämen; die Kugel würde in das Fett eindringen, und - das Tier würde über unsere Naivität lachen! —

Unterdessen setzten die Ungeheuer ihren Weg ruhig fort.

Gegen 10 Uhr wurde die Nacht finster, und wir konnten unseren Kurs nicht mehr nach den Landmarken richten, die wir ausgewählt hatten.

Wir fahren nach dem Kompaß. Als wir uns der Küste näherten, um den Eingang in die Bucht zu erkennen, tauchte vorne plötzlich stehendes Kelp[1]) auf.

Der Helmstock wird sofort seewärts gestellt, aber bevor das Schiff noch Zeit hat sich zu drehen, nimmt die Tiefe immer mehr ab, und das Lot kommt bereits bei achtzehn, dann bei vier Meter auf Grund: die „Belgica“ war auf einer Felsbank gestrandet!



Tauchende Buckelwale.

Ich weiß, daß man uns in der Öffentlichkeit mit wohlwollender Aufmerksamkeit einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß wir bei Nacht nach Harberton einfahren wollten, wo doch schon am hellen Tage die Schiffahrt schwierig ist.

Ich schließe mich dieser Kritik vollkommen an und füge noch als selbstverständlich hinzu, daß es empfehlenswerter ist, an diesen Felsen vorbeizugehen, als geradewegs auf sie loszufahren!

Aber, so kann ich wohl schüchtern entgegnen, besteht denn nicht ein Unterschied zwischen Seefahrern und Touristen, die im Packboot eine Reise machen? Müssen jene denn immer den Ratschlägen einer beschränkten Vorsicht folgen?

Wenn z. B. Admiral Mouchez auf den fortwährenden Warnruf: „Gib acht, du kannst dir wehe tun“, gehört hätte, hätte er da in wenigen Monaten an den Küsten Amerikas die großen Arbeiten vollführen können? Hat nicht auch Admiral Mouchez mit Stolz bekannt, „daß er oftmals die Grenze der Klippen mit dem Kiel seines Schiffes festgestellt habe!“

Doch ob nun mit Recht oder nicht, wir saßen eben richtig „auf dem Trockenen“.

---

[1]) Tangart, die fast immer unsichtbare Klippen anzeigt.

De Gerlache bittet mich, in einem Boote rings um das Schiff herum zu loten, um die Richtung herauszufinden, in der wir das Schiff am leichtesten wieder freimachen könnten. Die Lotungen ergeben, daß wir fest auf einem kegelförmigen Felsen aufsitzen, auf dem uns die Strömung festhält.

Sämtliche Boote werden ausgesetzt, um das Schiff zu entlasten; dann wird die Maschine mit Volldampf in Gang gesetzt, bald vorwärts, bald rückwärts. Es rührt sich nichts!

Da läßt der Kommandant in einer Entfernung von etwa hundert Meter einen Wurfanker ausbringen, dessen Trosse mit der Dampfwinde eingewunden wird, während die Maschine wieder im Gange ist. Aber der Anker reißt sich vom Grunde los, und die „Belgica" bleibt festsitzen.

Dann fuhren Arctowski, Cook, zwei Matrosen und ich in einem Boot an die Küste, um den Verlauf der Flut zu beobachten. Der Tag bricht eben an, das Wetter ist herrlich, eine leichte Brise kräuselt kaum die Oberfläche des Wassers. Lärmend umschwirren Seemöven unser Boot. Cook und Arctowski photographieren, während ich die Ruderpinne halte. Ein Gewehr liegt auf meinen Knien, bereit, das erste Wild, das vorbeikommt, zu treffen -- oder zu fehlen.

Noch ohne Besorgnis langen wir an der Küste an, wo wir feststellen, daß die Flut ziemlich rasch fällt. Die Niveaukurve, welche die Hochflut während der Nacht zurückgelassen hat, scheint anzuzeigen, daß die Fluthöhe nur ein Meter beträgt.

Während wir langsam zurückkehren, konstatieren wir zu unserem Erstaunen, daß die „Belgica" sich nach Steuerbord neigt und sich sogar in einer Weise auf die Seite legt, die beunruhigend werden kann.

Doch die See ist schön, die Flut wird uns schon wieder in die Höhe bringen! Versuchen wir indes, uns möglichst schnell loszumachen, indem wir das Schiff mit Stützen versehen.

Von dieser Arbeit vollauf in Anspruch genommen, bemerken wir beinahe gar nicht, wie der Himmel sich mit dicken Wolken bedeckt. Ganz plötzlich hat sich eine Brise erhoben, das Meer ist unruhig geworden, und die Arbeiten gehen nur schwer vonstatten. Die Lage ist ernst, nun heißt es sich sputen.

Unterdessen kommt Herr Bridges, der Sohn des Estanciero von Harberton, der uns bemerkt hat, in einem Boote an.

Nachdem er sich über unsere Lage erkundigt hat, fährt er wieder davon, um uns einen Lichter zu holen. Gegen 10 Uhr beginnt die Flut das Schiff wieder zu heben; erst nach vier Stunden wird sie wieder hoch sein.

Kapitän Davis von der Brigg „Phantom", die vor Harberton vor Anker liegt, kommt mit dem großen Rettungsboot heran, und einige Minuten später ist auch Herr Bridges mit einem flachen Transportschiff und einigen zwanzig Indianern wieder da.

Die Brise nimmt indes an Stärke zu, und die See schwillt an.

Wir sind leider gezwungen, den größten Teil der mit so viel Mühe in Lapataia eingenommenen Kohlen auf das Transportschiff zu verladen. Wir lassen unseren Süßwasservorrat ins Meer laufen und bringen alle schweren Gegenstände, die sich auf Deck befinden, in unsere Boote. Herr Bridges schlägt vor, sein Transportschiff, sein Rettungsboot und unsere zwei kleinen Waler, die an den Seiten der Belgica zu zerschellen drohen, an die Küste zu bringen. Kaum sind sie dreihundert Meter weit weg, da drohen See und Sturm, die kleine Flotille zu versenken.

Die „Belgica“ erhebt sich infolge eines Windstoßes, legt sich aber sofort wieder auf Backbord. Schnell wird diese Seite mit dem Rest unserer Reserverundhölzer abgestützt.

Der Kommandant, der sonst immer recht optimistisch ist, wird sehr besorgt; er ruft Amundsen und mich zu einer Zusammenkunft in seine Kabine und frägt uns, ob nach unserer Ansicht die „Belgica“ nicht in Gefahr sei, ob man als letztes Rettungsmittel nicht die ganze Ladung ins Meer werfen solle! . . .

Eine große Niedergeschlagenheit hat in diesem Moment de Gerlache ergriffen. In einem kurzen Augenblick sieht er jetzt den lange gehegten Traum verfliegen. Der Verlust der „Belgica“ bedeutet die Vernichtung langer Arbeit, vielleicht den Tod für mehrere seiner Begleiter; denn wie könnten sie bei so aufgeregter See das Land gewinnen mit den zwei kleinen Booten, die uns noch blieben? . . . Für andere, und zu diesen gehört auch er, ist es Pflicht, an Bord zu bleiben, wie immer die Lage sich gestalten mag. -- Nach kurzer, aber gewissenhafter Prüfung der Frage sind wir alle drei der Ansicht, noch zuzuwarten, bevor wir die Ladung preisgeben.

Wir besitzen noch einen starken Großmast; damit wollen wir das Schiff auf Backbord stützen. Gesagt, getan: die „Belgica“ scheint ruhiger; wir atmen auf!

Plötzlich kommt ein heftiger Windstoß, ein unheimliches Krachen, und unsere famose Backbordstütze, die ich für unzerbrechlich gehalten hatte, knickt zusammen wie ein Strohhalm! Die „Belgica“ gleitet über den Fels hin und neigt sich noch stärker als vorher; die Wellen rollen über das Deck und dringen dann auf beiden Seiten ein. Das Schiff erzittert, sämtliche Stützen sind gebrochen! . . .

Jetzt ist das Ende da! Im Augenblick wird das Schiff zerschellen und sinken; die belgische antarktische Expedition ist vernichtet, bevor sie noch ihre Mission angetreten hat.

Arctowski steht neben mir und betrachtet voll Angst die Stützenstücke, die an den Reeling hängen, während die andern die See forttreibt.

Ich fühle, daß die Entscheidung herannaht, und bitte Arctowski, er möge die belgische Flagge holen, die schöne, ganz große, jene, die wir an großen Festtagen aufpflanzten, die von den Kriegsschiffen in Rio de Janeiro salutiert worden ist; sie muß auf der „Belgica“ flattern als unser Abschiedsgruß nach dem Lande!

Ich gehe auf die Brücke zu de Gerlache, der eine letzte Anstrengung versucht. Er läßt das Vormarssegel setzen und telegraphiert nach der Maschine, mit Volldampf vorwärts zu gehen. Um den Druck aufs äußerste zu steigern, hat unser Maschinist Somers die Sicherheitsventile belastet und verwendet den Tiefdruckzylinder als Hochdruckzylinder. Die Mannschaft versucht, das Schiff mit dem Gangspill an die Kette eines Ankers anzuholen, den wir am Morgen etwa hundert Meter vom Schiff entfernt ausgebracht haben.

An diesen Anker hatten wir eine Trosse angelegt, die die Dampfwinde jetzt kräftig anholt... Heftige Stöße folgen rasch aufeinander, die Winde knirscht, das Gangspill ächzt, die Maschine stöhnt, die Segel sind zum Zerreißen geschwellt, der Wind pfeift im Tauwerk, und tosend brechen sich die Wellen am Schiff.

Die „Belgica“ dreht sich schwankend um ihren Kiel, richtet sich auf und fällt dann wieder schwer auf den Felsen nieder.

Die Stunde der Hochflut ist vorüber; im Augenblick wird das Wasser wieder fallen; es fällt bereits.

Das Schiff wird ſich nun von neuem neigen, aber die Gefahr wird viel größer ſein als vergangene Nacht, da jetzt das Meer in Aufruhr iſt. Es wird ſich wieder auf die Seite legen und dann . . . .

Doch nein, es geht weiter in die Höhe, es erhebt ſich energiſch, ſchüttelt ſich, gleitet über den Fels hin, es macht ſich los, es iſt frei!!!

Arctowski iſt inzwiſchen mit der Flagge auf Deck zurückgekommen und läßt ſie langſam hiſſen. –

De Gerlache ſieht ſie voll Rührung emporſteigen; er verſteht, was in mir vorging. In unſeren Blicken leſen wir das gegenſeitige Geſtändnis der Angſt, in der wir ſchwebten, und wir drücken uns die Hand.

Um das peinliche Gefühl zu verwiſchen, das das Hochkommen der Flagge in dieſem Augenblick noch weiter wachrufen könnte, ſage ich voll freudiger Erregung zu de Gerlache: „Kommandant, es iſt heute Sonntag; ich habe die Farben hiſſen laſſen!“

Die Mannſchaft hat gleichfalls gemerkt, daß der Augenblick der Befreiung gekommen iſt. Im Nu hat ſie den Anker gelichtet und die beiden Boote wieder eingeſetzt, ohne auch nur der Schwierigkeiten gewahr zu werden, welche dieſes Manöver bei aufgeregter See mit ſich bringt.

Nun ſchreckt uns nichts mehr; beiter und vergnügt fahren wir, vom Sturme getrieben, dahin, der Küſte der Navarininſel entlang, wo wir um 7 Uhr abends in der kleinen Bucht von Porto Toro prächtige Unterkunft finden.

Ein Unglück iſt immer auch zu etwas gut, pflegt man ſagen. Der 2. Januar 1898 hat uns denn auch Gelegenheit gegeben, gleichzeitig die Feſtigkeit der „Belgica“ und die Hingebung unſerer Mannſchaft zu erproben.

Zwölftes Kapitel.

Die Indianer von Feuerland.

War das eine erquickende Nacht, die auf den Tag von Harberton folgte! Ich schlief mit geballten Fäusten wie die kleinen Kinder, tief, ohne Traum und sorglos!

Tags darauf, am 3. Januar, wurde allgemein erst um 8 Uhr aufgestanden, und der Rest des Vormittags auf das Instandsetzen unseres Schiffes verwandt.

Mittags lichten wir den Anker, um nach Harberton zurückzukehren; denn wir mußten dort die Kohlen wieder einladen, Vorrat an Süßwasser an Bord nehmen und unsern Doktor abholen, der am vergangenen Abend beauftragt worden war, ein entliehenes Transportboot wieder an Land zu bringen, und der dann nicht mehr an Bord hatte zurückkommen können.

Gegen 4½ Uhr treffen wir die Boote wieder und nehmen Cook und Herrn Bridges Sohn an Bord.

Es ist 7 Uhr abends, als wir von neuem in der Bucht von Harberton vor Anker gehen.

Die Bewohner der Harbertonbucht sind indianischen Ursprungs, mit Ausnahme der englischen Familie des Herrn Bridges, des ehemaligen Leiters der protestantischen Mission von Ushuwaia, der sein Apostelamt niederlegte, um sich einer einträglicheren Beschäftigung zu widmen, nämlich der Schafzucht. Vor einigen dreißig Jahren erhielt Herr Bridges von der argentinischen Regierung umsonst eine umfangreiche Landkonzession, die er seither mit großem Gewinn ausnützt, dank der Beihülfe seiner beklagenswerten Nachbarn, der Indianer.

Diese Indianer, welche die nomadisierende Bevölkerung der Harbertonbucht, des Feuerlandes und überhaupt der Länder an der Magellanstraße bilden, gehören drei verschiedenen Familien an.

Die Alakaluf, die sich meist an den Ufern des Smithkanals, des Sea Reach und des Long Reach aufhalten, leben vom Fischfang und benützen aus Buchenrinde verfertigte Pirogen als Fahrzeuge. Von den Amerikanern von jeher schlecht behandelt, zeigen sie gegen jeden Weißen einen Haß, der auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckt. Die Amerikaner vergelten ihn wieder und rotten sie allmählich aus.

Die Yahgan nähren sich wie die Alakaluf von Fischen und Muscheltieren, sind aber etwas weniger wild.

Man tötet sie nicht, entledigt sich ihrer aber in der Weise, daß man das Überhandnehmen der Schwindsucht bei ihnen begünstigt. Die zivilisierten Völker, für die sie arbeiten, finden es nämlich für unsittlich, sie ganz nackt herumlaufen zu sehen, und geben ihnen deshalb abgelegte Kleider. Nun kann aber die Arbeit an den vielen Tagen, wo es regnet oder schneit, nicht eingestellt werden, und die armen, bis auf die Knochen durchnäßten Leute müssen dann, da sie keine Lumpen zum Wechseln haben, ihre Kleider langsam am Leibe trocknen lassen.

Ursprünglich, als sie noch nackt umherliefen, wurden sie natürlich auch naß, wenn es regnete, aber sobald der Regen vorüber war, erwärmten sie sich wieder, indem sie sich in ihr Guanakofell[1]) einhüllten.

Der dritte Stamm, die Ona, leben im Innern von Feuerland. Sie sind nur wenig bekannt. Ihr Haß gegen den Fremden ist ebenso ungezähmt wie bei den Alakaluf, und man kann wohl sagen, daß er berechtigt ist.

Tatsächlich lebten die Ona ehedem auf den großen Prärien von Feuerland, wo sie ihre Guanakos und Muscheltiere im Überfluß vorfanden.

Eines Tages erteilte dann die argentinische und die chilenische Regierung einer großen Anzahl Estancieros die Konzession aller für Weideplätze geeigneten Ländereien, und obwohl man der Form halber in den Kontrakten sehr oft die Bedingung mit aufnahm, daß die Konzessionäre die Indianer zu schützen hätten, kümmerte man sich in der Praxis doch keineswegs darum.

Die Eingeborenen wurden in die Gebirge zurückgedrängt, wo sie bald nichts mehr zum Leben vorfanden. Sie machten dann einige Einfälle in das ihnen abgenommene Land und raubten Schafe. Die Folge war dann ein Krieg, wie man sich ihn ungleicher und feiger nicht träumen kann!

Die Ansiedler waren mit Gewehren bewaffnet und wurden von der militärischen Macht der Regierungen Südamerikas unterstützt; die Indianer hatten nichts als ihre Bogen! Die Metzeleien wurden zahlreich, aber da die Indianer trotz alledem etwas zu essen haben mußten, so gelang es ihnen doch öfters einige Schafe wegzunehmen. Die Folge davon war, daß gewisse Estancieros Preise auf ihre Köpfe aussetzten, fünfundzwanzig oder fünfzig Frank, je nach der Jahreszeit!

Zu solchen Bedingungen findet man Menschenjäger nach Belieben, und die Onarasse verschwindet allmählich. Bald wird sie von der Liste der Völker gestrichen sein, ohne daß man auch nur hinreichend vollständige Dokumente ihrer kurzen Geschichte besäße!

Ein Onalager befindet sich in der Nähe der Behausung des Herrn Bridges und ein anderes nahe bei der seines Sohnes an der Küste der Ostbucht.

Am 3. Januar besuchten Arctowski und Cook das erstere Lager, das nur ganz unbedeutend ist; tags darauf schloß ich mich ihnen an, und wir begaben uns im Boot nach dem zweiten Lager. Wir gingen zusammen mit Herrn Bridges Sohn, der uns als Dolmetsch dienen mußte.

Um 8 Uhr kommen wir bei den Ona an, ohne Gewehr und ohne Revolver, aber mit einer Medikamentenbüchse und photographischen Apparaten!

Wir wurden zuerst kalt empfangen, waren aber so ruhig und zeigten uns so harmlos munter, daß die Ona schließlich begriffen, daß wir nicht zu ihrer Beraubung gekommen seien. Arme Geschöpfe!

---

[1]) Die Guanako sind eine Art wilder Ziegen.

Cook zog Bonbons aus seiner Tasche und verteilte sie unter die Kinder; dann machte er sich, als ob er in einem Spital sich befände, an die Pflege zweier der Kleinen, die böse Augen hatten. Auf diese Weise wurde es uns dann bald gemütlich, und die Indianer erteilten uns beruhigt die Erlaubnis, sie zu photographieren.

Unterdessen setzte ihnen Herr Bridges unsere Absichten auseinander. In einer Sprache, du großer Gott! Er stieß grunzende Laute aus wie etwa ein Bauchredner und verdrehte sich die Kehle gerade wie jemand, der -- die Seekrankheit hat!

Wie dem auch sei, seine nicht eben wohlklingenden Argumente trugen sicherlich dazu bei, das Vertrauen der Ona wachzurufen. Ich will zwar nicht gerade behaupten, daß wir dieselbe Aufnahme gefunden hätten, wenn die Wohnung des Herrn Bridges und die Winchesterrepetiergewehre weit weg gewesen wären. Indes will ich kein vorschnelles Urteil über sie abgeben; vielleicht würden diese armen Geschöpfe ganz gerne an das Gute glauben. Wir machten uns nun an eine Durchwanderung des Lagers. Eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Hunden heult uns bei unserem Vorbeigehen an. Diese armen Tiere laufen zwar frei umher, aber damit sie sich nicht allzuweit entfernen, bindet man ihnen eine Vorderpfote am Halse an und befreit sie nur zur Jagdzeit von dieser Fessel.

Ein Lager besteht aus ebensovielen Wigwams, als es Familien gibt. Der Bau eines Wigwams ist sehr primitiver Art. Baumäste mit ihrem Blätterwerk werden in die Erde gesteckt und oben wie eine Gewehrpyramide zusammengestellt. Eine fünfzig bis sechzig Zentimeter breite Lücke zwischen den Ästen stellt die Tür vor. Reiche Wigwams sind überdies mit einem großen Guanakof bedeckt, das ihnen etwas Schutz gegen Schnee und Regen gewährt.

Wenn man bedenkt, daß das Klima dieses Landes noch strenger ist als das unsrige, daß Regen und Schnee sehr häufig sind, so kann man sich leicht einen Begriff von dem leiblichen Wohlbefinden der Ona machen.

Als Bett dient der feuchte Boden, auf dem sie ein paar Blätter zusammenlegen; ihre Kleidung bildet ein an der Schulter befestigtes Guanakofell. Tagsüber unterhalten die Weiber im Wigwam ein Feuer aus Astwerk; nachts läßt man das Feuer ausgehen. Dann legen sich die Mitglieder der Familie zu einer Gruppe zusammen und schmiegen sich aneinander, wobei sie alle zusammen mit einem oder mehreren Fellen bedeckt sind. Über diesen Haufen vor Kälte zitternder menschlicher Körper strecken sich dann noch die schmutzigen Hunde aus und tragen so zur Erhöhung der Wärme bei.

Doktor Cook, der sich nach der Rückkehr unserer Expedition ziemlich lange unter den Ona aufgehalten hat, schildert ihre Sitten folgendermaßen:

„Das gegenseitige Verhältnis der Frauen, die in dem Familienwigwam zusammen nur einen Ehemann besitzen, ist von Interesse. Sie sind in der Regel aufeinander ebensowenig eifersüchtig als bei uns die Kinder einer Familie. Der hauptsächlichste Grund ist der, daß die Frauen häufig Schwestern zu einander sind. Ein junger Mann nimmt entweder mit gegenseitigem Einverständnis oder infolge eines Tausches die älteste Tochter einer Familie zur Frau. Wenn er sich als tüchtiger Jäger und liebenswürdiger Ehemann bewährt, überredet die Frau ihre Schwester, zu ihr ins Wigwam zu ziehen, und teilt mit ihr die Liebe ihres Gatten. Häufig kommt es vor, daß eine Waise in eine Familie aufgenommen und zu einem Nebenweib ihres Wohltäters für später herangezogen wird. In der Hütte hat jede Frau ihren bestimmten Platz; sie hält sich beständig auf dem ihr zugeteilten Flecke auf mit allem, was ihr gehört, denn die Gegenstände des Haushalts sind nicht gemeinsames Eigentum ihrer sämtlichen Mitglieder. Jede Frau hat ihren eigenen

Korb mit Fleisch und Muscheltieren, ihren Sack mit Werkzeugen, Nadeln, Sehnen zum Nähen und Pelzwerk, und jede hat ihre eigenen Kinder um sich."

Das Onaweib ist nicht gerade schön, aber so lange sie noch jung ist, hat ihr



Lecointe phot. Mutter mit ihrem Kinde.

Körper, den sie kaum verhüllt, ein zierliches und geschmeidiges Aussehen. Im Verlaufe unseres Besuches entdeckten wir in einem Wigwam ein Kind, das nur entfernt an den Onatypus erinnerte. Wir erfuhren, daß es von einer indianischen Mutter und einem

deutschen Matrosen stammte. Die arme Kleine mit ihrem blonden Lockenhaar und den hübschen blauen Augen zitterte vor Frost, obwohl sie gut in Pelzwerk eingehüllt war. Sie musterte uns mit dem traurigen und gelassenen Blick der Kinder, die einem frühen Tode verfallen sind. Ich photographierte eine vor einem Wigwam stehende Mutter mit ihrem Kind.

Die Männer haben ein sympathischeres Aussehen als die Weiber. Sie besitzen eine prächtige Statur und sind durchschnittlich zwei Meter groß. Die Jagd ist ihre einzige Beschäftigung. Dieser Tage schlagen sie das Lager ab, denn als Nomaden führen sie ihre ganzen Habseligkeiten ständig mit sich. Die Weiber lesen die einzelnen Gegenstände zusammen, Guanakofelle, Fleischreste, Pfeile, geflochtene Körbe, und rollen ein weites Fell darüber, um eine ungefähr zwei Meter lange und sechzig bis siebzig Kilogramm schwere Last daraus zu machen, durch die der Länge nach ein Baumast hindurchgeht. Ein Lederriemen verbindet außen die beiden Enden des Astes.

Wirklich sonderbar ist die Art und Weise, wie das Weib diese Last auf sich nimmt. Es legt sich auf den Rücken und steckt kriechend erst den Kopf, dann die Arme durch den Riemen; hierauf erhebt es sich allmählich und steht dann mit der Last auf dem Rücken auf. Gewöhnlich wird noch das jüngste Kind, schlecht und recht in Pelzstücke eingewickelt, oben auf der Last festgemacht. Dann folgt das Weib, gebeugt von der schweren Bürde, noch andere Kinder an der Hand führend ihrem Gatten auf langen Märschen voll Gefahren und Ängsten.

Die Vorbereitungen des Mannes sind weniger kompliziert: er wirft sich ein Fell um, bedeckt den Kopf mit einer dreieckigen Mütze, hängt an die Seite einen Köcher, der mit Pfeilen aus Buchenholz gefüllt ist, die er mit einer Spitze aus Stein, Glas oder Eisen versehen hat, wenn er solches am Orte einer Station, wo Weiße sich aufgehalten haben, finden kann. Um eine Guanakoherde zu umzingeln, tun sich ihrer mehrere zusammen. Auf ein gegebenes Zeichen lassen die Jäger ihre Pelze fallen und stürzen sich vollständig nackt alle zugleich auf ihre Beute. Alsdann geht es an das Gemetzel und wie wilde Tiere verschlingen sie nun das Fleisch. Frauen und Kinder haben sich mittlerweile wieder bei ihnen eingefunden.

Abends wird der Wigwam wieder hergerichtet. Sind die Vorräte aufgezehrt, so geht es wiederum auf die Suche nach neuer Beute in die „Felsgebirge“, wo sich zum Unglück für die Jäger das Wild immer mehr auf unzugängliche Punkte zurückzieht.

Vom Gipfel dieser Höhen herab schauen die Armen dann als Enterbte über die weiten Ebenen hin, wo sie einstens friedlich und im Überfluß gelebt hatten!



Dr. Cook phot. Indianer, zur Jagd aufbrechend.

Dreizehntes Kapitel.

John!

Den 6. Januar, am Tage nach unserem Besuche bei den Ona, gingen wir auf der andern Seite der Halbinsel von Harberton vor Anker, wo wir Wasser in unsere Reservoire zu bekommen hofften. Leider mußten wir uns bald überzeugen, daß wir nur unter großen Schwierigkeiten mit dem Boot an die Stelle des Flusses gelangen konnten, an der Süßwasser vorhanden ist. Um unseren Verdruß gar auf die Spitze zu treiben, war das Transportboot, auf das wir bei unserem Stranden einen Teil unserer Kohlenbriketts ausgeladen hatten, gleichfalls an der Küste gestrandet. Der Gedanke, uns noch länger beim Einladen dieses Brennmaterials aufhalten zu müssen, setzte de Gerlache dermaßen in Schrecken, daß er sich entschloß, die Briketts Herrn Bridges zum Danke für alle die Dienste, die er uns erwiesen hatte, zu schenken.

Wir machten uns daher wieder segelfertig, um uns nach San Juan auf Staatenland zu begeben, wo wir nach den Segelanweisungen leicht Süßwasser einnehmen konnten.

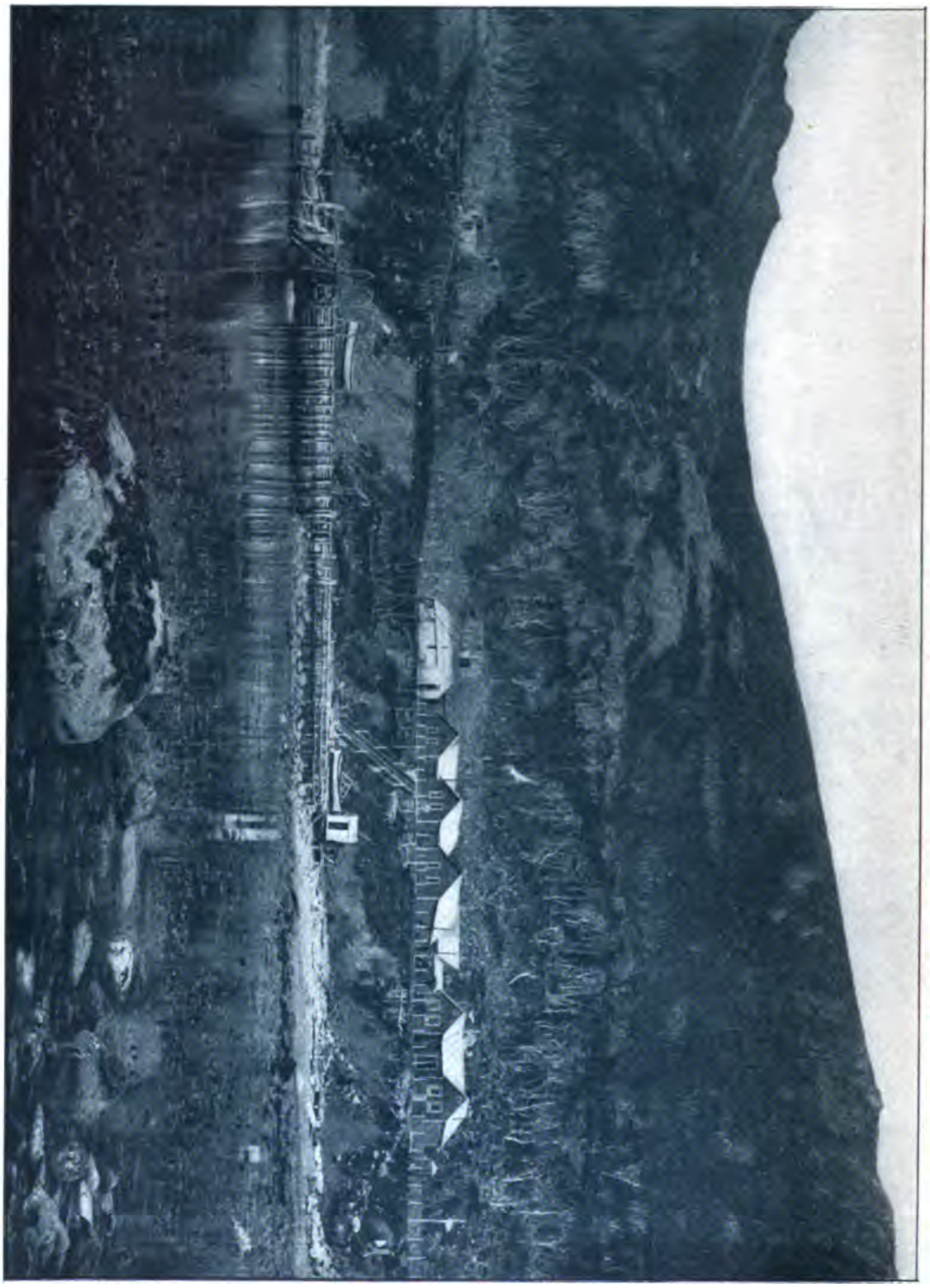
Am 7. Januar 1898 waren wir um 3 Uhr am Eingang des Golfes San Juan, nachdem wir die Lemairestraße unter ausnehmend günstigen Verhältnissen vor dem Winde und bei hübscher Brise durchsegelt hatten.

Sofort nach unserer Ankunft frägt der Semaphor an, wer wir seien, und einige Augenblicke später begibt sich der Adjutant der Seepräfektur, Herr Fernandez, sowie der Arzt, Herr Ferrand, an Bord unseres Schiffes.

Wir erfahren mit lebhafter Genugtuung, daß die argentinische Regierung die außerordentliche Freundlichkeit hatte, ihren Gouverneuren und Seepräfekten Anweisung zu geben, sich zu unserer Verfügung zu stellen für den Fall, daß wir irgendwie Hilfe brauchten.

Sobald Herr Fernandez von unseren Schwierigkeiten Kenntnis bekam, kündigt er uns an, daß argentinische Matrosen unseren Leuten die Arbeit erleichtern und das Süßwasser in einem Boot an unser Schiff heranbringen würden. Während dieser Unterredung setzte die „Belgica“ ihre Fahrt fort und ging dann im Hintergrund des Golfes vor Anker; de Gerlache läd unsere Gäste zu einer Erfrischung in der Kajüte ein und läßt, ihnen zu Ehren das Musikwerk aufziehen. Es spielt eine melancholische Weise: Gounods „Ave Maria“.

Dr. Ferrand hört voll Rührung zu und bricht schließlich in helle Tränen aus! Dieses Lied hatte ihm zum letztenmal seine Tochter in Buenos Aires vorgesungen, bevor er sich nach Staatenland einschiffte. Er denkt an sein Heim und seine Familie, die er vor



Station San Juan.

Lecointe phot.

mehreren Monaten verlassen hat, und die er auf lange nicht wiedersehen wird. Zum Glück ist die Melodie zu Ende, und nach kurzer Pause setzt der Faustwalzer ein.

Fernandez strahlt vor Freude, er ist kein Freund der Traurigkeit, im Gegenteil, er ist der natürlichste und fröhlichste Mensch, den man sich denken kann; daher sind denn auch er und ich gar bald gute Freunde.

Beim Einbruch der Nacht verabschieden wir uns, und da übermorgen Sonntag ist, versprechen wir alle, uns auf der Präfektur zum Mittagessen einzufinden.

Samstag den 8. Januar wird weiter Wasser eingenommen. Trotz des zahlreichen Personals geht diese Arbeit nur langsam vonstatten. Die Stoßwinde werden mitunter so heftig, daß die Manöver unterbrochen werden müssen. Als das Boot einmal anlegte, war ich gerade allein und mußte deshalb selbst die Ankertaue auswerfen. Auf der Reeling stehend, berechne ich das Gewicht des Taues unrichtig und falle mit einem starken Ruck mit ins Meer. Im Augenblick bin ich wieder aufgefischt; mein lustiger Freund verfehlt nicht, mir spaßweise den Spottnamen „Obertaucher" aufzuhängen!

Dieser Vorfall hatte insofern eine ernstliche Unannehmlichkeit zur Folge, als ich im Augenblicke meines Sturzes den Taschenchronometer bei mir trug, den einzigen, den wir an Bord besaßen, und der sich von diesem eisigen Bad nie wieder erholte. Sonntags kam ein großes Boot der Präfektur unter dem Befehle des Deckoffiziers Morgan, um uns abzuholen. Nach unserer Landung kam uns sofort Fernandez mit seinem „Stabe" entgegen. Wir werden aufs freundlichste empfangen und nach dem Festsaal geführt.

Bevor ich mit der Aufzählung der Gäste beginne, muß ich erwähnen, daß Staatenland (damals) ein Deportationsplatz für Verbrecher war, die zu längerer, namentlich zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt waren.

Da die Insel ganz isoliert ist und höchst selten von einem Schiffe besucht wird, so kann dort den Gefangenen unbedenklich große Freiheit eingeräumt werden. Wenn sie davonliefen, so kämen sie bald wieder zurück, denn der Hunger würde sie zwingen, ihre Hütte wieder aufzusuchen. Auch zeigten sich der Direktor und die Aufseher sehr human, und griffen niemals ohne Not zu strengen Maßregeln. Staatenland war daher das irdische Paradies für Mörder, — die eine gewisse Freiheit verdienten.

Die Tischgesellschaft des Herrn Fernandez zeigte eine ziemlich eigenartige Zusammensetzung. Außer Dr. Ferrand und zwei Infanterieleutnanten vom Platzdienst hatte der Adjutant den Infanteriehauptmann C., einen Gefangenen, mit seiner jungen Frau eingeladen.

Letzterer war zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt, weil er dem kommandierenden Major seines Bataillons eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Durch besondere Vergünstigung hatte seine Frau, eine junge, hübsche Spanierin, die Erlaubnis bekommen, die Gefangenschaft ihres Mannes zu teilen.

Zweifellos war dieser Mord die Folge einer unüberlegten Handlung, eines Wahnsinnsanfalles gewesen, denn nichts ließ an diesem intelligenten und vornehm aussehenden Manne auf verbrecherische Instinkte schließen. Trotz gewissenhafter Befolgung seiner Vorschriften suchte Fernandez die schreckliche Strafe des Schuldigen nach Möglichkeit zu erleichtern und das Martyrium seiner jungen Frau weniger grausam zu gestalten.

Luxus ist in San Juan eine ziemlich unbekannte Sache: Das Essen wurde in nicht zusammengehörigen Schüsseln vorgesetzt, die Teller gehörten nach Größe und Farbe zu verschiedenen Servicen, aber wir wurden mit solcher Herzlichkeit bewirtet, wir aßen mit so gutem Appetit, daß wir kaum merkten, daß sämtliche Fleischsorten aus verschieden zubereitetem Hammelfleisch bestanden.

Ein Neger bediente uns. John, ein kräftiger Dreißiger, munter, aber geschwätzig wie einer, trug nicht wenig zu unserer Erheiterung bei. Wenn er die Schüsseln herum-

reichte, sprach er den Gästen zu, als wäre er der Hausherr. Von Zeit zu Zeit richtete er sogar an den Adjutanten launige Bemerkungen, die bei jedermann ein fröhliches Lachen hervorriefen. Ein Vaterherz, dieser Fernandez! Als dieser exotische Diener auf einen Augenblick verschwand, erzählte uns Fernandez seine Geschichte.

John stand als Soldat an einem wichtigen Posten, - ich glaube, es war ein Pulvermagazin — auf Schildwache und hatte Befehl, auf jeden, der heranzukommen versuchen sollte, zu schießen. Kaum hatte er seinen Posten bezogen, als sich ein Individuum seinem Schilderhause näherte. John befahl ihm dreimal, stillzustehen und Antwort zu geben; als er dann aber sah, daß sein eindringlicher Befehl nichts fruchtete, legte er an und gab Feuer. Der Mann fiel auf der Stelle tot zusammen.

Alsbald überkam den armen Neger ein Schrecken: er hat seine Pflicht als Soldat getan, ist aber zum Mörder geworden!.... Was wird man sagen? Ihn vor ein Kriegsgericht stellen und zum Tode verurteilen?

Voller Angst und Bestürzung verließ er seinen Posten und versteckte sich. Kurze Zeit darauf wurde er aufgegriffen und zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt, nicht weil er geschossen, sondern weil er seinen Posten verlassen hatte.

Nach dem Essen und einem Besuche des Leuchtturms und des Lagers fuhren wir in einem Boote bis zum Kap Fourneaux, um uns dort eine großartige Rockery[1]) von Seelöwen näher anzusehen.

Die Jagd auf Seelöwen und Pelzrobben ist auf dieser Insel ziemlich einträglich und wird deshalb in Pacht gegeben. Adjutant Fernandez ist mit der Aufsicht über die Jagd beauftragt, verfügt aber nur über ganz summarische Vorkehrungen: zwei Boote und drei kleine Kanonen, die nicht immer losgehen.

War das ein Durcheinander und allgemeine Umwälzung, als wir den Fuß auf die Rockery setzten! Wir hatten indes Zeit, die Tiere zu photographieren, bevor sie noch das Meer erreichten. Prächtige Exemplare! Die männlichen vor allem, deren Körper drei bis vier Meter lang, und deren Kopf sowohl wie der Hals mit einer dichten Mähne besetzt ist. Sie erhoben ein drohendes Gebrüll und zeigten dabei ihr Gebiß, allein wir haben keine Furcht, denn — sie greifen den Menschen niemals an.

Bald haben alle das Meer erreicht, und es bleibt nur eine Seelöwenfamilie mit zwei ganz kleinen Jungen zurück, die vor kaum zwei Stunden erst zur Welt kamen. Da diese noch nicht über die Felsen hinweggleiten können, so stellt sich der Alte vor ihnen auf, um unser Herankommen zu verhindern.

Es wäre das ein hübscher Fang, aber wir haben keine Gewehre bei uns. Cook und Racovitza werfen Felsstücke nach den Alten. Die Mutter wird getroffen, nimmt eines der Jungen in den Rachen und stürzt sich ins Meer. Der Alte zögert, wird dann gleichfalls getroffen und taucht ebenso ins Meer, sein Kleines im Stiche lassend, das Cook an sich nimmt und auf den Armen nach dem Boote trägt. Der ganze Nachmittag des 10. Januar wird zu einem Besuche verschiedener Rockerien verwandt.

Auf der Rückkehr zu unserem Boot gleitet Danco beim Herabsteigen aus und fällt ins Meer. Die Insel San Juan ist entschieden für Taucher sehr günstig! Vor lauter Besorgnis um seine Uhr zieht er sie im selben Augenblick, wo man ihn eben wieder aufgefischt hatte, aus der Tasche, um sie zu untersuchen. Da bringt gerade eine leichte Welle das Boot ins Schwanken und Dancos Uhr, auf die er so große Stücke hielt, fällt auf Nimmerwiedersehen ins Meer. Es liegt sicherlich ein böses Geschick auf unseren Uhren. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben, diese beiden schlimmen Zufälle zu bedauern.

[1]) Felswohnstätte.

Unser Freund ist ganz durchnäßt, weigert sich aber zurückzukehren, um die Kleider zu wechseln.

Wir fahren daher weiter und kommen an eine Rockery von Seelöwen. Schnell ein paar Schüsse auf die schönsten Tiere! Während Racovitza Untersuchungen und Messungen an ihnen vornimmt, befestigen wir am Achterboot ein prächtiges Exemplar. Leider mußten wir, da die See hoch ging, unseren Fang wieder preisgeben, da er durch sein Gewicht das Boot am Vorwärtskommen hinderte. Bei unserer Rückkehr nach der argentinischen Station ist Danco immer noch naß; Fernandez gibt ihm daher einen vollständigen Anzug -- einen Sträflingsanzug. Doch Danco ist darum nicht weniger stolz darauf!

Den 11. Januar kommt Fernandez an Bord, um sich vom Fleiße seines Personals zu überzeugen. Sein Neger, der neben seinem Amte als Tischdiener obendrein noch als Koch, Kammerdiener usw. fungiert, begleitet ihn.

Er zeigt sich so begeistert über die „Belgica“, daß de Gerlache die Liebenswürdigkeit so weit treibt, eigens für ihn unser Musikwerk zweiten Ranges, das seine Weisen „meterweise“ losläßt, an Deck tragen zu lassen. Jetzt kann sich John vor Freude nicht mehr halten: er bricht in ein Freudengeschrei aus und will selbst die Kurbel drehen. Von der hervorgebrachten Wirkung entzückt, macht der Kommandant John scherzweise den Vorschlag, er solle bei uns das Amt als Koch annehmen.

Der Neger seinerseits nimmt das Anerbieten als ernst auf. Es wäre sein höchstes Glück, so ruft er aus, mit uns zu ziehen, aber es ginge nicht, da er Gefangener sei! „Schließlich, erklärt Fernandez, hat John bloß noch ein Jahr abzubüßen. Wenn der Kommandant für ihn ein Gnadengesuch beim Präsidenten der argentinischen Republik einreichen will, so werde ich es nach Kräften unterstützen. Es ist anzunehmen, daß das Gesuch Erfolg haben wird, da John durch seine Teilnahme an der belgischen Expedition seinem Lande Ehren einbringen wird“.

Bei dieser Erklärung steigen de Gerlache Bedenken auf: annehmen hieße Fernandez seines Vertrauensmannes berauben. Dieser beruhigt ihn aber: er würde sich in kurzer Zeit zurechtfinden und es würde ihn freuen, seinem Neger einen Gefallen getan zu haben. Sofort wird das Gesuch abgefaßt und soll mit dem ersten Kriegsschiff, das San Juan anläuft, nach Buenos Aires abgehen. Es wird überdies ausgemacht, daß wir gegen Ende des antarktischen Sommers zurückkehren und John abholen, bevor wir in Patagonien unsere Winterquartiere beziehen.

Die Tage gingen indes vorüber, und wir waren immer noch in San Juan: die Mannschaft füllte die Reservoire, und ich wartete vergeblich auf einige Minuten Sonne, um den Kompaß zu regulieren, dessen magnetische Konstanten infolge des häufigen Platzwechsels von Eisengegenständen an Bord sich seit unserer Abreise von Europa geändert hatten.

Es war unmöglich, bei diesem trüben Wetter direkte Beobachtungen anzustellen. Danco und ich wandten eines Tages die Methode reziproker Aufnahmen an, aber die erhaltenen Resultate waren zu unsicher. Wie sollte man anderseits mit nichtregulierten Kompassen nach dem Süden fahren, zumal wir vollständig unbekannte Gebiete erforschen sollten?

Da die Sonne immer noch schmollte, bestimmte schließlich de Gerlache, daß wir am 14. Januar morgens unter allen Umständen weiterfahren.

Am 13. nachmittags zeigte sich die Sonne, nach der wir unaufhörlich ausschauten, endlich ein paar Augenblicke. Schnell regulieren wir den Kompas so gut als möglich, und beim Einbruch der Nacht waren alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen.

Am 14. Januar 1898 fahren wir um 5 Uhr morgens vor San Juan vorüber. Der Leuchtturm und der Semaphor der Präfektur wünschen uns guten Erfolg und glückliche Rückkehr, worauf wir mit herzlichem Dank erwidern.

Fernandez hatte uns eine Salve mit seiner ganzen Artillerie versprochen. Wenn die Geschütze losgehen, so werden wir drei Schüsse zu hören bekommen. Es kracht: einer!... zwei... fertig! Das dritte Stück wollte nicht mittun! Fernandez ist an der Küste! wir senden ihm durch unsere Fernrohre den letzten Freundesblick zu. John, neben seinem Herrn stehend, winkt uns aus Leibeskräften zu. Auf baldiges Wiedersehen, Freund Neger! In drei Monaten werden wir dich abholen! Der Mensch denkt, das Geschick lenkt. Drei Monate später war die „Belgica" im Eise eingeschlossen, aus dem sie sich erst im März 1899 wieder losmachen sollte. John, der vom Präsidenten der Republik unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich mit uns einschiffe, begnadigt worden war, wartete daher zwei Jahre lang vergeblich auf unsere Rückkehr und verlängerte auf diese Weise seine Gefangenschaft durch eine kleine Nachfrist über seine Strafzeit hinaus.

Armer John!....

Vierzehntes Kapitel.

Wienckes Tod.

Endlich segeln wir nach dem Südlichen Eismeer.

Nach dem Wegjagen einer gewissen Anzahl von Matrosen in Punta Arenas hatte der Mangel an Personal de Gerlache zu einer Programmänderung und zur Annahme folgenden Reiseplanes gezwungen:

Fahrt nach den Süd-Shetlandinseln ungefähr den Meridian von San Juan entlang, Durchfahrt durch die Bransfieldstraße und Erforschung des Hughesgolfes. Dort namentlich ausfindig zu machen, ob nicht ein Kanal südlich von diesem Golf nach der Ostküste von Grahamland führt – sei es direkt oder unter Benützung der Bismarckstraße[1]. In diesem Falle eine Rekognoszierungsfahrt im Georgsmeer[2] zu unternehmen. Dann Überwinterung im südlichen Amerika, um unsere Vorräte und unser Personal zu ergänzen und dort unsern Neger aufzunehmen. Im folgenden Jahr Rückkehr nach dem Georgsmeer, wenn unsere Rekognoszierungsfahrt es nötig machte, und im entgegengesetzten Falle Ausführung einer Fahrt längs der Eisbank und schließlich das Rossmeer als Operationsbasis zu benützen.

Die Reise würde demnach nach dem ursprünglich von uns entworfenen Plane vor sich gehen:

De Gerlache, Amundsen, Danco und Arctowski oder Racovitza würden auf Victorialand überwintern. Ich würde dann das Kommando auf der „Belgica" übernehmen und mit ihr zur Verproviantierung nach Melbourne fahren, während der schlechten Jahreszeit dann eine Fahrt im Stillen Ozean unternehmen, deren Reiseplan de Gerlache meiner Wahl überließe. Im folgenden Winter würde die „Belgica" die Forscher von Victorialand wieder abholen; hierauf würden wir die begonnenen Forschungen gemeinsam fortsetzen und beim Herannahen des Winters nach Europa zurückkehren.

Die Dauer der Reise würde sich so auf drei statt auf zwei Jahre erstrecken.

Wir waren noch nicht sehr weit von Staatenland entfernt, als wir am 14. Januar mittags mit der Le Blancmaschine die erste Lotung ausführten.

---

[1]) Diese Straße mußte sich nach Dallmann von Ost nach West erstrecken und den Norden von Grahamland abschneiden; ihr Eingang läge ungefähr 65° 10′ S. Br.

[2]) Im Jahre 1823 fand Wedell dieses Meer bis über den Parallelgrad 74° 25′ hinaus eisfrei.

Natürlich zeigte sich anfänglich noch eine gewisse Unsicherheit in der Hantierung, denn das Aufstellen des sämtlichen Zubehörs dieses Apparates war im Atlantischen Ozean in Eile und etwas aufs Geratewohl vor sich gegangen.

Während de Gerlache mit großer Geschicklichkeit den Gang des Schiffes und der Lotmaschine dirigierte, besorgte Arctowski auf einer schmalen, an beiden Schiffsseiten festgemachten Brücke stehend, das Lot und bestimmte die geographischen Koordinaten der Lotung.

Die Brise war frisch, und das Meer schlug infolge hohen Seegangs starke Wellen. Das Schiff schlingerte und blieb fast an derselben Stelle stehen.

Die gefundene Tiefe betrug 296 Meter, und um 5 Uhr abends zeigte eine zweite Lotung 1560 Meter an. Vom 15. bis zum 20. Januar behielten wir denselben südlichen Kurs bei. Täglich machten wir eine Zeitlang Halt, um zu loten, die Meerestemperaturen in verschiedenen Tiefen zu bestimmen und mit Hilfe der Sygsbee- oder Buchananflaschen Wasserproben heraufzuholen.

Am 15. Januar zeigte das Lot 4040 Meter Tiefe an, am 16. 3850. Für letztere Tiefe betrug die Temperatur + 1,2° C. Am 17. Januar war das Meer dermaßen bewegt, daß von einer Lotung keine Rede sein konnte, was wir umsomehr bedauerten, als wir gerade an einem wichtigen Punkte angelangt waren, auf dem halben Wege zwischen Staatenland und den Shetlandinseln.

Den 18. und 19. haben wir immer noch große Schwierigkeiten beim Loten. De Gerlache liest der Reihe nach 3800 und 3690 Meter Tiefe ab, und als Temperatur am Grunde meldet uns Arctowski, das Thermometer in der Hand, + 0,6° C.

Am 20. konnte die Lotung nur durch Auslassen von Öl an beiden Schiffsseiten, an denen die See sich tobend brach, ermöglicht werden. Die Schlingerbewegungen hatten einen beträchtlichen Umfang angenommen. Plötzlich machte das Dynamometer[1]), an dem die äußere Rolle hängt, über welche der Lotdraht führt, einen Ruck nach rückwärts, der eine Kraftverminderung von hundert Kilogramm anzeigte. Die Mitwirkenden glauben, die Lotung wäre fertig, und holen das Lot wieder ein: sie hatten 1290 Meter Draht ausgegeben! Sofort ließ de Gerlache unter Zustimmung Arctowskis die Arbeit von neuem beginnen, und diesmal bekamen sie denn auch 2900 Meter. Nachmittags neue Lotung mit 1880 Meter. Beim Heraufziehen brach der Draht entzwei, und es gingen 1400 Meter davon verloren. Von der Stelle aus, wo die Lotung vor sich ging, konnten wir in der Ferne, in dem Sektor zwischen Südsüdwest und Südsüdost, Land erkennen. Backbords hatten wir die Insel Livingstone und steuerbords die Smithinsel in Gestalt eines ungeheueren Eisprismas.

Die Süd-Shetlandinseln liegen zwischen dem 61. und 63. Parallelgrad und zwischen dem 53. und 63 Längegrad westlich von Greenwich. Sie sind sehr zahlreich und

[1]) Beim Loten in großen Tiefen ist es nicht immer leicht, genau den Augenblick wahrzunehmen, wo das Lot auf Grund kommt. Man kann sich irren, und dann läuft der Draht in Folge seines eigenen Gewichtes immer weiter ab. Um den richtigen Augenblick zu erfassen, geht man folgendermaßen zu Werke: man läßt die Leine zuletzt über eine an einem Dynamometer hängende Rolle gehen, wobei dann der Zeiger des Dynamometers in dem Maße, wie der Draht abläuft, vorrückt. Sobald das Lot — das sehr schwer ist — den Grund berührt, bewegt sich der Zeiger plötzlich rückwärts. In der Praxis geht indes die Sache nicht immer so regelmäßig vor sich. Infolge des Schlingerns und Stampfens bekommt die Leine Stöße, die sich dem Dynamometer mitteilen und mitunter in der oben angegebenen Weise auf den Gang desselben einwirken. Bei hoher See hatten wir oft einen Rückgang des Zeigers um 75 Kilogramm. Die Lotung vom 20. Januar zeigt, daß der Rückgang sogar bis zu 100 Kilogramm betragen kann.

ihren nördlichen Zugang versperren zahlreiche Riffe. Die Inseln sind fast immer von einer dicken Eisschicht bedeckt. Sie haben bereits die charakteristischen Eigenschaften der mehr polwärts liegenden Inseln, von denen wir später sprechen werden.

Die sonderbarste dieser Inseln, die Deceptioninsel, hat eine fast kreisförmige Gestalt. Das Meer schneidet aus derselben den Forsterhafen heraus, der für den besten Hafen dieses ganzen Archipels gilt. Im Süden trennt die Bransfieldstraße die Shetlandinseln von Joinvilleland, Louis-Philippeland, Trinitéland, Dancoland und der Lüttichinsel. Diese weite Straße wird von einem für die Schiffahrt ungünstigen Teil des Meeres eingenommen, in welchem ständig stürmische Winde wehen. Ihr Aussehen ist von einem Jahr zum andern ein verschiedenes. Mitunter ist sie während des südlichen Sommers von Eismassen versperrt, die eine Fahrt nach den südlichen Ländern unmöglich machen; manchmal sind dann wieder die Eisberge darin in beträchtlicher Anzahl, ohne indes die Schiffahrt irgendwie zu beeinträchtigen, wenn „klares Wetter" es ermöglicht, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Gelegentlich der Shetlandinseln fällt mir eine Geschichte ein, die man sich im Jahre 1897 ganz leise erzählte.

Irgend ein südamerikanischer Staat zeigte sich einmal von dem lebhaften Wunsche beseelt, die Süd-Shetlandinseln in Besitz zu nehmen, die heute noch niemand gehören. Die Regierung dieses Staates wußte, daß die Jagd auf Waltiere auf diesen Inseln, wo die Pelzrobbe wieder heimisch zu werden schien, sehr einträglich werden konnte. Aber wie es anstellen?

Die Regierung ließ einen Versuchsballon steigen. Da schon viele Schiffe südlich von Kap Horn durch schreckliche Stürme nach den Shetlandinseln verschlagen worden sind, könnte man da nicht eine Tat der Nächstenliebe vollbringen, wenn man in diesen traurigen Gegenden eine Rettungsstation errichtete? Aber niemand ließ sich durch diese schönen Gefühle zum besten halten, und ein Schuß in die Luft von einer Seemacht Nordwest-Europas machte ein Loch in die Gondel, der Ballon aber platzte nicht und schwebte weiter in der Luft.

Jetzt bekam die südamerikanische Regierung eine neue Idee. Da die „Nächstenliebe" nicht verfangen hatte, konnte man es vielleicht mit der „Wissenschaft" probieren. Man zog im Stillen in Norwegen Erkundigungen ein über den Preis eines Walers, den man zu einer wissenschaftlichen Forschungsreise ausrüsten würde, und dessen Kapitän einen besonderen Auftrag mitbekäme.

Aber die Seemacht Nordwesteuropas (welche die Shetlandinseln zwar nicht wegnimmt, sie aber auch nicht in fremdem Besitze sehen will) bekam Wind von dem Plane und erteilte einer ihrer Seedivisionen, die sich damals gerade nicht weit von dort bei den Falklandinseln befand, Befehl nach Süden zu dampfen, sobald das Forschungsschiff seine Forschungen beginnen sollte.

Mittlerweile geriet die amerikanische Regierung mit ihren Nachbarn in Schwierigkeiten. Sie stellte ihre Vorbereitungen ein, die umso ungelegener waren, als ihr die Unterstützung dieser Seemacht Nordwesteuropas unentbehrlich war [1]).

Natürlich gehört das alles dem Reiche der Legende an! Ich spreche bloß deshalb von diesen Gerüchten, um dadurch zu zeigen, welchen Wert gewisse Staaten auf den Besitz der Shetlandinseln legen.

---

[1]) Die Königin von England war in dem Streite, der zwischen Argentinien und Chile ausgebrochen war, als Schiedsrichterin gewählt worden.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Januar lag dichter Nebel auf der See. Das Schiff setzte trotzdem seinen Kurs mit Halbdampf nach Süden fort. Um Mitternacht umfahren wir einen kleinen Eisberg, den ersten, der uns bis jetzt begegnete[1]). Als wir am 21. gleich nach 5 Uhr morgens stoppten, um einen Ring an einer der Kondensatorröhren wieder in Ordnung zu bringen, läßt der Maschinist den Druck in der Maschine sinken, und wir vernehmen aus der Ferne ein dumpfes Geräusch, das vom Zusammenschub von Eismassen herrührte.

Um 7 Uhr wird der Nebel immer dichter. Unglücklicherweise ist der Druck in der Maschine immer noch schwach; wenn ein gefährliches Manöver nötig würde, wäre die Situation schwierig. Um 8 1/2 Uhr war ich auf der Brücke auf Wache, als ich gerade vor mir ein Stück eines Eisberges erblickte. Da dasselbe ziemlich umfangreich war, und die See uns nach dieser Seite hin zu treiben schien, ließ ich den Gang der Maschine beschleunigen, um der Wirkung der Strömung weniger ausgesetzt zu sein. Es gelang mir, dem Eisklotz aus dem Wege zu kommen, aber das Schiff bekam einen Stoß, der mir zwar nur unbedeutend schien, und den ich dem Umstande zuschrieb, daß wir wahrscheinlich an den unter Wasser liegenden Teil des Eisbergstückes angefahren waren. Dem war aber nicht so, denn der Stab, der sich in der Kajüte befand, hat die Erschütterung lebhaft verspürt, und im Augenblick ist jedermann auf Deck.

Gleich darauf bemerken wir ein paar Meter vom Vordersteven entfernt eine lange Reihe von Riffen. Der Kommandant telegraphiert nach der Maschine, rückwärts zu fahren, während ich, ganz oben am äußersten Ende des Burgspriet sitzend, den Nebel zu durchdringen und de Gerlache zu melden suche, was vor uns vorgeht.

Die Maschine steht still, aber da sie zu schwachen Druck hat, kann sie nicht rückwärts gehen. Die „Belgica" setzt daher ihren Lauf fort, glücklicherweise immer langsamer, bis sie schließlich sanft an Riffe anfährt. Der Stoß wirft sie einige Meter zurück, wo sie wiederum eine andere Felsbank berührt.

Jetzt werden die Feuer mächtig geschürt, um aus dieser gefährlichen Gegend fortzukommen. Zehn Minuten später dampfte das Schiff nordwestwärts weiter. Die Riffe, die wir angefahren hatten, sind die, welche im Nordwesten den Zugang zur Livingstoneinsel (bei der Ruggedinsel) versperren.

Dieser Vorfall, der ohne schlimme Folgen ablief, hatte uns Gelegenheit gegeben zu einer weiteren Lotung – mit dem Kiel, wie Admiral Mouchez sich ausdrückte! –

Aus der Gesamtheit aller von uns zwischen Staatenland und der Ruggedinsel ausgeführten Lotungen lassen sich gewisse erdphysikalische Aufschlüsse ableiten, die von Arctowski in einem am 20. Januar 1899 vor der Königlich Belgischen Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag[2]) sowie in einem von den Herren Renard und Arctowski der Königlich Belgischen Akademie vorgelegten Vorberichte[3]) näher ausgeführt wurden.

Das Tiefenprofil, das Amerika mit den Süd-Shetlandinseln verbindet, stellt ein Becken mit ebenem Boden dar, der nach den Shetlandinseln zu sanft ansteigt. Vor jeder

---

[1]) Näheres über die Entstehung und Gestalt der Eisberge folgt in Kapitel XX.

[2]) Géographie physique de la Région Antarctique visitée par l' expédition de la **Belgica**. – Band XXIV des „Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie 1900, no 1."

[3]) „Notices préliminaires sur les sédiments marins recueillis par l'expédition de la **Belgica**, – Band LVI der „Mémoires Couronnés, Et Autres Mémoires publiés par l'Académie royale de Belgique" 1901.

dieser Inseln bildet die Kontinentalstufe einen schmalen Streifen und fällt dann jenseits desselben mit steiler Böschung ins Meer ab.

Die Analyse der Meerwassertemperaturen ergibt:

1. daß in gleicher Tiefe die Wärme mit der Annäherung an die Shetlandinseln abnimmt;

2. daß eine Schicht mit kaltem Wasser zwischen zwei Schichten weniger kalten Wassers zirkuliert und an Dicke zunimmt, je mehr man sich den Shetlandinseln nähert.

Nachdem die „Belgica" einige Meilen nach Nordwest gelaufen, nimmt sie wieder Kurs nach Südwest.

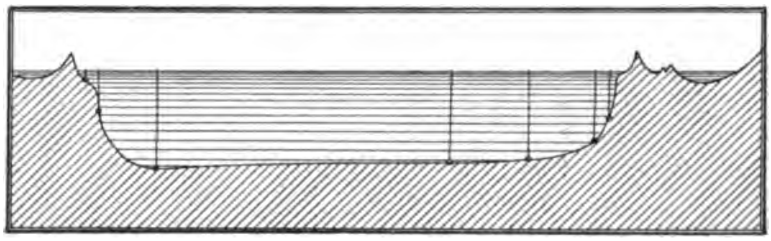
Um 12 Uhr 45 lassen wir einen hohen Felsen von prismatischer Gestalt und großem Umfang auf der Backbordseite liegen. In der Umgebung liegen kleinere Felsen, von denen einige mit Schnee bedeckt sind.

Wir erkennen den Castellfelsen, und einige Minuten später sehen wir auf derselben Seite die Snowinsel von einer dicken Schneeschicht bedeckt.

Gleich nach 1 Uhr 45 verdichtete sich der Nebel immer mehr. Wir fahren mit Halbdampf weiter und steuern südwestlichen Kurs bis zum anderen Morgen.

Als am 22. der Himmel auf kurze Zeit sichtbar wurde, sahen wir plötzlich Land gerade vor uns.

Es war etwa 4 Uhr morgens. Noch weiter blind im Nebel vorwärts zu gehen, hatte keinen Sinn, umsomehr, als der Wind sich eben erhob und die See unruhig wurde und schließlich derart hochging, daß wir Öl auslassen mußten. Das Schiff war in einem



Staatenland. Süd-Shetlandinseln.

Tiefenprofil nach Arctowski.

so dichten Nebel, daß ein weiteres Absuchen der Küste unmöglich war. Wir legen daher bei, und unter Sturmstagsegel treibt das Schiff langsam nach Nordwest. Nachmittags wurde die See immer schwerer, und da eine ziemlich große Menge Kohlen, die im Raum keinen Platz gefunden hatten, auf dem Verdeck lag, so rollte dieses Heizmaterial von einer Seite zur andern, alles mit fortreißend, was ihm in den Weg kam. Das Getöse, das dabei entstand, war geradezu betäubend.

Unsere Leute begannen daher, möglichst viele Kohlen hinunterzuschaffen. Bei dieser Arbeit wurden einige Speigatten verstopft, so daß das Wasser, das die Wellen fortwährend auf Deck warfen, keinen Ablauf mehr hatte. Die Mannschaft bekam Befehl sehr vorsichtig zu sein, und der Matrose Wiencke erhielt von dem wachhabenden Offizier eine Verwarnung, weil er sich, um ein Speigatt freizumachen, zu nahe an der Reling hielt.

Amundsen befand sich auf der Brücke auf Wache; Cook stand neben ihm. Plötzlich übertönte ein durch Mark und Bein gehender Schrei das Getöse. Ich war auf meiner Kammer und stürzte an Deck, wo ich gleichzeitig mit dem Kommandanten ankam: Wiencke liegt im Meer!.... Trotzdem es ihm verboten worden war, hatte er sich außen an die Reling gehängt, und eine über das Verdeck stürzende Welle hatte ihn

plötzlich mit fortgerissen. Da das Schiff stark vorwärts trieb, befand sich Wiencke im Augenblick hinter demselben.[1]) Als die Loggleine an ihm vorbeiging, ergriff er sie mit großer Geistesgegenwart und schlang sie um seinen Arm. Aber das Schiff fuhr weiter, die Leine wurde heftig angezogen, und Wiencke kam bald an das Ende derselben.

Während der Kommandant persönlich die Leitung des Manövers übernahm, erwog Amundsen die Möglichkeit ein Boot auszusetzen, und Cook hatte die Loggleine ergriffen und zog sie langsam an sich, um Wiencke näher an das Schiff heranzubringen. Der Unglückliche rührte sich nicht mehr, obwohl er noch immer über Wasser blieb. War er vor Kälte erstarrt oder infolge des vielen Wassers, das er hatte schlucken müssen, halb erstickt?

Ein Boot ins Meer zu lassen wäre Wahnsinn, ja geradezu ein Verbrechen gewesen; wir durften nicht das Leben von vier oder fünf Mann aufs Spiel setzen, um einen so unsicheren Rettungsversuch zu wagen.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren; an den Offizieren lag es, ein gutes Beispiel zu geben: ich band mir ein Seil um die Hüften, und mit der Erlaubnis des Kommandanten, der einen Augenblick unschlüssig schien, sprang ich ins Meer.

Da ich die Kleider anhatte, so waren meine Bewegungen dadurch etwas beeinträchtigt; überdies erstarrte das eiskalte Wasser[2]) meine Glieder. Schwere Wellen hoben mich empor, um mich dann wieder in einen tiefen Abgrund zu versenken.

Da Wiencke ganz nahe beim Schiffe war, so hatte ich nicht viel Mühe, ihn zu erfassen und an ein Seil zu binden; dann rief ich voller Hoffnung hinauf, man solle uns an Bord ziehen.

Die Matrosen holten das Tau an, das alsbald durch das Anziehen und infolge einer heftigen Stampfbewegung des Schiffes straff wurde.

Ich wurde plötzlich aus dem Wasser gerissen. Dabei bekam ich einen Stoß, der umso heftiger war, als Wiencke ein großer und kräftiger Junge war, dessen Gewicht durch das Wasser in seinen Kleidern noch verdoppelt wurde. Da fiel das Achterschiff wieder ins Meer herunter, das Tau wurde locker, und ich sank wieder in die Wellen hinab. Wiencke starrte leblos mit weit geöffneten Augen ins Leere. Er hielt den Mund geschlossen und atmete heftig durch die Nase. Zwei- oder dreimal wurde das Seil straff, und ich bekam dabei jedesmal denselben Stoß; da nahm ich Wiencke fest in meine Arme, aber die Kräfte ließen mich im Stiche, und ich mußte den Unglücklichen wieder loslassen.

Einen Augenblick lang, der mir indes wie ein Jahrhundert vorkam, hing ich als armseliges Strandgut am Tau. Arctowski war allein daran; er hatte es um das Brückengeländera m Heck geschlungen und machte übermenschliche Anstrengungen, um mir zu helfen. Währenddessen mühten sich Matrosen, die an der Reling festgemacht waren und von allen auf Deck befindlichen Leuten unterstützt wurden, mit einem weiteren Versuche ab, den unglücklichen Wiencke zu erfassen. Dieser trieb jetzt, immer noch an der Loggleine haltend, seitwärts vom Schiffe. Endlich kamen drei Mann nach dem Heck zurück und zogen mich auf das Verdeck.

Dann sah ich, wie der Schiffbrüchige, der nicht mehr an der Leine hing, sich langsam vom Schiff entfernte, mit den Wellen forttrieb und dann allmählich in dem blauen Wasser, wo sein hellgelber Südwester einen bleichen Fleck bildete, versank .... Wiencke verschwand! ....

---

[1]) Da Wiencke weniger dem Winde ausgesetzt war, so trieb er langsamer als das Schiff.

[2]) Das Meerwasser gefriert erst bei ungefähr 2,5 Grad unter Null.

Wir sind gezwungen, vor dem Winde zu fliehen und bei der Lowinsel Zuflucht zu suchen, die wir soeben im Nordwesten in Sicht bekamen.

Die Nacht war tieftraurig! An Bord herrschte allgemeine Niedergeschlagenheit. Bereits ein Toter, nachdem wir unsere Fahrt eben erst begonnen! Wie viel Opfer wird die Expedition noch kosten? Wird auch nur ein einziger von uns die Heimat wiedersehen? Wer ist nun an der Reihe?

Während der endlosen Wache, die ich in dieser Unglücksnacht auf Deck verbrachte, sah ich immerfort Wiencke, wie er mit weitgeöffneten Augen, leblos, von den Fluten auf Nimmerwiedersehen mit fortgerissen wird!

Fünfzehntes Kapitel.

Unsere ersten Landungen in der Antarktis.

Am Sonntag den 23. Januar klärte sich der Himmel gleich in den ersten Tagesstunden langsam auf. Gegen 9 Uhr war es uns sogar möglich, die Sonne zu beobachten und unsere Position zu bestimmen.

In Trauer fährt die „Belgica" südwärts und gleitet mit beigesetzten Segeln über eine blaue von prächtigen Eisbergen übersäte See dahin. Die belgische Flagge weht von der Besangaffel, die norwegische vom Großmast, beide zusammengerollt. Und so oft unser Blick diesen Trauerzeichen begegnet, schnürt uns der Gedanke an den armen Wiencke das Herz zusammen.

Um 5 Uhr nachmittags erblickten wir in der Ferne, nach Süden zu, einen schwarzen Punkt: Grahamland.

Im Augenblick sind wir alle auf Deck, wo alle möglichen und unmöglichen Vermutungen laut werden. Eine kleine schwarze Wolke, die über einem Schneegipfel schwebte, erweckte einem unter uns die feste Überzeugung, daß er einen Vulkan — in Tätigkeit — erblicke! Sofort sieht ein anderer einen zweiten, dann einen dritten! O Macht der Einbildung! Warum am Ende auch nicht? Hat man nicht unweit von dort auf der Deceptioninsel tätige Vulkane entdeckt?

In Wirklichkeit war nicht der kleinste Vulkan hier vorhanden, worüber wir uns, je näher wir an die Küste kamen, immer deutlicher vergewissern konnten. Im übrigen ist unsere Aussicht durch den Nebel natürlich sehr beschränkt; es tauchen bloß da und dort einige Berggipfel auf.

Nachdem wir gegen 7 Uhr abends das Kap Neyt[1]) umfahren hatten, nahmen wir Kurs nach Südosten, auf der Backbordseite zwei düstere Gruppen kleiner Inseln, die Christianiainseln, liegen lassend.

Um 9 Uhr sind wir in der Nähe der Augustinsel, auf der wir zum erstenmal antarktisches Land betreten. De Gerlache, Arctowski, Cook, Danco und Racovitza gehen in einem Boot an Land.

[1]) Die von der Expedition entdeckten Land- und Meeresteile wurden erst später, als wir in die Eisbank eingeschlossen waren, getauft. Wir legen ihnen jedoch jetzt schon ihre späteren Namen bei, damit der Leser auf der Karte leichter folgen kann.

Um 10 1/2 Uhr kehrt unsere ganze Gesellschaft wieder an Bord zurück. Ich erfahre, daß die Landung infolge der Brandung nicht ohne Schwierigkeit bewerkstelligt werden konnte. Arctowski bringt Gesteinsproben mit, während Danco zwei junge lebende Pinguine in seine wahrhaft mütterliche Obhut genommen hat.



Kap Neyt.

Dr. Cook phot.

Während wir mit südlichem Kurs langsam weiterdampfen, glauben wir eine Öffnung zwischen den Ländern zu erkennen: eine Durchfahrtstraße vielleicht? Der Nebel wird immer undurchsichtiger und entzieht bald die ganze Küste unseren Blicken. Die Maschine wird gestoppt, und wir suchen an Ort und Stelle liegen zu bleiben.

Den 24. Januar, gegen 1 Uhr morgens, stellt der wachhabende Offizier fest, daß das Schiff so nahe an Land ist, daß wir wenden und nach Nordosten fahren müssen, um nicht an die Küste getrieben zu werden.

Darüber vergeht die Nacht und ein Teil des Morgens, bis wir dann die Insel Moréno erreichen, wo das wissenschaftliche Personal die zweite Landung bewerkstelligt. Dort finden unsere Gefährten schlafende Robben, die bei ihrer Annäherung ihre schweren Augenlider halb öffnen und wieder schließen, ohne sich aus ihrer Ruhe bringen zu lassen, während die Pinguine[1]), die sie ebenfalls dort vorfinden, sich über den lästigen Besuch unwillig zeigen.

Um 10 1/2 Uhr sind die Forscher wieder zurück, und wir suchen die Position des Schiffes schätzungsweise zu bestimmen. Wir befinden uns offenbar im Hughesgolf, aber es ist unmöglich, etwas Weiteres zu konstatieren: infolge des Windes und der Strömung ist das Schiff abgetrieben, und der Nebel verdeckt uns jede Art von Merkpunkten. Wo ist die Augustinsel wiederzufinden?

[1]) Eine Beschreibung dieser Vögel folgt später.

Im Norden, Süden oder Westen? Wir fahren mit südöstlichem Kurs weiter und kommen an eine Felsgruppe, die wir für ein Kap ansehen.

Plötzlich bricht die Sonne durch die Wolken. Es ist Mittag. Rasch die Kulminationshöhe des Gestirns gemessen und unsere Breite berechnet! Das bringt uns zwar wenig Aufschluß, immerhin können wir mit Hilfe dieser Angabe unsere Position und die Lage der Felsgruppe annähernd bestimmen. Etwas später stellen wir dann fest, daß sie eine Insel von länglichrunder Gestalt ist, von der zwei Gipfel wie Eselsohren emporragen, und die vom Kap von Sterneck durch einen schmalen Kanal getrennt ist. Als dann später der Himmel von neuem auf ganz kurze Zeit frei wurde, entdeckten wir vor uns die Öffnung wieder, die wir vergangene Nacht flüchtig sahen. Wir dampfen hinein in der Meinung, eine Durchfahrt vor uns zu haben. Aber es war nicht der Fall. Nach einer Fahrt von einer Stunde befinden wir uns im Hintergrund einer Bucht: der Brialmontbucht.

Wir wenden und halten uns dicht an der Küste, um bei dem dicken Nebel nicht an einem etwa vorhandenen Kanal vorbeizufahren, ohne ihn zu bemerken. Wir nehmen so schätzungsweise die ganze Küstenpartie zwischen dem Kap Spring und Kap Murray auf.

Als wir um 5 Uhr abends das letztere Kap umfuhren, bemerkten wir zwei bedeutende Kanäle: der eine, nach Südwest sich erstreckend, geht gerade von dem Kap aus; der andere, der nach Nordwesten zieht, beginnt bei der Harryinsel und schneidet die Nordwestküste der De Gerlachestraße als Insel ab. Wir setzen den Kurs auf die Nordwestpassage und kommen gegen 10 Uhr in ihre Nähe. Von der dortigen Position aus bilden die verschiedenen Länder in der Ferne eine eigenartige Perspektive: Die Two Humockinsel scheint zum Kap von Sterneck zu gehören, während das Kap Kaiser (südlich davon) eine Fortsetzung der Nansen- und Pelseneerinsel zu sein scheint, die sich in der Ferne an Dancoland anzulehnen scheinen. Es sieht aus, als ob wir uns mitten in einem weiten Golf befänden, dessen Eingang der Nordwestpassage entspricht.

Da wir seit unserer Abfahrt von der Lowinsel nur einmal unsere Position (beim Kap von Sterneck) hatten bestimmen können, und da der Nebel uns hinderte, die Stellen unserer ersten Landungen wiederzuerkennen, so waren wir über die Position, die wir gerade einnahmen, sehr im Unklaren. Anderseits war uns die Wichtigkeit der Länder, an denen wir entlang fuhren, nicht entgangen.

Die Umstände zwangen uns daher, diese Gegend nicht zu verlassen, ohne eine Aufnahme davon gemacht zu haben, wenn auch nur eine flüchtige, denn die vorgeschrittene Jahreszeit trieb uns zur Eile an, aber immerhin eine für die Bedürfnisse der in diesen Strichen sehr beschränkten Schiffahrt hinreichende. Wir beschlossen also, die Nacht bei der Harryinsel zu verbringen und gleich am folgenden Tag mit unseren hydrographischen Arbeiten zu beginnen.

Als an diesem Abend Arctowski und Racovitza gegen 11 Uhr zu einer dritten Landung nach den im Nordwesten der Harryinsel gelegenen Felsen fuhren, begegnete ihr Boot einer ziemlich seltsam aussehenden schwimmenden braunen Masse, die sich bei näherer Prüfung als ein Konglomerat von Eis, Ton und Trümmergestein herausstellte.

Ohne auf die Einzelheiten unserer Aufnahmearbeiten näher eingehen zu wollen, finde ich es doch angebracht, wenigstens die allgemeinen Prinzipien, von denen wir dabei ausgingen, mitzuteilen, da die zahlreichen Umwege auf unserer Fahrt in der neuen Straße durch sie ihre Erklärung finden.

Zunächst mußte eine Auswahl der wichtigen Punkte getroffen werden, die als Landmarken verwandt werden konnten.

Die rasche Rekognoszierungsfahrt, die wir an den vergangenen zwei Tagen gemacht hatten, hatte nur unklare Vorstellungen von diesen Inseln und Ländern hinterlassen, deren Aussehen immerfort wechselt, nicht bloß nach dem jeweiligen Standorte des Beobachters, sondern auch nach den so rasch wechselnden südlichen Witterungserscheinungen.

Zuerst wurde die Harryinsel, in deren Nähe wir uns am 25. Januar morgens befanden, auf der Karte fixiert. Dann kamen das Kap Neyt, das den nördlichen Eingang der neuen Meeresstraße bezeichnet, und die Augustinsel, deren zentrale Lage für eine Theodolitaufnahme sehr günstig ist.

Den 27. Januar sehen wir gegen 9 Uhr auf einmal einen Mast im Meere schwimmen. Wir fahren in einem Boote hin und stellen mit Erstaunen fest, daß es ein noch ganz neuer Mast ist, eine Bramstenge, die einem Schiffe gehört hat, das Oberbramraben führte. Keinerlei Kennzeichen läßt auf seine Herkunft schließen. Woher dieses Strandgut wohl stammen mag? Von einem Schiffsunglück? Das Rätsel erweckt in uns allerlei düstere Gedanken. Wird es auch das Loos der „Belgica“ sein, mit Mann und Maus zugrunde zu gehen, ohne eine andere Spur von sich zurückzulassen als den Stumpf einer Rahe oder eines Mastes?

Am gleichen Tage mußte das Schiff gegen 8 Uhr abends stoppen, damit der Maschinist eine Havarie am Kondensator ausbessern konnte.

Es war das ein köstlicher Abend.

Mit vergoldeten Wolken besät, prangte der Himmel in einem undefinierbaren Blau. Die Sonne verschwand im Westen hinter den Höhen der Brabantinsel, auf der die eine der Bergketten sich aschgrau färbte, während die andere, deren Gipfel mehr zerrissen waren, alle Nüancen von Rosa und Rot durchlief.

Die Eisberge in ihren verschiedenartigen Gestalten warfen einen schimmernden Ton auf das dunkle Meer; geräuschlos glitten sie, feenhaften Erscheinungen gleich, dahin. Die Stille wurde bloß zeitweise durch das dumpfe Krachen berstenden Eises und das mächtige Blasen der Walfische unterbrochen, die zum Atmen an die Oberfläche des Wassers kamen.

Doch allmählich senkte sich ein dichter Nebelschleier auf das entzückende Landschaftsbild, und um Mitternacht war es verschwunden.

Am 28. Januar verbrachten wir den ganzen Vormittag mit Loten — es war das die einzige Lotung, die wir in der Straße ausführen konnten — sowie mit Messungen der Wassertemperatur in verschiedenen Tiefen.

Während wir diesen Beschäftigungen oblagen, trieben sich ganz in der Nähe der „Belgica“ Buckelwale umher. Es wäre ein Leichtes gewesen sie zu fangen, allein unsere Mannschaft war zu wenig zahlreich, und überdies hatten wir unsere kleinen Kanonen unten im Kielraum untergebracht.

Glücklicherweise funktonierten unsere photographischen Apparate nach Wunsch. Racovitza machte eine ganze Reihe von Aufnahmen und sehr interessanten Beobachtungen. Dabei hatte er Gelegenheit, den ekelhaften Gestank zu konstatieren, den die Walfische beim Atmen von sich geben. An die Reling gelehnt, beobachtete sie unser Freund, zweifellos aber etwas zu familiär, denn hinterlistig zwangen sie ihn durch ihren Atem zum Davonlaufen!

Am gleichen Tage setzte Racovitza mir auch auseinander, daß die sonderbaren Auswüchse, die sich auf dem Rücken der Waltiere an verschiedenen Stellen zeigen,

Schmarotzertiere [1]) seien, die tief in der Haut ihres Trägers stecken. Nach Beendigung der Lotung fuhren wir nach der kleinen Gastoninsel, wo wir unsere achte Landung ausführten. Der Nebel unterbrach aber bald unsere Arbeit und zwang uns, nach der Mitte der Straße zurückzukehren.

Während der Nacht vom 28. auf den 29. Januar lagen wir bei. Es blieb indes nur ein einziger Offizier an Deck, der das Steuer besorgte und die Maschine kommandierte, damit die ganze Besatzung sich zur Ruhe begeben konnte. Die Brise und der Nebel waren nicht gerade beruhigend, und es gehörte der Optimismus de Gerlaches dazu, einen derartigen Befehl zu erteilen!

Alles lief gut ab; der wachhabende Offizier fand keine Zeit zur Langweile: der Dienst und eine große Anzahl von Walfischen, die ihm Besuche abstatteten, nahmen seine Zeit vollkommen in Anspruch.



Dr. Cook phot. Rücken eines Buckelwals.

Während meiner Wache zog ein Butzkopf [2]) mit großer Schnelligkeit in geringer Entfernung von der „Belgica" vorüber.

Am 29. Januar waren wir gegen 2 Uhr nachmittags in der Nähe vom Kap Anna, wo wir eine neue Landung bewerkstelligten. Eine Feststellung unserer Position war jetzt dringend nötig, um unsere ersten Arbeiten in der Straße mit denen in Zusammenhang zu bringen, die wir bald zu beginnen hofften; überdies waren wir vollkommen im unklaren darüber, wohin wir während des Nebels der letzten vierundzwanzig Stunden getrieben waren. Als wir um 11 Uhr abends uns in geringer Entfernung von der Louiseninsel befanden, erblickte ich einen Stern. Ich begebe mich sofort mit dem künstlichen Horizont an Land, aber die Schwierigkeiten beim Anlegen raubten mir viel Zeit, und als endlich alles zur Beobachtung bereit stand – war der Stern verschwunden! Ich wartete vergeblich bis 1 Uhr morgens auf seine Wiederkehr.

[1]) Diese Schmarotzer begnügen sich damit, sich von den Waltieren umherfahren zu lassen; sie leben von kleinen Tierchen, die sie im Wasser fangen.

[2]) Der Butzkopf ist ein großes Waltier mit Zähnen, ein Fleischfresser, der sogar Walfische angreift.

Zum Glück ermöglichte es mir am 30. Januar um 8 Uhr morgens die Sonne, eine durch die Louiſeninſel gehende Höhenlinie zu bekommen. Da die Beſtimmung der ungefähren Koordinaten der Louiſeninſel uns nicht genügte, ſo mußten wir dieſe Poſition mit der in Verbindung ſetzen, die wir zuvor im nördlichen Teile der de Gerlacheſtraße beſtimmt hatten. Es wurde alsdann beſchloſſen, daß mehrere von uns eine Beſteigung der *Solvayberge* verſuchen ſollten, um mit Hilfe der Methode des Admirals Mouchez[1]) eine raſchere kartographiſche Aufnahme zu bewerkſtelligen, und um unter Umſtänden eine Durchfahrt nach Süden zu entdecken.

---

[1]) Bei Anwendung dieſer Methode begibt man ſich auf einen Berg, deſſen Höhe über dem Meeresſpiegel man genau beſtimmt; dann mißt man mit dem Theodolit den Azimut und den Höhenunterſchied wichtiger Punkte der Küſte. Eine einfache Dreiecksberechnung ergibt dann die nötigen Grundlagen zum Entwurf der Karte.

Sechzehntes Kapitel.

Rekognoszierungsfahrt in der de Gerlachestraße.

Am 31. Januar wenden wir uns also nach der Bulsbucht, und gegen 4 Uhr nachmittags verlassen de Gerlache, Danco, Arctowski, Cook und Amundsen das Schiff, um die Höhen zu gewinnen. Während dieser Besteigung mußte ich mit Racovitza und Melaerts an Bord bleiben, und es war ausgemacht worden, daß wir eine Rekognoszierungsfahrt in südlicher Richtung unternehmen und am 6. oder 7. Februar wieder in die Bulsbucht zurückgekehrt sein sollten.



Dr. Cook phot. Brabantinsel. – Die Solvayberge und das Kap d'Urfel.

Wir fanden beim Kap d'Urfel eine für die Ausflügler günstige Landungsstelle. Sie nehmen eine ganze Ausrüstung mit sich: Schlitten, Zelt, Spiritusbrenner, Ski, kanadische Schneeschuhe, Alkohol zum Bereiten von Süßwasser, Beobachtungsinstrumente, photographische Apparate und reichlich Lebensmittel, denn wenn man in der Antarktis an Land geht, weiß man nicht immer sicher, an welchem Tage man wieder abgeholt wird.

Da der Aufstieg mit dieser schweren Belastung schwierig sein wird, so haben wir verabredet, daß Tollefsen und ich den Kameraden dabei etwas an die Hand geben sollten, bevor wir nach der „Belgica“ zurückkehren, die gestoppt in der Bulsbucht liegt. So werden wir denn an die Schlitten gespannt wie Treidler an die Schiffe, bloß mit dem Unterschied, daß für uns der Weg immer in die Höhe geht. Zum Glück sind wir alle in ausgezeichneter Stimmung, und jede Abteilung sucht die andere mit ihrem Schlitten zu überholen.

Gegen $8^1/_2$ Uhr abends erreichen wir die erste Kammhöhe der Solvayberge. Tollefsen und ich wünschen den Kameraden guten Erfolg und beginnen den Abstieg. Das ist keine leichte Sache; wir haben weder Schneeschuhe noch Seile, um uns aneinander festzubinden; da heißt es sich, vor den Schneebrücken in acht nehmen, die unheimliche Spalten verdecken!

Wir merken bald, daß uns, um nicht einzusinken, nichts anderes übrig bleibt, als daß wir einen größeren Körperteil mit dem Schnee in Berührung bringen. Gesagt, getan; wir setzen uns auf den Boden und rutschen, die Füße ausstreckend, so schnell wie ein Schlitten den Abhang hinunter. Welch prächtige Schlittenbahn; kein einziger Riß, nicht eine Schramme! Das Herz voller Lust, der Kopf von dem Bade in der reinen Luft erfrischt, kehren wir frohgemut an Bord zurück.

Die Anzahl der Offiziere ist nicht groß: Melaerts ist gleichzeitig zweiter, dritter, und vierter Kommandant; indes unser Zoologe Racovitza stellt überall seinen Mann, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß, wenn Melaerts und mir etwas zustieße, er die Stelle, wo wir unsere Gefährten an Land gesetzt haben, zu finden wüßte.

Tags darauf, am 1. Februar, machten wir uns mit Tagesanbruch segelfertig und steuerten nach der Louiseninsel, wo wir eine zweite Sonnenhöhe zu bekommen hofften, um mit derselben unsere Beobachtungen vom 30. Januar zu ergänzen. Auch sollten wir von diesem Punkte aus die Station auf den Solvaybergen aufnehmen.

Die Brise und die See machten aber eine Landung unmöglich und zwangen uns, bei der Brabantinsel eine Zuflucht zu suchen. Diesem Umstand verdankten wir die Entdeckung des Schollaertkanals und der Gentinsel. Da aber unser Kondensator eine Havarie erlitten hatte, so mußten wir das Kap Van Ryswyck umfahren und den Kurs auf die Mitte der de Gerlachestraße setzen.

Am 2. Februar morgens entdeckten wir die Andvordbai, dann wurde die „Belgica“ an einem Eisberg vertaut, von dem man Eisblöcke losmachte, um Süßwasser daraus herzustellen. Das Einladen dieser Blöcke ging bei recht heiterer Stimmung vor sich. Racovitza ging am Kap Van Beneden an Land, wo er den größten Teil des Tages in einem Dorfe von -- Pinguinen zubrachte, deren Lebensweise er studierte. Dort entdeckte er auch zu seiner größten Befriedigung eine kleine Grasart, die einzige Blüten tragende Pflanze, die man bis jetzt in der Antarktis gefunden hat.

Bei Anbruch des Abends veranstaltete die Mannschaft auf dem Eisberge lebende Bilder. Plötzlich wurde aber das Fest durch das Bersten des Eisberges unterbrochen: das Stück, an dem wir festgemacht blieben, trieb uns nach der Küste zu.



G. Lecointe phot. Einladen von Eisblöcken.

Am 3. Februar durchfahren wir die Andvordbai; wir entdecken den Errerakanal, in den wir einlaufen; dann vertauen wir uns bei der Insel de Cavelier de Cuverville an einem riesigen Eisberg, in dessen Mitte sich ein Süßwasserbecken gebildet hat.[1])

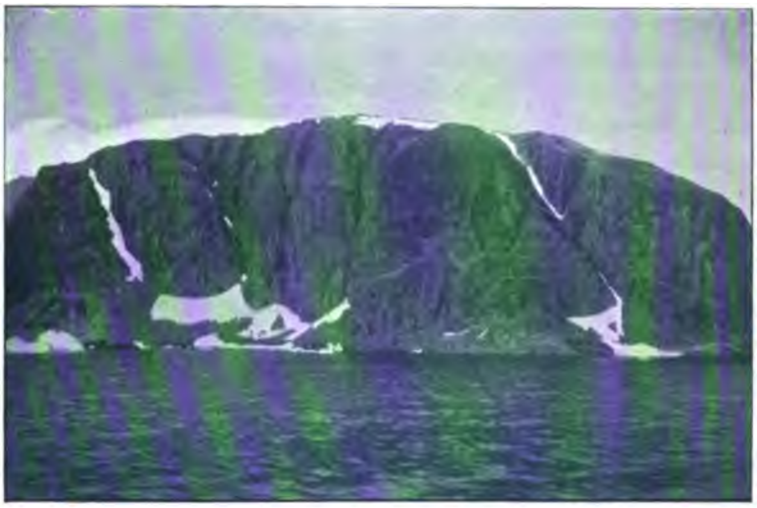
Mit Hanfschläuchen richten wir einen Heber ein, dessen einer Arm im Wasserbecken liegt, während der andere, tiefer liegende, in unsere Reservoire mündet. Die Mannschaft ist entzückt von diesem

[1]) Wenn an der Oberfläche eines Eisberges ein Becken entsteht, so sammelt sich das vom Schmelzen des Schnees herrührende Süßwasser darin an.

neuen und raschen Verfahren, sich mühelos mit Süßwasser zu verproviantieren. Unterdessen war Racovitza auf der Insel Cavelier de Cuverville an Land, wohin ihn zahllose Pinguinenfamilien riefen. Ich selbst begab mich ebenfalls einige Augenblicke auf die Insel, um daselbst, leider ohne Erfolg, Beobachtungen mittelst des künstlichen Horizonts zu versuchen. Um 6 Uhr abends erfahren wir bei unserer Rückkehr an Bord, daß unser Albatros[1]), den wir vier Tage zuvor gefangen hatten, davongeflogen sei. Racovitza ist enttäuscht und erstaunt darüber, denn der Albatros (Dominikanermöve) besitzt eine solche Flügelweite, daß er auf dem Verdeck eines Schiffes die Flügel nicht ausspannen kann und so notwendigerweise zum Gefangenen wird. Zweifellos ist es dem unsrigen gelungen, sich auf die Reling zu schwingen, von wo aus er dann seinen Anflug nehmen konnte.

Als wir am 4. Februar um die Lemaireinsel herum fuhren, bemerken wir einen scheinbaren Kanal, der die Brydeinsel von Dancoland trennt.

Am gleichen Tage konnten wir auch das Vorhandensein einer breiten, nach Südwesten gerichteten Durchfahrt im Schiffsjournal verzeichnen. Gleichzeitig nehmen wir die



Lecointe phot. Die Felswände der Insel de Cavelier de Cuverville.

Ost- und Westküste der Wienckeinsel auf, wobei wir isolierte Felsen und zahlreiche Inselchen zu verzeichnen haben. Wohlzufrieden mit dieser neuen Ausbeute kehren wir abends nach der Bulsbai zurück, um die Rückkunft der Forscher abzuwarten.

Ich war etwas beunruhigt, als ich bei der Ankunft am Kap d'Ursel keinerlei Signal auf den Höhen bemerkte. Sollte unsern Freunden ein Mißgeschick zugestoßen sein? Oder sollte ihnen etwa eine unüberschreitbare Gletscherspalte den Rückzug versperren?

Da die Nacht hereinbrach, so suchten wir wieder die offene See auf, wo ein ebenso eigenartiges wie unerwartetes Schauspiel uns aus unseren Besorgnissen riß. Plötzlich sah ich nämlich, wie ein großes Ungeheuer aus dem Wasser emporsprang und unter heftigem Klatschen wieder niederfiel, ungeheuere Wellen aufwühlend; dann wiederholte es den Sprung von neuem. Ich rief schnell unseren Zoologen herbei, und Herr

[1]) Ein großer Vogel mit weißem Körper, braunen Flügeln, gelbem Schnabel und gelben Füßen.

Walfisch hatte die Freundlichkeit sein Gaukelspiel zu wiederholen. Racovitza und ich waren ganz bezaubert von seinen lustigen Sprüngen.

Der 5. und 6. Februar vergingen, ohne daß wir auf den Solvaybergen das verabredete Signal zu sehen bekamen.

Endlich erblickten wir am 6. Februar abends 5 Uhr durch das Fernrohr die auf einem Nunatak [1]) aufgepflanzte Flagge.

Dann fuhren wir sofort nach dem Kap d'Ursel, und bald darauf stiegen unsere Kameraden Bord, alle bei guter Gesundheit, aber, wie es schien, etwas niedergeschlagen.

Sie taten dem Abendessen wenig Ehre an und beeilten sich, vor Kälte erstarrt, ihre Betten aufzusuchen!

---

[1]) Nunatak heißt man die aus dem Gletscher hervorragenden Bergspitzen.

Siebzehntes Kapitel.

Besteigung der Solvayberge.

Erst einige Tage später, nachdem sie sich von ihren Strapazen wieder erholt hatten, erzählten uns die Teilnehmer an der versuchten Besteigung der Solvayberge scherzend ihre Odyssee.

Gleich nachdem wir sie verlassen, hatten sie das Zelt aufgeschlagen und ein reichliches Mahl zubereitet: Erbssuppe, Alpenbiskuits, Konserven und sogar eine Tasse Chokolade. Die Nacht brachte ihnen erquickende Ruhe; sie waren in ihren Schlafsäcken aus Renntierfell gut aufgehoben.

Tags darauf, am 31. Januar, brachen sie nach dem Frühstück ihr Lager ab und marschierten weiter; aber vom Nebel aufgehalten, mußten sie das Zelt wieder aufstecken. Wie sollten sie sich die Zeit besser vertreiben als durch ein kleines Essen!...

Nachmittags versuchten sie den Marsch wieder fortzusetzen, wurden aber bald durch eine unüberschreitbare Spalte aufgehalten. Um sich von diesen Widerwärtigkeiten zu erholen, mußten unsere Freunde erst ein paar gute Bissen zu sich nehmen! Dann kam die Nacht: man mußte zu Abend essen und sich nachher schlafen legen! Ein richtiges Schlemmerleben! –

Am 1. Februar schneite es, und der Wind wehte heftig. Trotzdem wurde ein neuer Versuch gemacht, den zweiten Rücken der Solvayberge zu erreichen.

Plötzlich verschwand Danco, der mit de Gerlache an demselben Schlitten angespannt war, unter dem Schnee. Der Kommandant wollte sich eben anstemmen, um nicht mit in den Abgrund gezogen zu werden, als er bemerkte, daß das Seil, welches Danco einen Augenblick vorher noch straffgehalten hatte, losließ.

Vorsichtig näherten sich alle dem offenen Loche, in welchem Freund Danco verschwunden war. Sie sahen ihn, wie er, dank seiner langen Schneeschuhe, zwischen den Wänden einer zum Glück nicht breiten, aber sehr tiefen Gletscherspalte hing. Die Rettung vollzog sich rasch, und Danco wurde noch voller Schreck von seinem Sturze auf festen Schnee gebracht. Um ihn wieder etwas zu Kräften kommen zu lassen und zur Feier seiner Rettung, war ein freudiges Mal unbedingt angebracht!...

Am 2., 3. und 4. Februar blieb das Wetter neblig; mit Mühe konnten de Gerlache und Danco, hoch oben auf einem Nunatak sitzend, mit dem Theodolit ein paar Winkel messen.

Am 5. Februar erhob sich eine Brise aus Ostnordost und zerfetzte das Zelt. Unsere Freunde mußten es reparieren; aber da der Stoff zum Stopfen eines Loches irgendwo hergenommen werden muß, so verlor das Zelt an Umfang, und das gerade in dem Augenblick, wo das Tauwetter und der hierauf eintretende Regen es umso unentbehrlicher machten. Bis auf die Haut durchnäßt im Schnee watend, dachten nun unsere armen Freunde ein letztes Mal daran, einen Blick auf die Vorräte zu werfen! Aber ach! der Appetit fehlte! .. Endlich ließ, nach einer jämmerlich verbrachten Nacht, der Kommandant am Morgen des 6. Februar die belgische Flagge aufpflanzen, zum Zeichen, daß die „Belgica“ zurückkehren solle. Am gleichen Tage ließ das Schiff um 5 Uhr abends seine Dampfpfeife hören und nahm die Forscher wieder an Bord.

Trotz der vielen Unannehmlichkeiten und der ungünstigen Umstände war, wie ich beifügen will, die Besteigung der Solvayberge keineswegs resultatlos, denn

1. gaben uns die mit dem Theodolit gemachten Beobachtungen eine Kontrolle beim Entwerfen der Karte;

2. brachte Arctowski wichtige Gesteinsproben mit;

3. endlich erwarben sich unsere Ausflügler dabei eine gewisse Erfahrung im Kampieren, die ihnen später von Nutzen sein konnte. Ich bemerke noch, daß dieses Lagern auf den Solvaybergen den ersten Versuch darstellt, im antarktischen Gebiete im Freien zu kampieren.

Achtzehntes Kapitel.

Letzte Arbeiten in der de Gerlachestraße.

Am 6. Februar, gegen 8 Uhr abends, nach der Rückkehr der kleinen Expeditionsgruppe an Bord, traf es sich glücklich, daß wir in der Ferne die Two Hummockinsel und nachher auch das Kap Murray in Sicht bekamen. Damit war die Verbindung zwischen unseren verschiedenen Stationen hergestellt, wir konnten Kap Murray gewinnen und dicht an der Ostküste der Wasserstraße weiterfahren.

Am 7. Februar dampfen wir durch die Charlottebucht, umfahren das Kap Reclus und treten in den La Platakanal ein, die Nansen-, Brocklyn-, Wyck- und Pelseneerinseln auf der Steuerbordseite liegen lassend.

Gegen 4 Uhr nachmittags gehen de Gerlache, Cook und Arctowski am Fuße der Sophiefelsen an Land, und wir legen für die Nacht westlich der Emmainsel bei.

Am 8. Februar umfahren wir das Kap Anna, und da wir die Ostküste bis zur Brydeinsel mit hinreichender Genauigkeit aufgenommen zu haben glauben, fahren wir jetzt der Antwerpeninsel entlang, wo wir gegen Mittag beim Kap Hippolyt am Fuße der Osterrietbberge an Land gehen. In diesem Augenblicke hat die Sonne ein Flammenmeer über diese Berge ausgegossen; die ganze Bergkette erstrahlt in tausendfältigem Lichte. Im Innern der Insel erinnern einzelne schneebedeckte Dome an die Berggipfel der Alpen. Längs der Küste fallen die purpurfarbigen Gebirge in Granitsteilwänden ins Meer ab, an deren Fuß Lawinen einen zwar nicht sehr umfangreichen, aber über die ganze Länge der Insel sich hinziehenden Gletscher aufgeschüttet haben.

Abends machen wir im Neumayerkanal am Fuße des Mont William Halt.

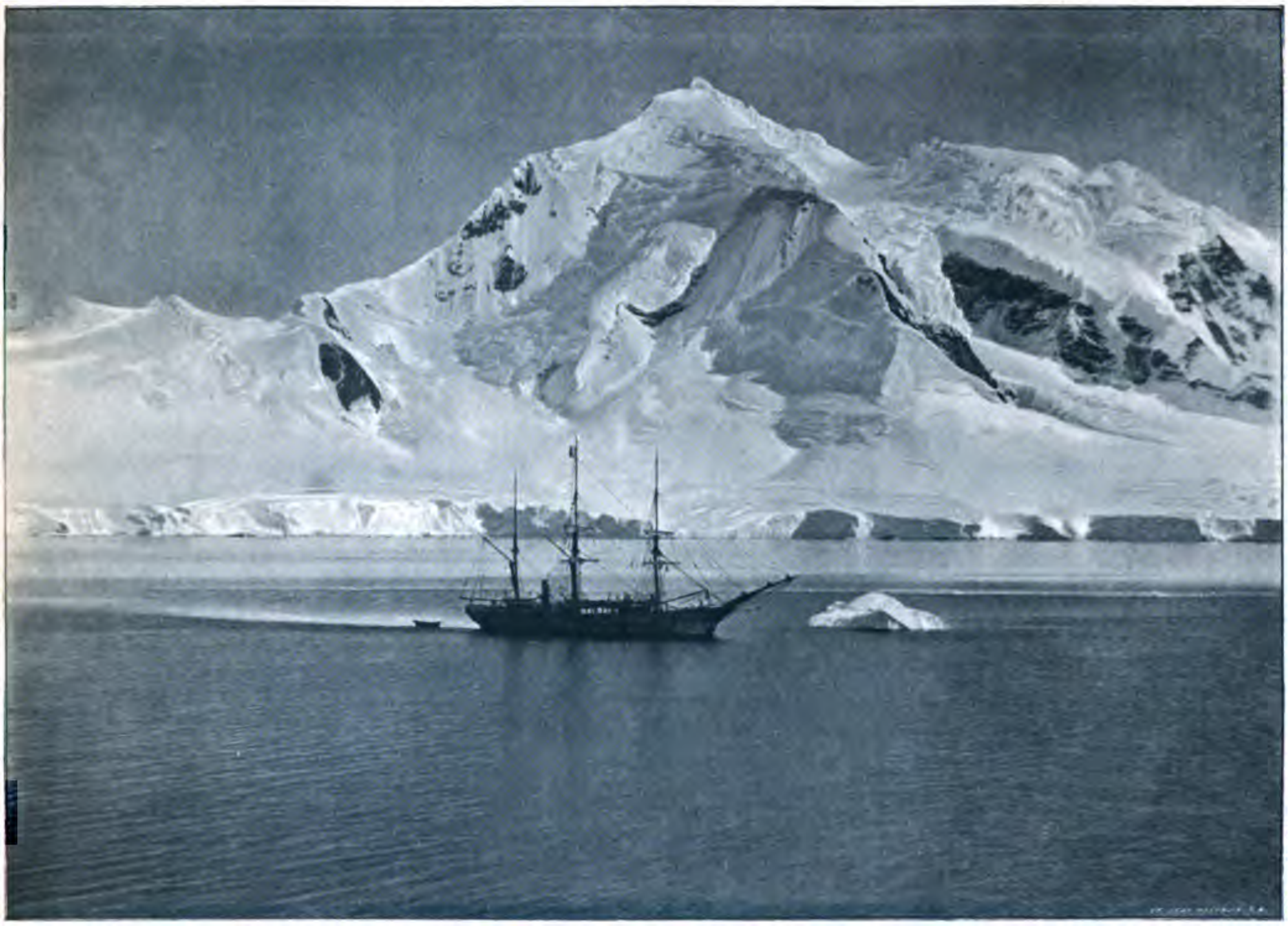
Der 9. Februar war ein prächtiger Tag. Er ermöglichte es uns, eine lange Strecke mit großem Nutzen zu durchfahren: morgens bestimmten wir die Lage der fünfzehnten Landung, und gegen Mittag stellten wir die Koordinaten einer Insel von der Wauvermansgruppe fest. Nach dem Mittagessen fuhren wir der Ostküste der Wienckeinsel entlang; dann kehrte die „Belgica", während Danco, Racovitza, Arctowski und Cook auf der Bobinsel an Land gingen, nach der Lemaireinsel zurück.

Obwohl unsere Aufmerksamkeit besonders auf die Brydeinsel gerichtet war, so ließen wir trotzdem bei dem herrschenden Nebel die zwischen dieser Insel und Dancoland

bestehende Durchfahrt zum zweitenmal unbemerkt liegen; wir glaubten damals, es bestehe dort nur eine einfache Bucht.

Abends holten wir an der Bobinsel das wissenschaftliche Personal wieder ab, das wir bei den Arbeiten, die uns tagsüber beschäftigten, etwas vergessen hatten. Unsere armen Freunde waren vor Hunger fast gestorben. In Erinnerung an dieses wenig angenehme Erlebnis legten sie denn auch noch lange nachher der Bobinsel den Namen Hungerinsel bei.

Für die Nacht hatten wir bei Kap Peter Willems eine Unterkunft gesucht, die

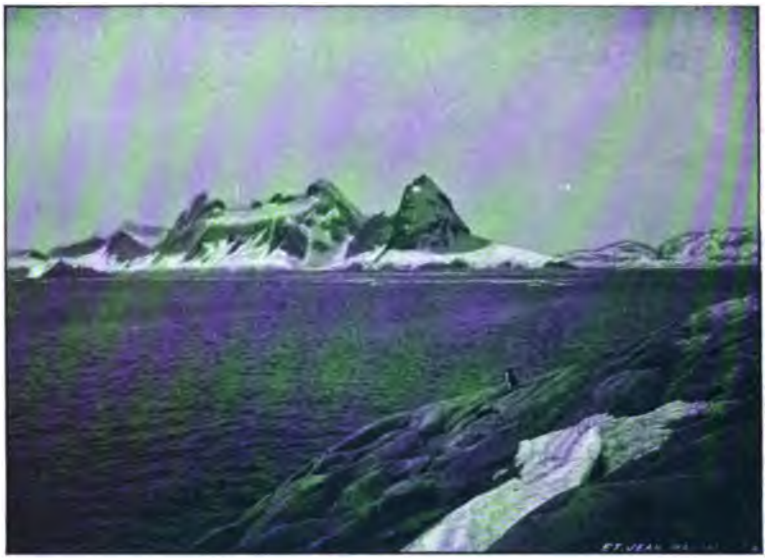


Dr. Cook phot. Der Mont William und die Umgebung des Kap Albert Lancaster.

Strömung trieb uns indes bei dem Nebel in die Nähe der Bankinsel. Es setzte uns in nicht geringes Erstaunen, als wir am 10. Februar beim ersten Durchblick der Sonne einen Kanal erblickten, der nach 15° Nordost sich erstreckte. Wir fuhren hinein und erkannten erst in der Nähe des Kaps Van Beneden, daß dieser Kanal derselbe ist, der die Brydeinsel von Dancoland trennt, und in dessen Eingang wir uns vorher schon zweimal befunden hatten.

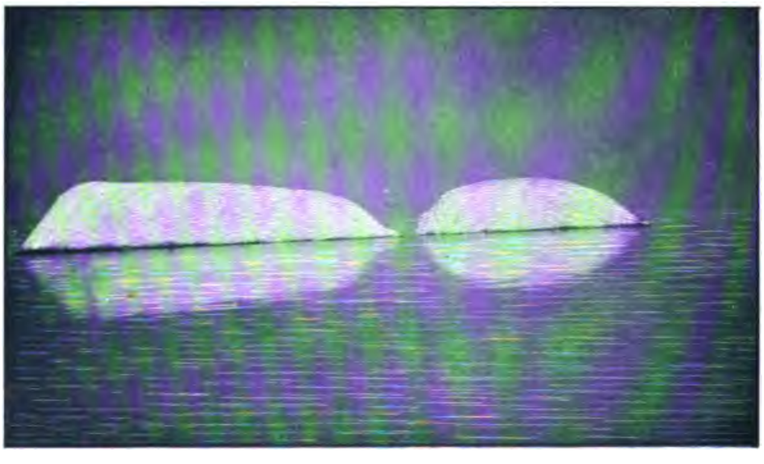
Dann kehren wir zum Kap Peter Willems zurück und durchfahren die Flandernbucht, wo wir am 11. Februar auf einer der Moureauxinseln an Land gehen. Nachdem wir hierauf das Kap Rabir umfahren und die Guyouinseln gesichtet

hatten, fuhren wir Dancoland entlang weiter, als plötzlich unsere Blicke von der blauen Färbung angezogen wurden, welche eine Einbuchtung der Küste zeigte. Neugierig wenden wir nach dieser Seite und dringen in eine azurblaue Bucht ein. Ein wahrhaft entzückendes



Dr. Cook phot. Sierra Du Fief und eine der Wauvermansinseln.

Schauspiel, das sich uns hier bietet! Die Eismassen, das Meer, das Schiff, die Masten und Segel, alles ist blau, von jenem matten, blassen Blau, das nur in den Polarregionen existiert. Wir verspäteten uns, in träumerische Gedanken versunken, in diesem Azurblau ....; dann manövrieren wir geschickt, um in die offene See hinauszukommen, denn wir sind von Eisbergen umringt. Jedoch noch nicht geschickt genug, denn ein unheimliches



Dr. Cook phot. Die Moureauxinseln.

Krachen verkündet uns, daß die „Belgica" soeben geradewegs an einen solchen angefahren ist. Zum Glück ist das Übel nicht groß: das Galion ist bloß zerbrochen; das Bugspriet geht wunderbarerweise unversehrt aus diesem Zusammenstoß hervor.

Wir verbringen die Nacht in der Nähe des Kap Renard, das wir am 12. Februar morgens allmählich aus dem Nebel herauskommen sehen. Dieses Kap bezeichnet genau den Südwesteingang der de Gerlachestraße. Es stellt eine lange schmale Granitsteilwand



Dr. Cook phot. Das Kap Renard.

dar, auf deren Meeresseite eine zackige Felsnadel hoch in die Luft ragt wie der Turm einer Kathedrale. In der Nähe dieses Kaps vollzieht sich unsere zwanzigste Landung. Wir bestimmen dort die geographischen Koordinaten des Eingangs in die Meeresstraße, und nachdem wir dann den Lemairekanal durchfahren haben, warten wir in Sicht von Cap Trooz den folgenden Tag ab.

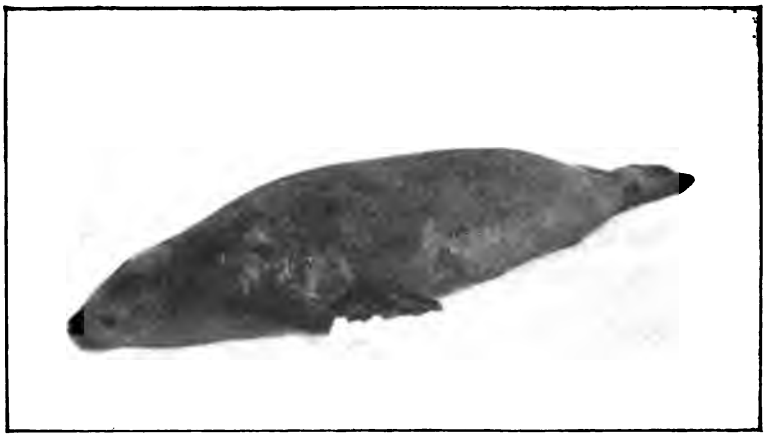
Neunzehntes Kapitel.

Einige Einzelheiten über die de Gerlachestraße.

Die von der „Belgica“ zurückgelegte Route zeigt, mit welcher Sorgfalt wir das Gebiet durchstöbert haben. Die Durchfahrt der Straße dauerte zwanzig Tage, während welcher wir alles auf das gewissenhafteste aufgezeichnet haben, was die späteren Seefahrer in diesen Strichen interessieren könnte.

Aus den Sammlungen Racovitzas, des Naturforschers der Expedition, dem ich für die zahlreichen zoologischen und botanischen Belehrungen zu Dank verpflichtet bin, erwähne ich einen Zweiflügler (Belgica antarctica, n. g. n. sp.), drei Schneefloharten (Achorictoides antarcticus n. g. n. sp., Cryptopygus antarcticus n. g. n. sp., und Isotonca sexoculata n. sp.) und fünf neue Milben. Es sind dies die ersten Landtiere, die in der Antarktis entdeckt wurden.

An mikroskopischen Tieren fanden wir Infusorien, Rotiferen, Nematoden und Tardigraden, die im Schmelzwasser des Schnees leben. Da die Felswände ständig durch das Eis abgerieben werden, so können die Ufertiere dort keine Zuflucht finden. Aus demselben Grunde sind auch die Algen in dieser Gegend selten. Man findet hier an geschützten Stellen nur ganz kleine Algen, auf denen seltene Arten von Seetieren leben. Mitunter sind die steilen Felswände, an denen der Schnee nicht hängen bleiben kann, mit Flechten bedeckt, deren sich 55 Arten ergaben, und an den feuchten Stellen wachsen verschiedene Moose, die sich in 27 meist neue Arten unterscheiden. An manchen geschützten Stellen findet man Büschel einer Grasart (Itira antarctica), die einzige blütentragende Pflanze, die in diesen Gegenden vorkommt.



Dr. Cook phot. Junge Krabbenfresserrobbe.

Die Robben, die wir in der Straße angetroffen haben, gehören zwei ver-

schiedenen Gruppen an: die krabbenfressende Robbe (Lobodon carcinophaga) von gleichförmig grünlicher Färbung und die eisenfarbige, gelbgefleckte Weddellrobbe (Leptonychotes Wedelli). Dann kommen die Waltiere: der Jubart (Megaptera boops) und der Rorqual (Balaenoptera Sibbaldi), die bis zu zwanzig Meter lang sind. Sie stehen nicht sehr hoch im Preise: fünf- bis sechstausend Mark, während für den gemeinen Walfisch über fünfzigtausend Mark erlöst werden kann.



Racovitza phot. Weddell-Robbe.

Dieser Preisunterschied kommt daher, weil die außerordentlich stark entwickelten Barten des Walfisches zu verschiedenen Artikeln der Damentoilette verwandt und sehr teuer verkauft werden. Wir haben den gemeinen Walfisch im Verlauf unserer Reise niemals angetroffen.

Der Jubart ist mit einer kleinen Rückenflosse und langen Vorderflossen versehen, der Rorqual dagegen besitzt eine lange Rückenflosse und kurze Vorderflossen. Schließlich sei daran erinnert, daß wir in der Straße einen Butzkopf bemerkt haben, der ein schlimmer Feind des Walfisches ist, an dessen Unterkiefer er sich anhängt. Kommen wir zu den Vögeln.

Zahlreiche Kormorane nisten in der Straße. An Seemöven findet sich die braune Seemöve (Megalestris antarctica) und die Dominikanermöve (Larus dominicanus), ein großer Vogel mit weißem Körper, braunen Flügeln, gelbem Schnabel und gelben Füßen.



Dr. Cook phot. Weißer Sturmvogel.

An Sturmvögeln sahen wir die Kaptaube (Daption capensis), den schneeweißen Sturmvogel (Pagodroma nivea) und den Riesensturmvogel (Ossifraga gigantea), der sich über die Kadaver hermacht.

Endlich sei noch der Scheidenschnabel (Chionis alba) erwähnt, der einzige Vogel dieser Gegend, der keine Schwimmhäute besitzt. Wir haben ihn nur auf der Augustinsel bemerkt, wo er sein Nest in den Felsspalten verborgen hält.

Von allen Vögeln, die in der Straße vorkommen, sind die Pinguine sicherlich die interessantesten.

Aufrecht und unbeholfen auf ihren kurzen Füßen stehend, sehen sie aus wie kleine Biedermänner in Überziehern mit Kapuze. Watschelnd trippeln sie dahin, unter wunderlichen Verdrehungen des Kopfes umblickend und ihre kleinen Flügel hin und her bewegend, die wie Armstummel aussehen und für sie Flossen darstellen, deren sie sich vortrefflich zu bedienen verstehen.

Zwei Pinguinarten bewohnen die de Gerlachestraße: der antarktische Pinguin (Pygoscelis antarctica) und der Eselspinguin (Pygoscelis papua). Bei beiden Arten sind Hals und Bauch weiß, während Kopf und Rücken das schönste Schwarz aufweisen. Die

zweite unterscheidet sich von der ersten bloß durch einen roten statt schwarzen Schnabel und einen weißen Federschopf, den der Vogel graziös auf dem Kopfe trägt; aber die Lebensweise beider Arten ist wesentlich verschieden. Die Eselspinguine leben gleichgültig beisammen, ihre Kinder nach Spartanerart erziehend.

Die Jungen werden alle an demselben Ort zusammengebracht, einer Art Nursery, wo sie von einer gewissen Anzahl alter Pinguine überwacht werden. Will eines der Jungen sich Freiheiten herausnehmen, so wird es von dem Wächter mit Schnabelhieben zurechtgewiesen. Nach Ablauf einer gewissen Zeit stößt einer der Wächter einen Schrei aus, der von einem andern erwidert wird, und neue Schildwachen kommen ordentlich brummend herbei, um an die Stelle der ersten zu treten, während die abgelösten ein Freudengeschrei erheben und sich frohlockend ins Meer stürzen.

Dieser Eselspinguin, dessen Leben wie das gewisser Beamter in steter Einförmigkeit verläuft, gibt sich nicht die Mühe sich zu verteidigen, wenn man ihm nahe kommt. Er blickt einen stumpfsinnig an, voll Schrecken seine beiden kleinen Flügel fest anziehend.



Arctowski phot. Riesensturmvogel an einer toten Robbe.

Die antarktischen Pinguine dagegen sind voller Geist! Sicherlich sind sie nicht immer verträglich und liegen mitunter hartnäckig im Streit miteinander, aber welche Energie, welche Lebhaftigkeit, welch intelligente Miene sie an den Tag legen! . . . . . Ihrem Mut kommt ihre Mutterliebe gleich; tapfer verteidigen sie den Zugang zu ihren Nestern: den Schnabel drohend vorstreckend setzen sie sich mit gesträubtem Gefieder zur Wehr und lassen sich ritterlich eher totschlagen, als daß sie ihre Jungen preisgeben.

Wir haben zwanzig Landungen in der Straße ausgeführt, und mehrere vollzogen sich unter Schwierigkeiten. Tatsächlich mußten, abgesehen von den zerbrechlichen Instrumenten, die den Raum in dem kleinen Boote versperrten, sieben Personen darin Platz finden: Racovitza, Arctowski, Cook, Danco, Dobrowolski und ich, außerdem noch ein Matrose zur Bewachung des Bootes während unserer Arbeit. Einige von uns mußten sich daher an die Ruder setzen, eine Arbeit, die die Hände ermüdete und sie für die Handhabung der Präzisionsinstrumente untauglich machte. Mehrere Landungen nacheinander auszuführen und dazu Leute von der Mannschaft zur Hilfe heranzuziehen, daran war gar nicht zu denken: wir hätten auf diese Weise beträchtlich viel Zeit verloren, während wir doch rasch ans Werk gehen mußten, und unser wenig zahlreiches Personal nur gerade für den Dienst an Bord

ausreichend war. Die Schwierigkeiten vermehrten sich noch, wenn die Landungsstelle erst noch ausfindig gemacht werden mußte.

Die Küste fällt in der Antarktis fast immer steil ab. Entweder befanden wir uns am Fuße umfangreicher Gletscher, deren senkrechte Wände die Masten des Schiffes noch überragten, wie beim Kap Lancaster, oder die kahlen Felsen standen aufrecht in die Höhe, wie z. B. die Sophiefelsen. Manchmal erschien das Land leicht zugänglich, aber sobald wir näher kamen, stellte es sich heraus, daß es von Riffen umgeben war, an denen unser Boot zu scheitern Gefahr lief; das war z. B. bei der Luiseninsel der Fall. Ein anderes Mal wieder bildete die Felsküste eine fortlaufende Reihe nicht gerade hoher Dome, deren durch die Reibung mit den Eismassen polierte Wände aber so glatt waren, daß man sich nur mit großer Vorsicht hinanwagen durfte. Die Wauwermansinseln zeigten diese Be-



Racovitza phot. Eselspinguinendorf.

schaffenheit. Dazu kommt noch, daß gewisse Stellen, an die man bei ruhigem Wetter leicht herankommen konnte, unzugänglich wurden, sobald die See hoch ging.

So befindet sich am Fuße des Mont Allo und des Mont Pierre in der Nähe von Kap Neyt eine kleine Bucht, in deren Hintergrund sich ein flaches Ufer ausdehnt. Da die See ruhig war, so vollzog sich die Landung an dieser Stelle ohne Schwierigkeit; bei der Rückkehr an Bord aber kamen wir in ernste Gefahr: die See hatte sich erhoben und drohte, das Boot mit den Wellen fortzureißen.

An der Augustinsel machte sich der Seegang noch heftiger bemerklich. Bei anderen Inseln, wie bei den Guyou- und den Moureauxinseln, war der schneefreie Raum so klein, daß die Instrumente staffelförmig am Rand des Wassers aneinander gestellt werden mußten.

Zum Glück waren nicht alle Punkte der Küsten so ungünstig, aber man mußte sie allmählich erst entdecken. Am Kap Van Beneden z. B. kann ein Boot zu jeder Zeit anlegen. Am leichtesten landeten wir auf der Insel de Cavelier de Cuverville. Sobald man an den Felsteilwänden vorüber war, flachte sich die Küste ab und bildete einen richtigen Kai. Eine andere Eigentümlichkeit der de Gerlachestraße ist die Schnelligkeit, mit der



Racovitza phot. Dorf von antarktischen Pinguinen.

die Brandung ohne ersichtlichen Grund hochkommt. Wir hatten ein erstaunliches Beispiel davon in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar: gegen 8 Uhr abends war die Luft ruhig, als plötzlich eine gewaltige Brandung sich erhob. Die Brise machte sich erst fünfzig Minuten später bemerklich, und obwohl sie nicht lange anhielt, blieb die Brandung dennoch gleich stark. Diese Erscheinung ist um so sonderbarer, als wir uns an einer verhältnismäßig engen Stelle der Straße befanden, und es erscheint fast unerklärlich, daß eine so gewaltige Brandung sich zwischen zwei wenig voneinander entfernten und mit den Rücken der Wogen parallel laufenden Küsten erheben kann.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Eis.

Sagen wir nun ein Wort über Gestalt und Aussehen, unter denen uns das Eis entgegentritt.

Die Länder der Polarregionen sind im allgemeinen fast in ihrer ganzen Ausdehnung mit einer dicken Eisschicht bedeckt, die ein ungeheures Ausdehnungsvermögen besitzt. Diese Eisschicht wirft am Himmel einen gelblichen Widerschein, der auf große Entfernungen sichtbar ist und **Landblink** heißt.

Je mehr man sich von der Küste entfernt, um in das Innere der Länder einzudringen, desto mehr verschwinden die Unebenheiten des Bodens; die Täler werden mit Schnee ausgefüllt, der hart wird und sich verfestigt, um das ewige Eis zu bilden, das allmählich den ganzen Boden bedeckt. Diese Eisdecke nennt man **Inlandeis**.

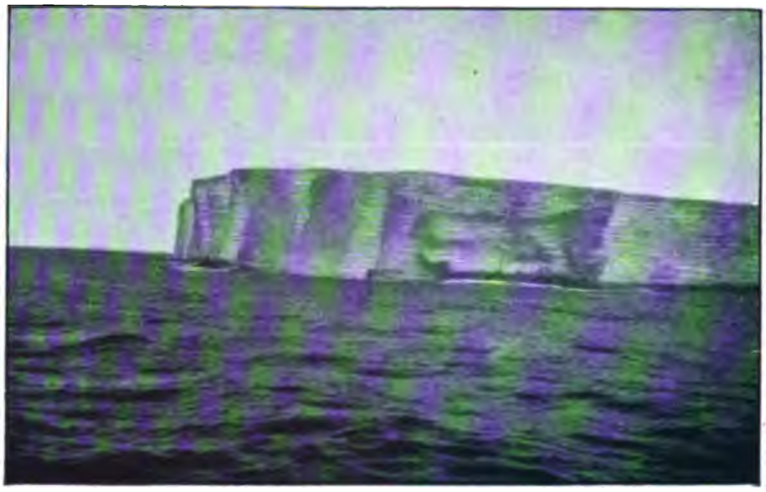
Auf dem Inlandeis häufen sich die Eismassen immer mehr an, üben einen ständigen Druck nach den Küsten zu aus und ergießen sich schließlich wie wirkliche Flüsse, die **Gletscher** heißen, ins Meer.

Da der Druck im Innern des Landes ständig zunimmt, so werden Eisblöcke in das Meer hinabgeschoben, von der Strömung fortgerissen und schwimmen als **Eisberge** weiter. Der Eisberg wird also von Landeis gebildet und besteht ausschließlich aus Süßwasser. Dieses Eis ist schön blau und äußerst hart. Bei Eisbergen von frischer Bildung kann man an manchen Seitenflächen horizontale Linien erkennen, welche



Dr. Cook phot. Gletscher von Dancoland.

die Streifen der verschiedenen Schneelagen zeigen. Da der Gletscher, welcher den Eisberg hervorbringt, eine ebene Oberfläche besitzt, so hat der Eisberg mit antarktischem Typus tafelförmige Gestalt und trägt den Namen **Tafeleisberg.**

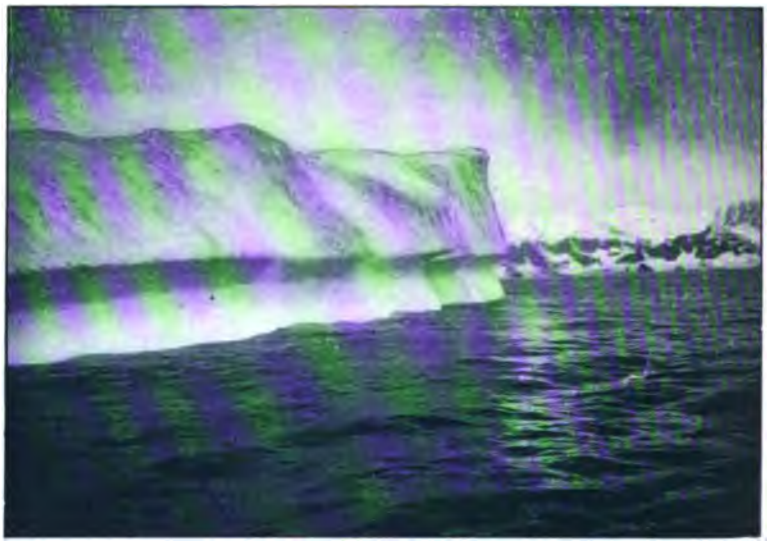


Dr. Cook phot. Tafeleisberg.

Die Eisberge können sich indes auch an den Seiten steiler Felsen loslösen und infolgedessen gleich bei ihrem Entstehen (Kalbung) sehr verschiedene Gestalten annehmen. Betrachten wir nun den schwimmenden Eisberg etwas näher.

Da wird er vom Meere bespült, hin und her getrieben, auf und ab geworfen und ins Schwanken gebracht: das Eis rundet sich infolge dieser Erschütterungen ab, glättet sich oder wird ausgehöhlt bis zu der vom Meerwasser erreichbaren Höhe hinauf.

Mitunter bilden sich auch Spalten, in welche die Wogen hineinstürzen und Grotten und geheimnisvolle Höhlen entstehen lassen. Die auf solche Weise zugerichteten Eisberge bieten einen prächtigen Anblick dar. Der Fuß unter dem Wasser erscheint aquamarin; die von der Sonne beleuchteten Wände zeigen das funkelnde Weiß des Kristalls, die ihr gegenüberliegenden spiegeln das Blau des Himmels wieder, während im Innern der Grotte ein dunkles, unergründliches Blau herrscht.



Dr. Cook phot. Eisberg mit Hohlkehle.

Setzt dann das Wasser seine aushöhlende Tätigkeit fort, so entsteht ein durchgehender bogen- oder tunnelförmiger Gang. Die Höhe der Eisberge über der Wasserlinie erreicht bis zu 60 Meter. Nimmt man an, daß ein solcher schwimmender Block prismatische Gestalt hat, so kann man aus dem Unterschied zwischen der Dichtigkeit des Meerwassers und der des Landeises den Schluß ziehen, daß ein 60 Meter aus dem Wasser emporragender Eisberg eine Gesamthöhe von ungefähr 660 Meter besitzt. Allein die Eisberge haben im allgemeinen keine prismatische Gestalt; ihre Basis

ist mitunter sehr ausgedehnt. Leider ist es nicht möglich, das Maximum der Dicke des Teiles unter Wasser, zu messen; denn wenn man auch etwa eine Leine unter den Eisberg hinunterlassen kann, so läßt sich daraus noch keinerlei Schluß ziehen, weil man die von der Leine dabei beschriebene Kurve nicht kennt.



Dr. Cook phot. Eisberg mit Grotte

Bei der gewaltigen Größe des in das Wasser eintauchenden Teiles eines Eisberges ist es leicht begreiflich, daß eine Tiefenströmung, die auf diese ungeheuere Basis einwirkt, den Eisberg in einer dem Wind entgegengesetzten Richtung mitfortreißen kann, da der letztere nur auf den Teil über Wasser wirkt.



Dr. Cook phot. Arkadenförmiger Eisberg.

Ebenso kann es vorkommen, daß ein Eisberg einer Oberflächenströmung Widerstand leistet und die Rolle eines Dammes spielt.

Sobald der Eisberg in beträchtliche Entfernung von dem Gletscher gelangt ist, an dem er seinen Ursprung genommen hat, erleidet er durch die Zusammenstöße mit anderen

Eisbergen noch bedeutende Umformungen. Gelangt er dann schließlich in weniger kalte Gewässer, so tritt eine Verschiebung des Gleichgewichts ein: er kentert, löst sich auf und geht in Trümmer, die im Ozean allmählich schmelzen. Da manche Eisberge drei bis vier Kilometer in der Länge und in der Breite messen bei einer Dicke von mehreren hundert Metern, so kann man sich vorstellen, welche Gefahr für ein Schiff ein Zusammenstoß mit einer so ungeheueren Masse[1]) darstellt, deren Bewegungsgeschwindigkeit mehrere Knoten erreichen kann. Die größten Kreuzer würden zusammenbrechen wie ein Strohhalm!

Ich muß hier ausdrücklich bemerken, daß unsere Fahrt in der de Gerlachestraße unter besonders günstigen Umständen verlief, denn trotz des Vorhandenseins einer großen Anzahl von Eisbergen konnten wir frei darin herumfahren, in einer Jahreszeit, wo Weddell die ganze Region vom Eise versperrt vorfand.



Dr. Cook phot. Wienckeinsel. – Bobinsel.

So viel über das Landeis; nun noch ein Wort über das **Meereis** und die **Eisbank** im allgemeinen. Die **losen** Eismassen bringen am Himmel ebenfalls Reflexwirkungen von mattem, **weißem** Licht hervor, **Eisblink** genannt.

Befindet sich in der Eisbank eine freie Wasserfläche, so nimmt der Himmel darüber eine stark dunkelblaue Färbung an, die man als **Wasserhimmel** (Watersky) bezeichnet. Das Aussehen des Wasserhimmels kann indes ernstliche Irrtümer veranlassen: mitunter nimmt er einen beträchtlichen Umfang an und scheint dadurch eine große freie Wasserfläche anzuzeigen, wo in Wirklichkeit nur ein kleiner See vorhanden ist; ein anderes Mal können wieder graublaue Wolken, die dem Wasserhimmel ähnlich sehen, zum Glauben an

[1]) Ein großer Eisberg kann 4000 × 4000 × 400 = 6 400 000 000 cbm haben.

das Vorhandensein von offenem Wasser verleiten an Stellen, wo in Wirklichkeit nur Eis sich befindet.

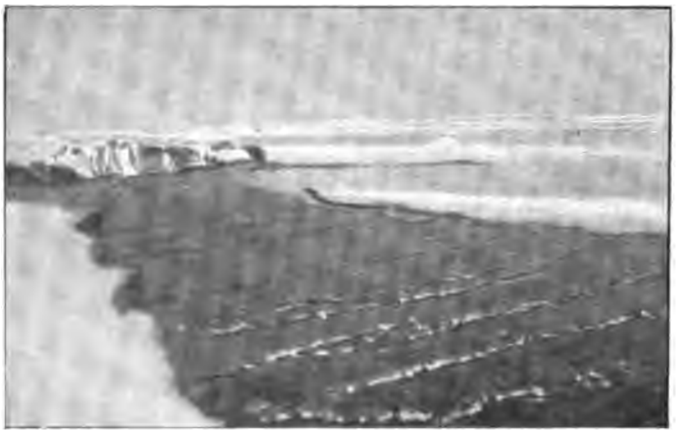
Je mehr man sich der Eisbank nähert, desto ausgeprägter und umfangreicher wird der Eisblink. Man bemerkt dann ganz kleine, lockere oder lange Bänder bildende Eisschollen, die das Treibeis bilden.



Dr. Cook phot. Pressungen. – Hummocks.

Dringt man weiter nach Süden vor, so sieht man, wie die Schollen immer größer werden; sie erreichen dann eine Länge von 20 bis 30 Meter und erhalten die Bezeichnung Slarden.

Weiter südwärts werden die Slarden noch umfangreicher und besitzen eine Länge von 70 bis 80 Meter. Sie bilden dann Eisfelder, die mit den Eisbergen und Eisbergtrümmern zusammen den Namen Eisbank führen.



Dr. Cook phot. Mit Jungeis überzogener Wasserlauf und Raffolbildung.

Vielfache Ursachen setzen die Eisbank ständig in Bewegung. Dauern diese Bewegungen länger an, so schließen sich die Eismassen zusammen, und es entstehen Pressungen. Tritt dagegen wieder Ruhe ein, so treiben die Eismassen nach dem offenen Meere zu; sie gehen auseinander, und es tritt eine Lockerung ein.

Während der Pressung kommen infolge des Beharrungsvermögens die ungeheuren Eisschollen erst dann zur Ruhe, wenn sie nach häufigen Zusammenstößen in Stücke gegangen

sind. Sie bilden dann wirkliche Eishügel, die man Hummocks nennt. Das Meerwasser gefriert bei ungefähr 2,5 Grad C unter Null; daraus folgt indes nicht, daß die Oberfläche des Meeres gefriert, sobald die Temperatur diese Ziffer erreicht oder sogar noch etwas tiefer sinkt; die wellenartigen Bewegungen dieser Oberfläche verzögern nämlich das Gefrieren. Wir machten namentlich an Seen von ziemlich beträchtlicher Ausdehnung die Wahrnehmung, daß ihre Oberfläche bei ruhigem Wetter und einer Temperatur von 15 Grad unter Null noch eisfrei war. Es handelt sich indes hier um eine Ausnahme, denn wenn die Eisbank nicht in Bewegung ist, erstarrt das Wasser der Seen und Waken und gefriert dann bei viel höheren Temperaturen als 15 Grad unter Null.



Wenn das Eis sich bildet, so ist das Aussehen des Meeres mitunter ganz sonderbar: Unter einem winzigen Kristallblättchen erscheint das Meerwasser ganz schwarz, während an einer Menge anderer Stellen Schneeblumen, Rassol genannt, das Eisfeld in einen entzückenden Blumengarten verwandeln.

Sobald eine leichte Wellenbewegung entsteht, zerbricht die noch wenig widerstandsfähige Eisschicht in kleine Stückchen, die sich gegenseitig nähern, aneinander stoßen und schon nach kurzer Dauer der Bewegung sich in mehr oder weniger regelmäßige Scheiben verwandeln. Sobald dann bei eintretender Ruhe sich eine Lockerung einstellt, gehen diese Scheiben wieder auseinander und schwimmen wie Seerosenblätter auf dem Wasser. Hat dagegen die Eisschicht genügend Zeit sich zu verfestigen, so verwandelt sich der Schnee, der fast den ganzen Winter über fällt, in Eis, häuft sich an und bildet die eben besprochenen Schollen und Felder.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Orkan in der Eisbank. — Blockiert.

Wir haben die „Belgica" am 12. Februar 1898 im Lemairekanal unweit des Kap de Trooz gelassen. Tags darauf suchten wir in den südlich von diesem Kap befindlichen Meeresteil einzudringen, um festzustellen, ob wir eine Bucht oder die Bismarckstraße vor uns haben. Die Dichtigkeit der Eisbank hinderte uns aber weiter vorzudringen, und wir wurden zur Umkehr gezwungen.

Von 4 bis 7 1/2 Uhr abends fuhren wir der Eiskante entlang, indem wir die zwei kleinen Crulsinseln, die einige dreißig Meter aus dem Wasser emporragen, auf Backbord liegen ließen. Kaum nehmen wir sie von der Südseite auf, als wir rings um uns das Vorhandensein zahlreicher Riffe konstatieren, deren Köpfe in den Furchen der Wellen sichtbar werden. Die See ist erregt, es weht ein frischer Wind, die Brandungen werden zahlreicher und verwehren uns die Fahrt nach Westen. Zum Glück verliert de Gerlache, der sich im Krähennest befindet, die Riffe nicht aus den Augen und kann den Kurs ziemlich sicher bestimmen [1]).

Gegen 9 Uhr abends kommen wir endlich aus dieser Sackgasse heraus, nachdem wir ganz nahe an einem sehr schlimmen Riff vorbeigefahren waren. Jede Gefahr scheint beseitigt, und es bleibt nur ein Mann bei dem wachhabenden Offizier, der Befehl hat, das Schiff in der Richtung der Strömung treiben zu lassen, ohne zu weit von zwei an einer Felsbank gestrandeten Eisbergen abzukommen [2]).

Nun verlor aber gegen 4 Uhr morgens der wachhabende Offizier infolge des Nebels die gestrandeten Eisberge aus den Augen. Sonderbarerweise trieb das Schiff

---

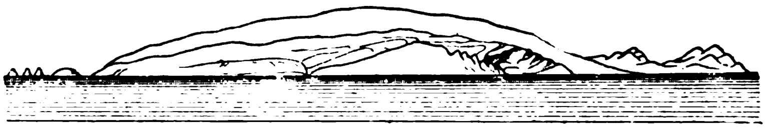
[1]) An Stellen, wo zahlreiche Riffe vorhanden sind, hält sich der wachhabende Offizier im Mastwerk auf. Er erkennt dann an der Färbung des Wassers die Stellen, wo sich Felsen befinden.

[2]) Das Vorhandensein großer Eisberge weist immer auf eine gewisse Tiefe des Meeres hin.

weiter, sich mitten durch die Riffe, die uns am Abend zuvor beunruhigt hatten, hindurchmanövrierend, ohne von einem einzigen gestreift zu werden.

Vom 13. bis 16. Februar befanden wir uns fast ständig im Nebel und fuhren längs der Eiskante, die wir auf Backbord hatten, dahin. Mitunter sichteten wir in der Ferne undeutlich ein Land, von dem uns die Eismassen trennten, während am Himmel ständig der Eisblink sich zeigte. Wir kreuzten auch oft Eisberge und durchfuhren lange von Südsüdost nach Nordnordwest gerichtete Bänder von feinem Treibeis.

Am 16. Februar bekommen wir Alexanderland in Sicht, das i. J. 1821 von Bellingshausen entdeckt wurde. Wir sind aber leider so weit davon weg, daß wir seine Entfernung nicht einmal schätzungsweise bestimmen können.



Ansicht von Alexanderland.

Vor Alexanderland befinden sich zahlreiche Eisberge, die nicht die charakteristische Tafelgestalt aufweisen; manche sind ganz phantastisch zugeschnitten, andere gleichen den gotischen Türmen unserer Kathedralen.

Die Dichtigkeit der Eisbank macht eine Annäherung an das Land unmöglich.



Dr. Cook phot. Die Belgica beim Eintritt in die Eisbank.

Die Eiskante erstreckt sich in der Richtung von Ost nach West und setzt sich aus kleineren Eisbergstücken und Meereis zusammen. Vom 16. bis 28. Februar suchten wir sie mit aller Kraft zu durchbrechen; aber kaum hat das Schiff einige Meilen südwärts zurückgelegt, so wird es durch die Pressungen wieder festgehalten.

Was tun? Nach dem Norden zurückkehren und den Winter zur Ergänzung unserer Mannschaft und Vorräte benützen? Das war der einzige Entschluß, den wir fassen konnten; allein der Gedanke, die Antarktis auch nur einen Tag zu früh zu verlassen, lastete allzu schwer auf einigen unter uns. Ein unvorhergesehener Umstand zeichnete uns plötzlich unseren Weg vor. Am 28. Februar brach ein Sturm los, der die ganze Eisbank in Bewegung setzte. Die Eisschollen, welche die tobende See emporhob, stießen tosend

aneinander. Es bildeten sich Spalten im Eise, die sich dann zu Strömen und Seen verbreiterten, auf denen das Schiff wie toll auf und nieder hüpfte. Dann näherten sich die Schollen von neuem. Sobald dann wieder eine Lockerung eintrat, schoß die „Belgica" rasch dahin, sich selbst den Weg bahnend. Mitunter erreichte sie unter der Einwirkung des Windes eine beträchtliche Geschwindigkeit, die dann am Rande der Seen plötzlich aufhörte.

Der Wind wehte aus Ostnordost; es wäre ein Leichtes gewesen aus der Eisbank herauszukommen.

Allein die Gelegenheit war einzig, und wir mußten das Auseinandergehen der Eismassen benützen, um südwärts zu kommen. De Gerlache kam zu mir auf die Kommandobrücke: unsere Unterhaltung war kurz; sie schloß mit einem kräftigen Handschlag, und in freudiger Erregung übermittelte ich dem Steuermann den Befehl, den Kurs nach Süden zu nehmen!

Wir verhehlten uns indes die Gefahren unseres waghalsigen Unternehmens keineswegs. Die schlimme Jahreszeit verurteilte uns zu einer Überwinterung, für die wir nur unvollkommen ausgerüstet waren. Wer würde, wenn wir zugrunde gehen sollten, das wertvolle Material, das wir schon gesammelt hatten, nach der Heimat bringen? Aber hatte nicht auch Ross, mancherlei Gefahren Trotz bietend, Victorialand aufgefunden, unter den Vulkanen Erebus und Terror gekreuzt und den Weg eröffnet, der zum magnetischen Südpol führt? Sollten wir das, was Ross mit Segelschiffen versucht, nicht mit einem Dampfer unternehmen dürfen? Gewiß, de Gerlache wußte, daß wir unser Leben aufs Spiel setzten, aber er sah dem Tod mannhaft ins Angesicht und tat uns nicht die Unehre an, sich unseretwegen ängstlich zu zeigen.

Am 2. März schloß sich plötzlich die Eisbank wieder, die sich unter dem Einflusse des Sturmes aufgetan hatte. Mit größter Mühe kam das Schiff noch zwei Meilen weiter südlich. Bald sank die Temperatur, namentlich nachts bildete sich Jungeis, das die alten Eisfelder zusammenschweißte.

Am 3. März versuchten wir vergeblich von der Stelle zu kommen. Die Eisbank ist zu fest, sie läßt sich nicht mehr durchschneiden. Am 4. März 1898 war die „Belgica" von allen Seiten fest wie in einem Schraubstock eingeschlossen.

Ja, nach allen Richtungen hin breitete sich die Eisbank aus. Die Sonne hatte uns indes noch nicht verlassen; sie erhellte sogar bis ins einzelne das großartige und märchenhafte Schauspiel, das wir vor Augen hatten.

Überallhin erstreckten sich endlose Eismassen, alte Eisfelder und solche von frischer Bildung. An allen sind noch die Schrammen erkennbar, die sie aus dem neulichen Sturme davongetragen. Ihre Risse sind noch gerade, klar und deutlich; die Pressungen haben sie noch nicht umzuformen vermocht. Rechts und links stoßen Eisberge und Eisschollen an diese Felder und treiben sie vor sich her. Da und dort glänzen noch ein paar Seen, deren Wasser zu gefrieren beginnt; der Schnee oder vielmehr die Eisblumen setzen sich ringsum zu einem zierlichen Spitzenbesatz zusammen. Sie gefallen sich in diesem letzten Schmucke, denn schon rückt der Winter heran, der sie auf immer zugefrieren läßt.

Schon bewegen sich die Eismassen, sich gegenseitig geheimnisvoll anstoßend, und geben Laute von sich, die sich wie das Wimmern menschlicher Wesen anhören: es ist die Stimme des jungen Eises, das sich eben bildet, das Kind, das seine ersten Worte spricht. Später wird die Eisbank wiederum sprechen; sie wird vor Wut heulen, wenn der Sturm tobt, oder eine Trauermelodie anstimmen, wenn die Sommersonne wiederum beginnt, sie heimlich zu unterminieren und auseinander zu reißen.

Heute strahlt der Himmel; die verschiedensten und zartesten Farbentöne lösen sich der Reihe nach ab: mattes Grün folgt auf Azurblau, und aus Violett wird Rosa. Die Eisbank färbt sich unter diesem wechselnden Schleier: dort ist ein Eisberg, dessen Fuß grün ist wie das Wasser, während seine Seitenflächen ganz dunkelblau erscheinen; dort unten am Horizont von unendlich feinem Perlgrau ein anderer Eisberg ganz rosa unter dem Purpurrot der untergehenden Sonne. Andere hinwieder erscheinen schwarz, als wollten sie uns arglistig zum Glauben an das Vorhandensein von Land verleiten.

Und es herrscht Leben in diesen Regionen, in denen man glauben sollte, es könne da nichts bestehen. Hier liegen Robben träge auf einer glänzenden Wasserfläche. Erstaunte Pinguine erheben ein lärmendes Geschrei beim Herannahen des Schiffes, das sie des längern betrachten. Ein Flug von Sturmvögeln setzt sich auf einem alten Eisberg gruppenweise zusammen und schwatzt im Familienkreise. Im Familienkreise!... Plötzlich verschwindet die Sonne, und das Dämmerlicht des Pols erhellt noch lange den Himmelsraum, der langsam sich in Nebel hüllt.



Racovitza phot. Die Eisbank.

Jetzt scheint das Leben zu erlöschen: die Robben schlafen ein, die Pinguine stützen müde ihr Haupt auf die kleinen Flügel; sogar die Sturmvögel schweigen; sie erzählen sich keine Liebesgeschichten mehr! An Bord ist alles still; manche träumen, andere sind in Nachdenken versunken.

Was wird aus uns werden in dieser Eiswüste? Seit einigen Tagen zeigen die Beobachtungen eine südliche Trift an. Anfänglich mehrere Meilen im Tag, dann verlangsamte sie sich. Wenn diese Trift anhält, wohin werden wir verschlagen werden? Entweder werden wir am Pole vorbei nach dem Indischen Ozean gelangen, oder wir werden durch einen Kontinent aufgehalten werden.

Allein, wenn wir die erstere Möglichkeit annehmen, so wird das Schiff, bevor wir in den Indischen Ozean kommen, vier bis fünf Jahre brauchen, um sich hindurchzuarbeiten; denn je näher wir dem Pole kommen, desto mehr wird sich wahrscheinlich die Stärke der Strömung vermindern.

Werden wir vier Jahre aushalten können, wo wir doch nur auf höchstens zwei Jahre Lebensmittel besitzen und kaum auf die Jagdergebnisse zählen können, denn wir haben bis jetzt noch keinerlei begehrenswertes Wild bemerkt, und für später werden wir noch weniger Aussicht haben solches anzutreffen.

Im Nördlichen Eismeer kann man sich nur danach sehnen Land zu erblicken, das Wild wie den Bären und das Renntier besitzt, das häufig von Robben- und Walfischfängerbooten besucht wird, das schließlich von Eskimos bewohnt ist. Aber im Süden, da ist das antarktische Festland vollständig öde und unfruchtbar. Uns winkt keinerlei Aussicht auf Rettung von diesen unwirtlichen Ländern her....

Verjagen wir diese schwarzen Gedanken; halten wir uns an die Hoffnung auf ein gnädigeres Geschick. Warum sollten die Pressungen, die von den Ländern herkommen, nicht unseren Kurs nach Westen ablenken? Ein glücklicher Zufall könnte uns vielleicht nach dem Rossmeer bringen, nachdem er uns die 3600 Kilometer mit fortgeschleppt, die uns davon trennen! Unter diesen Umständen würden wir beträchtlich viel Zeit brauchen, bevor wir loskämen, aber wir könnten große und nützliche Arbeiten unternehmen, und die Wahrscheinlichkeit unserer Rettung wäre größer, als wenn wir nach Süden trieben.

Auch kann es der Fall sein, daß keine Strömung vorhanden ist, und daß unsere derzeitige Trift lediglich von dem Sturme herrührt, der die vergangenen Tage über geherrscht hat. Unter dieser Voraussetzung würden wir mit der Eisbank umhergetrieben werden und bald nordwärts kommen, um dann wieder nach Süden zurückzukehren, bald nach Osten oder Westen treiben. Unversehens würden wir dann an den Rand des Eises gelangen, das der Schub von Süden her schließlich immer nach dem Norden zurückwirft. Allerdings kann unser Aufenthalt in der Eisbank gar lange dauern...

Und wenn zu starke Pressungen das Schiff zertrümmerten? Nun, da würden wir eben das Äußerste versuchen. Wir haben Lebensmittel, Kleider, Zelte, Boote, Ski und andere Schneeschuhe, die werfen wir auf ein festes Eisfeld und werden mit dem Mute der Verzweiflung nach der de Gerlachestraße zu gelangen und dann die Bransfieldstraße im Boot zu durchfahren suchen. Von dort würden zwei oder drei von uns in einem unserer schwachen Fahrzeuge Kap Horn zu erreichen trachten.

Welch ein schimärischer Plan! Man muß indes daran glauben und bei jedermann Vertrauen und Hoffnung aufrecht zu erhalten suchen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Beginn der Überwinterung.

Am 7. März wird die Trift nach Süden zu Gewißheit; die astronomischen Beobachtungen zeigen es deutlich an. De Gerlache und ich befanden uns in diesem Augenblick in einer großen Verlegenheit. Sollten wir dem Stab sofort unsere Lage auseinandersetzen oder erst noch einige Tage zuwarten?

Wir beschäftigten uns des längern mit dieser Frage. Augenscheinlich sind nicht alle unsere Gefährten Anhänger einer Überwinterung. Aber wie sollte man nach dem Norden zurückkehren, wo gerade ein sehr umfangreicher Wasserhimmel nach dem Süden hin eisfreies Meer anzuzeigen scheint?

De Gerlache glaubte indes angesichts des Druckes, den mehrere Mitglieder der Expedition auf ihn ausübten, einen festen Entschluß treffen zu müssen. Einen Augenblick lang frägt er sich sogar, ob seine Befehle anerkannt würden, falls wir unseren Kurs beibehielten. Ich beruhige ihn, indem ich ihm lachend erklärte, ich würde, wenn das der Fall sein sollte, ohne Bedenken den Fluidkompas mit starken Magneten abspringen lassen und die Rose des Normalkompasses durch eine Reserverose ersetzen, die ich im Handumdrehen mit einem Magnet verkehrt orientieren könnte. Der Steuermann würde dann glauben nördlichen Kurs zu steuern, während er in Wirklichkeit südwärts fahren würde.

Dieser Vorschlag erheitert de Gerlache ein paar Augenblicke, ohne indes seiner Unschlüssigkeit ein Ende zu machen. Allein tags darauf, am 8. März, ist der Wasserhimmel verschwunden und mit ihm unsere Hoffnung auf ein offenes Meer. Dadurch ändert sich unser Programm: wir werden nach der Peterinsel zu steuern versuchen.

Dieses „neue“ Projekt wird von unseren Gefährten kühl aufgenommen. Das wissenschaftliche Personal ist entschieden dagegen, und im Verlaufe eines Gespräches mit einem seiner Mitglieder erklärt mir dasselbe, de Gerlache und ich dürften uns nicht das Recht anmaßen, ohne die Zustimmung jedes einzelnen, einen so wichtigen Beschluß zu fassen, da vor der Abfahrt von Europa die Verabredung getroffen worden sei, daß man nicht mit dem Schiff zu überwintern suchen würde. Wie könnten wir, nach den Lehren, die wir eben erst erhalten hätten, uns darauf versteifen, mitten im Eis zu verbleiben? Nicht so bald wie möglich fliehen, hieße sich freiwillig in der Eisbank einschließen lassen

und eine Überwinterung um jeden Preis herbeiwünschen, für welche wir zu unvollkommen vorbereitet seien. „Sie sehen", sagte er mir zum Schlusse, „dieses kleine Notizbuch, in das ich meine wissenschaftlichen Bemerkungen eintrage; ich habe es ganz klein gewählt, damit ich es leicht mitnehmen kann an dem Tage, wo das Schiff zugrunde geht und wir auf der Eisbank umherirren! Sie lachen, Lecointe, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Das wurde mir in gesetzter Rede und in kühlem Tone vorgetragen von einem Manne, der vollkommen davon überzeugt war, daß ich im Unrecht sei.

Am 10. März schneite es; der bleigraue Himmel verbarg alle seine Sterne: es war unmöglich herauszufinden, ob wir unter dem Druck des Windes nach Norden oder Süden fuhren. In der Nähe des Schiffes haben sich Spalten aufgetan, die einige kleine Waken bilden. Aber durch diese schmalen Rinnen werden wir nicht aus der Eisbank herauskommen, um indes die Mitglieder des Stabes, die gegen die Überwinterung sind, zufrieden zu stellen, wird ein Versuch in diesem Sinne beschlossen. Unser Kohlenvorrat gestattet uns diesen Versuch, der nicht mehr als 500 Kilogramm Brennmaterial erfordert.

Wir machen uns segelfertig, aber ohne jegliches Resultat. Überdies nimmt man unseren guten Willen gar nicht in Anschlag; manche behaupten, der Versuch sei nur lässig gemacht worden, mit dem Hintergedanken, er möge nicht gelingen!...

Wie soll man auf diese Anklage antworten? Wir haben gewiß ehrlich versucht nach Norden zurückzukehren, allerdings haben de Gerlache und ich sich anderseits über den Mißerfolg unseres Versuches gefreut. Und wir hatten ernstliche Gründe, die dieses Verhalten rechtfertigten.

Tatsächlich wären, wenn de Gerlache, bevor wir in die Eisbank hinein gekommen waren, den Stab um seine Meinung befragt hätte, die Stimmen gegen eine Überwinterung ausgefallen, und der Kommandant hätte sich in eine schwierige Lage versetzt, wenn er das Resultat der Abstimmung außer acht gelassen hätte.

Hätte er dagegen dem allgemeinen Wunsche nachgegeben, was hätten wir dann, einmal aus der Eiskante heraus, anfangen sollen?

Wir hätten in Amerika traurig die Rückkehr des Sommers und .... das zur Fortsetzung der Fahrt im folgenden Jahre nötige Geld abwarten müssen. Hätte man uns dieses Geld überhaupt geschickt, da wir noch keinerlei mutige Tat aufzuweisen gehabt hätten? .....

Die Expedition besaß nur noch 16 000 Franken. Diese Summe samt dem Betrage der Kreditbriefe, über die einige unter uns persönlich verfügten, hätte kaum dazu hingereicht, das Schiff wieder instand zu setzen und uns frisch zu verproviantieren.

Sodann hätte uns die Mannschaft zweifellos neue Besorgnisse verursacht, denn wenn unsere Leute sich auch auf der See gut hielten, an Land wären sie von neuem wieder sehr unbotmäßig geworden. Niemals hätten wir an jener entlegenen Ecke der Welt, wo so viele gescheiterte Existenzen hinverschlagen werden, unsere Mannschaft erneuern oder ergänzen können. Instinktiv fürchteten wir daher eine Rückkehr nach Amerika mehr als den Versuch einer ersten Überwinterung in den antarktischen Regionen.

Am Abend des 10. März hellte sich die Atmosphäre auf, und wir hatten einen prächtigen Sonnenuntergang. Die Sonnenscheibe, die teilweise ein leichter Flor verhüllte, war von einem ganz zarten matten Rosa. In der Ferne tauchten einige Eisberge auf. Allmählich nahm gegen Südwesten der Himmel ebenfalls eine zarte Rosafärbung an, die nach dem Zenit hin sich abschwächte und in ein flaumartiges, blendendes Weiß überging.

Eine halbe Stunde später war der Himmel von einem gleichförmigen Graubraun und bloß noch durch einen ziemlich weiten Eisblink erhellt. Gegen 11 Uhr ging der Mond auf und warf den Flitterglanz seiner goldenen Strahlen auf die Eisbank hernieder.

Vom 11. bis 15. März blieben die Gemüter erregt und unzufrieden. Jeder von uns hat die Gewißheit, daß die „Belgica" eingeschlossen ist, keine einzige Spalte ist mehr ringsum; das Eis ist zusammengefroren und umschließt seine Beute immer fester.

Zum Glück bringen die Vorbereitungen zur Überwinterung eine wirksame Ablenkung für die gereizte Stimmung, die sich allgemein geltend machte. Wir haben uns jetzt in Zimmerleute umgewandelt und überdecken die Brücke mit einem Schutzdach aus Holz, das seinerseits wieder durch bituminöse Pappe geschützt ist. Bei Gott! wir sind nicht sehr geschickt bei dieser Kälte, die die Bewegungen lähmt und die Hände erstarrt: häufig trifft der Hammer statt des Nagels unsere Finger.

Die gute Stimmung kehrt zurück, und die heitere Laune kommt in ergötzlichen Einfällen zum Durchbruch! Man lacht, also ist man entwaffnet! Abends sind wir derart müde, daß ein jeder so rasch wie nur möglich sein Lager aufsucht.

Am Sonntag den 13. März werden große Versuche im Skilaufen angestellt. Wer sich schon darauf versteht, ist gern erbötig, einen Rat oder gar eine längere Unterweisung zu erteilen. Die Norweger schlendern mit Anmut auf den 2 bis 3 Meter langen Schneeschuhen dahin; de Gerlache und Danco nehmen sich dabei ganz gut aus: sie haben sich in Norwegen geübt; aber wir .... geradezu lächerlich! Herr Somers, nach einigen Muskelverdrehungen vollständig entmutigt, erklärt, er habe keinerlei Veranlagung zu dieser Art Sport, es wäre einem Erbfehler zuzuschreiben, daß es niemals, aber auch niemals einem seiner Vorfahren geglückt sei in ...... plumps! da liegt er langgestreckt im Schnee; die Spitze seiner Schneeschuhe haben eine alte Konservenbüchse angespießt. Nun sucht er sich mit Händen und Füßen wieder in die Höhe zu arbeiten. Fortwährend geraten die Ski übereinander und werfen ihn wieder in den Schnee. Die Gefährten kommen ihm zu Hilfe, aber Somers schimpft und wettert und schwört hoch und heilig, er würde diese lächerlichen Werkzeuge nie wieder an seine Füße schnallen .... wenn nicht unbedingte Notwendigkeit ihn dazu zwänge.

Es war am 14. März abends, als sich uns zum erstenmal das Südlicht zeigte. Schon am 11. und 12. hatten sich im magnetischen Süden einige helle Schimmer gezeigt, aber sie hatten keineswegs jene tiefen Eindrücke hervorgebracht, welche die Polarfahrer, die sie zum erstenmal betrachten, gewöhnlich verspüren. Es war auch ganz natürlich. Ich war noch von den märchenhaften Beschreibungen aus der Lektüre beeinflußt; auch kam mir eine Bemerkung de Gerlaches bei seiner Anwesenheit bei einem Feuerwerk in Antwerpen in den Sinn, welches das zu Ehren der Südpolarexpedition veranstaltete militärische Fest beschloß. Herr Henri Cogels hatte sich um das Gelingen dieses Festes unendliche Mühe gegeben. Als zum Schlusse das Büschelfeuerwerk mit seiner Feuergarbe den Himmel erhellte, trat er zu de Gerlache hin mit den



G. Lecointe phot. Racovitza Ski laufend.

Worten: „Es ist gut ausgefallen, nicht wahr? Ich habe auch mein Möglichstes getan, denn Sie werden lange nichts derartiges mehr zu sehen bekommen“.

Kaltblütig und wohl noch unter dem Einfluß außerordentlicher Erzählungen — denn ich vermute, daß er noch niemals ein Polarlicht gesehen hatte — hatte de Gerlache eine etwas selbstgefällige Miene angenommen und geantwortet: „Wir werden noch etwas Großartigeres sehen .... das Polarlicht!“

Da stand Herr Cogels da, wie aus den Wolken gefallen; die Journalisten waren lebhaft näher getreten und hatten Notizen gemacht; die jungen Mädchen entsetzten sich vor Verwunderung, während Frau Osterrieth, „unsere gemeinsame Adoptivmutter“, mit einem Lächeln der Befriedigung auf ihren Lippen ihre lieben Kinder betrachtete!...

Natürlich hatte sich unsere Phantasie Wunderdinge ausgemalt, und infolgedessen hatten die elenden Südlichter vom 11. und 12. März uns auch ganz natürlich eine grausame Enttäuschung gebracht. Zum Glück war das nur ein schwaches Vorspiel; das erste schöne Südlicht, das wir sahen, war das vom 14. März 1898.

Es war 10½ Uhr abends, als der Himmel, der in ein vollkommen heiteres Dunkelblau gehüllt war, sich nach Süden zu mit einem milchweißen, phosphoreszierenden Schein färbte. Dieser Schein verschwand einen Augenblick lang, gerade als ob der Vorhang nach dem Prolog niederging, kam dann um so lebhafter wieder zum Vorschein und stellte sich als langes geflammtes Band dar, das wie von Winden bewegt auf und nieder wogte. Bald wurde das Band noch deutlicher, glänzender und sandte Strahlenbündel nach einem Punkt des Himmels in der Richtung des magnetischen Zenit aus.

Plötzlich dehnt es sich aus, verbreitert und verlängert sich, wird dann wieder kürzer, um sich nochmals ins Unbestimmte zu verlängern, einen Bogen beschreibend, dessen beide Enden die Eisbank berühren. Der Teil des Himmels innerhalb des Bogens behält sein tiefes, fast schwarzes Blau bei. Doch da schießen plötzlich Garben von Strahlen in die Höhe; sie sind goldgelb, mitunter mit einem grünlichen Widerschein. Momentweise scheinen sie zu erlöschen, um nachher umso glänzender wieder hervorzutreten. Sie bewegen sich, gehen von der Stelle, entfernen sich voneinander und nähern sich wieder. Der Bogen selbst legt sich in Falten, gerät ins Wellen und Wogen, löst sich auf, wobei Strahlen nach dem magnetischen Zenit hin schießen. Schließlich zerreißt das Band, gerade als ob die Kraft, die es bewegt, zu stark geworden wäre, und teilt sich in zwei lange Lichtstreifen, die ihrerseits matter werden, sich verfärben und endlich erlöschen ...... die Nacht ist eingetreten! .....

Doch nein! Plötzlich erscheint nochmals ein Band, es funkelt und breitet sich zu einer phosphoreszierenden Draperie aus, an deren unterem Ende Strahlen eine Franse zu bilden scheinen. Es ist der Vorhang, der das Zauberstück beschließt; er ist so dünn, daß die funkelnden Sterne neugierig hindurchblicken. Durch das astronomische Fernrohr könnten wir ihrer zu Tausenden zählen und die Unendlichkeit des Jenseits mit unserer Kleinheit hinieden vergleichen. Denn was bedeuten diese seltsamen Lichter, die so die Nacht durchziehen?[1]) Die Wissenschaft erklärt diese Himmelserscheinung oder sucht sie wenigstens zu

[1]) Unter den Theorien, die bisher über die Polarlichter aufgestellt worden sind, scheint mir die folgende als eine der zutreffendsten: Man nimmt eine Geißlersche Röhre, die von zwei voneinander isolierten Platindrahtstücken nach ihren beiden Enden durchzogen ist. Macht man nun die Röhre luftleer und bringt jeden der beiden Drähte mit den Polen einer in Tätigkeit befindlichen Elektrisiermaschine in Verbindung, so wird der Strom durch die Röhre hindurchgehen und die darin befindliche verdünnte Luft glühend machen: man erhält ein künstliches Polarlicht. Das Glühen der Gase der hohen Regionen der Atmosphäre in der Richtung, in welcher ein Polarlicht sich zeigt, wird deutlich durch die Spektralanalyse erwiesen.

erklären, steht man indes vor dem Schauspiel selbst, so ergreift einen das Wunderbare, Geheimnisvolle ....; man schweigt und bewundert .....

Der letzte Schein des Südlichtes verschwand gegen 3 Uhr morgens beim ersten Tagesgrauen. Schon seit 2 Uhr war indes meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Phänomen gespannt, das ungefähr um 2 Uhr 20 vor sich gehen sollte: die Verfinsterung des ersten Jupitertrabanten. Diese Beobachtung war für uns von besonderer Wichtigkeit, denn durch die genaue Feststellung der Stunde der Verfinsterung waren wir in der Lage, die Chronometer zu regulieren.

Bereits seit 2 Uhr war deshalb das astronomische Fernrohr auf der Kommandobrücke aufgestellt, während Dobrowolski, mit seinen Chronometern am halboffenen Küchenfenster stehend, mein Signal abwartete.

Als ich einen Augenblick beiseite trat, um mich wieder etwas zu erwärmen, bemerkte ich einige fünfzig Meter vom Schiffe entfernt einen langen schwarzen Körper, der sich auf der Eisbank bewegte. Ohne Zweifel, dachte ich, ist das eine Robbe, die auf Abenteuer ausgeht.

Ich laufe schnell in die Kajüte, nehme mein Gewehr und lade; bevor ich indes anlege, bestimmt mich der Gedanke an meine beruflichen Obliegenheiten, erst noch einen Blick in das Fernrohr zu werfen.

Der Trabant ist eben im Begriffe zu verschwinden: ich kann unmöglich die Robbe schießen, ohne das Gelingen meiner Beobachtung aufs Spiel zu setzen. Ich bücke mich wieder unter mein Fernrohr und freue mich dermaßen, das Gestirn gerade in dem Augenblick deutlich wahrzunehmen, wo es im Kernschatten des Jupiter verschwindet, daß meine eben noch so kriegerischen Instinkte jetzt ganz friedfertig geworden sind. Ich entlade das Gewehr und schicke es nach der Kajüte zurück und setze dann meine Beobachtung der letzten Spuren des Polarlichts fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit einen Gönnerblick nach der regungslosen Robbe auf der Eisbank zu werfen.

Wie wir uns nun am kommenden Morgen beim Frühstück unsere Eindrücke der vergangenen Nacht erzählten, beklagte sich Cook plötzlich über die Kälte, erklärte, er habe während der Nacht kein Auge schließen können, da ihm die Haare und der Bart am Schlafsacke festgefroren seien!

Wir heben allesamt die Köpfe hoch und betrachten ihn mit Staunen! ...

Die Verdunstung an der Erdoberfläche und die Unipolarinduktion bringen Elektrizität in die Atmosphäre. Diese Elektrizität kann in der heißen und den gemäßigten Zonen in plötzlicher Weise durch eine Entladung, die den Blitz hervorbringt, wieder auf die Erde zurückkehren. Anderseits verursacht die gegenseitige Lage der Erde und der Luftschicht, für welche der Druck 0,005 m beträgt, eine Ansammlung von Elektrizität nach den Polen zu. Dort vollzieht sich die Rückkehr auf die Erde durch ein langsames Niederströmen durch die Eisflitter, die in der Luft hängen und als Leiter dienen. Dieses Niederströmen, das in den unteren Lagen der Atmosphäre – das heißt bei starkem Druck – nicht leuchtend ist, gerät in den höheren Sphären ins Leuchten. Die übereinanderliegenden Lichtbogen erklären sich durch das Vorhandensein von Luftschichten mit verschiedenem Druck, und diese Hypothese gibt auch eine Erklärung der großen Beweglichkeit der Erscheinung, da eine Veränderung in der gegenseitigen Lage dieser Luftschichten die Bedingungen für das Aufströmen der Elektrizität ändert. Es bleibt noch zu erklären, warum die Strahlen die Tendenz haben, ihre Richtung nach dem magnetischen Zenit des Ortes zu nehmen, wo das Polarlicht auftritt.

Diese Tatsache rührt daher, daß die Resultante der Kräfte, welche die Elektrizität in die Atmosphäre bringen, an diesem Orte senkrecht zur Inklinationsrichtung verläuft (Anwendung der Unipolarinduktion von Edlund).

„Ja gewiß“ fuhr er fort, „die Nacht war so schön, die Landschaft so prächtig, daß ich mich in meinem Schlafsacke auf das Eis hinstreckte. Leider verdichtete sich der Wasserdampf, setzte sich als Eis an den Sack und hatte mich schließlich mit eingefroren! Das war sehr unangenehm!“



Dr. Cook phot. Die „Belgica“ in der Eisbank.

„Wie, die Robbe, das waren Sie?“ rief ich entsetzt aus. Cook protestierte mit gewisser Entrüstung.

Wir sprachen uns gegenseitig aus....

Armer guter Freund Cook! Wäre die Verfinsterung des ersten Jupitertrabanten nicht gewesen, so erschoß ich Sie als ... eine Robbe!...

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Alles mürrischer Laune!

Tags darauf, am 15. März, begannen wir unsere Bauten draußen auf dem Eise. Danco und Dufour errichteten ein magnetisches Observatorium; Cook, Amundsen und ich erbauten das astronomische Observatorium und dann mit Hilfe Van Rysselberghes eine Art Hütte, die im Bedarfsfalle zu Beobachtungen der Luftelektrizität verwandt werden konnte. Unterdessen verstaute de Gerlache, unterstützt von Leutnant Melaerts und der Mannschaft, zum soundsovieltenmale die Kisten mit den Vorräten, die man nach dem Achterschiff umlud, wo die Kambüse errichtet werden sollte.

Am 16. morgens schloß ich mich der letzteren Gruppe an. Da wurde denn im Achterabteil gesägt und genagelt, wobei auf Brettchen festgemachte Kerzen unsere ganze Beleuchtung ausmachten. Ein wahres Wunder, daß das Schiff nicht in die Luft flog, denn in einem Verschlag nebenan, durch den wir häufig hindurchgehen mußten, befanden sich fünfhundert Kilogramm Tonit.

Dieser Sprengstoff war nicht so verpackt, wie es bei der Artillerie zu geschehen pflegt. Die Tonitpakete lagen in beliebigen sehr schwachen Kistchen aus gewöhnlichem weißen Holz, deren Deckel mit Eisenschrauben festgemacht war, aufeinander. Dieses Tonit hatte schon auf unserer langen Fahrt unter den Tropen etwas Schaden gelitten, der sich in der Antarktis infolge der Feuchtigkeit des Aufbewahrungsortes noch stark vergrößern mußte.

Daneben lagen in Kisten, die zum Teil keine Deckel hatten, die Pulverladungen der Harpunenkanonen. Mehrere dieser Ladungen waren zerrissen, und große Körner von schwarzem Pulver bildeten an manchen Stellen einen wahren Teppich. Endlich enthielten noch sechs Holzkistchen, wovon zwei angebrochen waren, Tausende von Patronen mit Zündern aus Knallquecksilber ....

Und trotzdem gingen wir durch dieses Abteil mit der größten Sorglosigkeit von der Welt und hatten nicht einmal auf die tropfenden Wachskerzen irgendwie acht, mittelst welcher wir etwas Licht in diese dunkle Ecke hineinbrachten.

Im Zwischendeck stand mitten zwischen den Kisten ein Benzinbehälter ohne besondere Vorsichtsmaßregeln; er hatte oben sogar einen leichten Riß. Nicht weit davon

lagen endlich noch zehn Fäßchen mit Alkohol beisammen, der zum Konservieren der zoologischen Präparate bestimmt war.

Bräche im Schiffe ein bedeutenderer Brand aus, so entstände ein Feuerwerk, wie es prächtiger unser Freund Henri Cogels nicht hätte zuwege bringen können. Da die Handpumpe seit Monaten nicht mehr funktionierte, die Verbindung der Speisepumpe mit dem Verdeck niemals fertig gestellt worden war, so hätten wir zum Löschen weiter nichts als ein paar Eimer, unsere Flaschen und Trinkgläser zur Verfügung. Es bliebe uns nichts anderes übrig, als auf die Eisbank zu flüchten, wenn wir dazu noch Zeit hätten, bevor das Feuer die Explosivstoffe erreichte.

Vom 17. bis 20. März wurde die Eisbank immer kompakter, die Kälte verschärfte sich, der Wind wehte in häufigen Stößen und jagte einen feinen, perlartigen, wie trockener Sand aussehenden Schnee vor sich her.

Trotz des entsetzlichen Wetters suchten Danco und einige Matrosen dem Besanmast entlang eine Kupferdrahtleitung zur Beobachtung der atmosphärischen Elektrizität herzustellen. Sie mußten den Versuch aufgeben, denn das reifbedeckte Tauwerk glitt ihnen aus den Fingern, so daß sie nicht bis zur Mastspitze hinaufgelangen konnten.

Es war übrigens unmöglich, bei diesem Schneesturm draußen irgendwelche wissenschaftliche Arbeit auszuführen, wir mußten uns mit körperlichen Verrichtungen zufrieden geben, durch die wir uns zum Kampfe gegen den Winter vorbereiteten.

Am 22. März lag Gewitterluft in den Gemütern; die Erschlaffung war eine allgemeine .... Ein Matrose weigert sich, zum Reinigen der Mannschaftskammern anzutreten, unter dem Vorwand, daß noch jüngere Matrosen als er da seien.

Die Mitglieder des Stabes, die nur mit Widerwillen überwintern, benützen jede Gelegenheit um festzustellen, wie wenig wir dazu vorbereitet sind, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen. Ich höre sagen, das Schiff sei nie endgültig ausgerüstet worden; die Lotmaschine werde nicht im Stande erhalten; der Motor der Kabeltrommel befinde sich in elendem Zustande; die große Dampfwinde leide Schaden; mehrere Rohre mit Sprüngen seien nur provisorisch repariert und mit einfachen Tauen umwickelt worden usw. Ich muß gestehen, daß diese Bemerkungen nicht ohne Eindruck auf mich waren, da sie in Ruhe und Mäßigung vorgetragen wurden. Auch mußte ich es mir vor dem Forum meines Innern selbst gestehen, daß das alles richtig sei.

Am 23. März war auch die Reihe an mich gekommen, meinen Gleichmut zu verlieren. Wie ich die Abweichungen des Regelkompasses beobachten will, finde ich ihn von altem Eisenwerk, Pappe und tausend anderen Dingen versperrt. Dasselbe Durcheinander herrscht in der Nähe des Fluidkompasses. Voller Wut kehre ich in meine Kabine zurück. Ich sage mit Unrecht Kabine; es gibt kein Wort zur Bezeichnung dessen, was mir als Kammer dient. In dieser Art Höhle, die nur durch eine Luke und ein Glasprisma, das ich auf meine Kosten habe anbringen lassen, Licht erhält, kommt einem alles schwarz und schmutzig vor. Die Decke hat der ganzen Länge der Fugen nach einen Spalt; sie zeigt ebensoviel schwarze Flecken, als ich meine Kerze angezündet habe! An gewissen Stellen kommt das Harz des Holzes zum Vorschein, läuft in glänzenden klebrigen Streifen an der Wand herunter und beschmutzt meine Kleider, die ich unglücklicherweise dort aufhänge.

Alle Versuche, meine Bude etwas heiterer und hübscher zu machen, sind schmählich gescheitert!

Zwar sind die Wände teilweise verdeckt von den Photographien der Kriegsschiffe „Magenta“, „Melpomene“, „Terrible“ und „Dupuy de Lôme“, die mich an die schöne

Zeit erinnern, die ich bei der französischen Marine verbracht habe; Feenhände haben mir Vorhänge, Portière und Steppdecke gestickt: goldene Eidechsen, faul auf meergrünem Wollsatin liegend; ein geschickter Pinsel hat eine Landschaft dargestellt, an die sich für mich liebe Erinnerungen knüpfen; eine gute Seele hat mir den hübschen Spiegel geschenkt, der das Fleckchen Himmel widerspiegelt, das hinter meiner Luke vorüberzieht! ... Aber wie soll man in einem Verschlag, in welchem die verschiedensten Dinge zusammengehäuft werden müssen, Ordnung und gefälliges Aussehen aufrecht erhalten können? Wenn ich nachts in meinem Bette mich bewege, stoße ich auf allen Seiten an. Und welchen Aufwand von Kraft, Geschicklichkeit, ja sogar Schlauheit erfordert es, um in dieser Bude arbeiten zu können!

Eine Kartenkammer ist nicht vorhanden, das Laboratorium ist kaum für Arctowski und Racovitza ausreichend, und in der Kajüte, wo man alle Augenblicke kommt und geht, eine ernste Arbeit zu verrichten, davon kann gar keine Rede sein. Um all mein Material unterzubringen, mußte ich einen Kunstgriff anwenden. Die Karten, die ich nicht ständig gebrauche, sind an der Decke angebracht, von der auch die Elektromagnete herabhängen, durch welche die Stundensignale übermittelt werden. Außerdem hängt noch an der Decke an Schnüren ein enormer Karton, der auf einen Wink von mir auf mein Bett herabkommt, um mir als Arbeitstisch zu dienen.

Schließlich kommt noch ein Trapez gleichfalls von der Decke herunter, mein einziger Sitz zum Schreiben oder Zeichnen, den ich aber bei der geringsten Bewegung, die ich machen will, in die Höhe lassen muß. Diese Art Stuhl ist nicht gerade bequem und noch weniger stabil! ... Je näher ich mir mein „Kapernaum" betrachte, desto schlechter wird meine Laune. Dann entschließe ich mich, zur Zerstreuung ein bißchen mit meinem Freunde Danco zu plaudern.

Er ist noch schlimmer daran als ich; eher könnte er sich beklagen über seine Kabine, oder vielmehr über ihre Kabine, denn er teilt sie mit Racovitza, Cook und Arctowski!

Lang und schmal wie ein Gang, bekommt sie Luft und Licht durch zwei Luken, wovon bloß eine geöffnet werden kann. Das viereckige Fenster nach dem Vorderschiffe zu ist zur Erneuerung der Luft nicht gerade günstig angebracht, denn es geht nach der Maschine und würde unter Umständen nur den Dunst von heißem Öl oder Kohlenoxyd hereinlassen. Je zwei übereinanderbefindliche Betten stehen in einer Reihe, der Wand entlang. Die ersten zwei messen je 1,80 m, die zweiten mußten für Danco und Racovitza um 10 cm verlängert werden! Die Wand gegenüber den Betten ist von Schränken verstellt mit allerlei Schubladen, in denen die verschiedensten Gegenstände bunt durcheinander liegen. Zwei winzige Waschtischchen nehmen die unbesetzten Ecken ein. Über jedem von ihnen befindet sich eine Art Ständer, auf welchem ein Krug und ein Probierglas aus dem Laboratorium sich befinden; der Krug sollte Süßwasser erhalten, das Glas als Trinkbecher dienen!

In der Mitte der Kammer bleibt ein etwa 40 cm breiter Gang frei. Dort können diese Herren sich an- und ausziehen; dabei müssen sie indes mit äußerster Diskretion sich drehen und wenden. Weder eine Bank noch ein Stuhl ist vorhanden, bloß am Ende des Ganges ist an der Wand ein Klappbrett, das eine Art Sitz darstellt, worauf kaum die Hälfte dessen Platz hat, was jedem Individuum von der Natur zum Sitzen verliehen wird! Matratzen und Betten waren in guter Ordnung, aber ein unvorhergesehener Umstand hatte einige unserer Freunde gezwungen, sie beiseite zu legen. Da die Kabine nicht hoch und der Zwischenraum zwischen zwei übereinanderstehenden Betten sehr beschränkt war,

so konnten diese Herren sich nicht erheben, ohne an die eine oder andere Wand anzustoßen. Dazu waren sie noch infolge des Raummangels gezwungen, die Kleidungsstücke beim Ausziehen eines nach dem andern zusammenzulegen und unter ihre Matratze zu schieben, wodurch letztere noch beträchtlich höher wurde.

Arctowski hatte von Anfang an diesem Erfordernis nicht entsprechen können, da sein Pelz, wenn er zusammengelegt war, einen zu großen Raum im Bette einnahm. Er hatte deshalb den Entschluß gefaßt, jeweils zuletzt sich schlafen zu legen und seine sämtlichen Kleider oben auf die Kammer zu werfen.

Anderseits hatte Cook, um sich weniger oft an dem Bette über ihm zu stoßen, der Reihe nach seine Bettücher, dann seine Decken, dann das Kopfkissen weggeworfen, und eines schönen Abends entfernte er auch noch kurz entschlossen die Matratze und verschwand in seinem Schlafsacke.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie dieser Verschlag ungefähr um 2 Uhr morgens aussah. Die Pelzsäcke, Pelzmäntel, Wollkleider und die elf Pfeifen Dancos verbreiteten einen nichts weniger als hygienischen Geruch. Das Fehlen einer Ventilation erschwerte das Atmen, und schwere Träume plagten die Schläfer. Gerade in der vergangenen Nacht scheint Racovitza eine Rede an die Robben und Pinguine gehalten zu haben; Danco, als begeisterter Artillerist, schrie unbändig: „Doch, doch, das Kontingent muß erhöht werden!" Cook rief: „All is right!" während der arme Arctowski, schmerzhaft stöhnend, von zerbrochenen Thermometern oder gesprungenen Wasserflaschen träumte!

Diese voll Humor erzählten Einzelheiten vermochten mich wieder aufzuheitern. Ich entschließe mich, wieder dahin zurückzukehren, woher ich kam, im Vorbeigehen noch einen kurzen Blick in die Kammer der Offiziere Amundsen und Melaerts werfend.

„Diese letzteren sind wirklich noch schlechter weggekommen als wir", sagte ich mir bei meiner Rückkehr, „es wäre unrecht von mir, wollte ich mich ferner wieder beklagen". Dann greife ich ganz vergnügt nach meinem Trapez, lasse mein Pappdeckelpult auf mein Bett herunter und vertiefe mich in meine Berechnungen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Alea jacta est."

Ja, der Würfel ist gefallen; jeder hat sich mit der Sachlage abgefunden, an der nun einmal kein menschlicher Wille mehr etwas zu ändern vermag.

Die Mannschaft ist fleißig an der Arbeit, um die Schiffswände durch eine Schutzwehr aus Schnee gegen die Kälte zu schützen, denn obwohl wir uns in verhältnismäßig geringer Entfernung vom offenen Meere befinden, so haben wir doch keineswegs ein „Seeklima". Der Wind, der von Norden zu uns kommt, ist verhältnismäßig sanft, aber der, den wir aus dem Süden bekommen, hat beim Dahinfegen über den ewigen Schnee eine eisige Kälte angenommen. Die Obliegenheiten des einzelnen sind klar bestimmt; ein jeder hat ein nur zu weites Feld für sein Studium vor sich, als daß er jemals Zeit zur Langweile bekommen könnte.

Arctowski beobachtet die meteorologischen Erscheinungen und erforscht die Bewegungen des Eises. Dobrowolski beschäftigt sich mit den Wolken, dem Schnee und dem Reif; Racovitza interessiert sich für das Tierleben, gleichviel ob über oder unter der Eisdecke; Danco ist in seine magnetischen Messungen versunken, und ich widme mich außer meinen Funktionen als zweiter Kommandant den astronomischen Beobachtungen. Bei dieser doppelten Aufgabe erfreue ich mich besonderer Rücksichtnahme, denn de Gerlache, der ängstlich darauf bedacht ist, mir möglichst viel Zeit für meine wissenschaftliche Arbeit zu lassen, nimmt alle die zahlreichen und vielfältigen Einzelheiten des Dienstes auf sich, wobei er allerdings von den Leutnants Amundsen und Melaerts trefflich unterstützt wird.

Abends kommt man immer vergnügt in der Kajüte zusammen. Das Musikwerk, das regelmäßig wenigstens eine Stunde lang in Tätigkeit gesetzt wird, bringt jedem sein Lieblingsstück. Es stellt sich ein regelmäßiges Kommen und Gehen ein zwischen der Kajüte, dem Laboratorium und dem Deck, wo die stündlichen meteorologischen Beobachtungen vorgenommen werden. Dieses Hin- und Hergehen bringt eine angenehme Abwechslung in die Eintönigkeit unserer neuen Lebensweise.

Es ist indes nicht allzu warm im Achterschiff! Der Ofen ist noch nicht aufgestellt; wir bekommen dort nur etwas Wärme von der Maschine her, deren Feuer noch nicht gelöscht, sondern einfach überdeckt sind, um Heizmaterial zu sparen.

Vom 20. bis 30. März fiel der Schnee fast ständig als feiner Staub, der von den Windstößen mit Heftigkeit umhergejagt wurde und überall eindrang, unter die

Kleider, in die Observatorien, durch die geringsten Risse in die Wohn- und Schlafräume, durch die kleinsten Fugen an den Türen und Fenstern.

Während dieser unfreundlichen Tage zeigte Cook ein besonderes Geschick, uns durch seine ergötzlichen Verhöre aufzuheitern, in denen er sich nach dem Seelenzustand jedes einzelnen erkundigte: „Wonach sehnen Sie sich besonders in der Heimat?“ „An wen und an was denken Sie am häufigsten?“ Und mit einem unerschütterlichen Ernste trug er die wunderlichsten Antworten in seine Tabellen ein.

„Alles in allem“, rief er eines Tages aus, als wäre ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, „sehnt man sich nach Briefen von den Müttern, den Schwestern und vor allem... von den Schwestern anderer Leute!“ ....

Dieser Gedanke zeigt, wie sehr unserer wackerer Doktor sich verändert hat, seit er bei uns an Bord ist. Anfangs war Cook der steifste Amerikaner, den die neue Welt je getragen: er fand wenig Gefallen an unseren Späßen „à la française“, und da wir bemerkt hatten, daß die Kalauer besonders dazu angetan waren, ihn aufzubringen, so verbrachen wir entsetzliche, ein exotisches Gemisch von französischen, englischen und norwegischen Wörtern. Verächtlich wiederholte Cook uns immerfort: „Zeigen Sie sich nie in New York mit solchen Manieren, denn man würde dort, um Ihnen die Meinung zu sagen, nur den einen Ruf für Sie haben: Hinaus! hinaus!“

Der Mensch gewöhnt sich an alles, pflegt man zu sagen; allmählich regte sich Cook weniger auf, fand sogar Gefallen an unseren Scherzen, legte eine liebenswürdige Fröhlichkeit an den Tag und beteiligte sich schließlich selbst an allen unseren Späßen.

Am 23. März beiterte sich der Himmel nach so vielen trüben Tagen endlich wieder auf und bot uns einen prächtigen Sonnenuntergang.

Am 26. werden die Feuer der Maschine gelöscht, die Kesselhaube wird mit Brettern belegt und darüber wird ein Ofen aufgestellt, dessen Kamin ganz in der Nähe des Besanmastes auf dem Verdeck mündet. Dieser Zentralherd heizt gleichzeitig die Kabinen und die Kajüte, muß aber dann ständig in voller Tätigkeit gehalten werden. Er wird wie der Ofen des Mannschaftsraumes mit belgischen Anthrazitkohlen geheizt. Ein mächtiger mit Schnee gefüllter Kessel befindet sich ständig auf dem Feuer und versorgt uns mit Süßwasser.

Für gewöhnlich macht sich ein guter Teil unter uns nicht genügend Bewegung im Freien. Da ein ständiger Aufenthalt innerhalb des Schiffes höchst nachteilig ist, so zwingt man die Widerspenstigen, draußen frische Luft zu schöpfen, indem man jedwede Gelegenheit dazu benützt, sie auf dem Eise arbeiten zu lassen. — Sie gehen hinaus, aber..... etwas flügellahm. Die einzige wirkliche Anziehung, die ihre Empfindlichkeit gegen die Kälte überwindet, ist die Jagd. Übrigens ist auch der Winter bereits vor der Tür, und es wird Zeit, uns mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Eisbank ist noch ziemlich bevölkert, und man erlegt fast alles, was man an Robben und Pinguinen antrifft. Nach einem solchen Gemetzel muß man Racovitza zusehen, wie er, die Schürze am Halse, ein großes Messer in der Hand, die noch warmen Kadaver aufschlitzt und den Magen, die Eingeweide, ja sogar ihre Nahrungs-



Lecointe phot. Einrichtung über der Maschine.

reste untersucht! Und welche Freude, wenn er einen Embryo entdeckt. Er nimmt ihn mit, als handle es sich um ein unschätzbares Wertstück.

Der Robbenarten, die wir auf der Eisbank vorfinden, sind vier an Zahl: die Krabbenfresserrobbe und die Weddellrobbe, die wir auch in der Belgicastraße vorfanden, und die wir bereits beschrieben haben, die Rossrobbe und der eigentliche Seeleopard.



Dr. Cook phot. Rossrobbe.

Die Rossrobbe (Ommatophoca Rossa) wurde nur im Sommer bemerkt; wir haben ihrer nicht mehr als dreizehn gesehen. Sie unterscheidet sich von den anderen Arten wesentlich durch außerordentlich verkümmerte Glieder, während Kopf und Hals besonders entwickelt sind. Sie gibt Kehllaute von sich gleich dem Ton einer Sackpfeife oder, noch besser gesagt, gleich der Stimme Cooks, wenn er in der Sprache der Ona spricht! Diese besondere Fähigkeit verdankt das Tier einer Art Resonanzsäcke, die sonst keine andere Robbe besitzt.



Dr. Cook phot. Seeleopard.

Der eigentliche Seeleopard (Ogmorhynus Leptonyx) ist über drei Meter lang; er bewegt sich behende auf der Eisbank, und die Naturgeschichte schreibt ihm Übeltaten zu, die seinen Namen rechtfertigen. Er vergreift sich, wie es scheint, sogar an Pinguinen.[1])

[1]) Eine Tatsache ist auf unserer Expedition nicht sichergestellt worden, indes hat Racovitza zwei Seeleoparden sich um den Rumpf eines Pinguins streiten sehen, den wir über Bord geworfen hatten.

Wurde eine Robbe zerschnitten und der Kadaver auf der Eisbank liegen gelassen, so zog er die Riesensturmvögel an, diese großen Abdecker der kalten Regionen. Vom Hunger gequält, werfen sie sich auf die Kadaver, dringen bis an den Hals in die zerschundenen Fleischstücke ein und fressen mit Vorliebe die Eingeweide! Um zu sehen, was in ihrer Umgebung vorgeht, erheben sie von Zeit zu Zeit neugierig den Kopf, schütteln ihn leicht, damit das Blut und die übelriechenden Stoffe herunterfallen, dann setzen sie, durch unser Stillstehen sich sicher fühlend, ihr scheußliches Mahl fort.

Naht ein Feind, so entschließen sie sich nur mit großer Mühe, ihre Beute zu verlassen: sie kommen nur schwer fort, da das Gewicht ihres zu stark angefüllten Magens sie am Fliegen hindert; sobald man sie aber verfolgt, so bringen sie ein letztes Opfer, geben, was sie verschlungen, teilweise wieder von sich, entfalten ihre riesigen Flügel mit einer Spannweite von über zwei Metern und fliegen dann unter schrecklichem Jammer-



Dr. Cook phot. Adelieland-Pinguin.



Dr. Cook phot. Königspinguine.

geschrei über unseren Köpfen davon. Aus der Höhe herab betrachten sie uns voll Freßgier und überlegen sich, wie es scheint, welche Chancen sie haben, uns eines Tages zu verschlingen.

Die Pinguine, denen wir begegnet sind, gehören zwei Arten an: der Pinguin von Adelieland (Pygoscelis Adeliae) und der Königspinguin (Aptenodytes Forsteri). Der erstere hat große Ähnlichkeit mit dem antarktischen Pinguin der de Gerlachestraße, nur daß der Kopf auf beiden Seiten schwarz und der Hals schwarz oder weiß ist; also eine Unterart mit weißem und eine solche mit schwarzem Hals.

Die Königspinguine sind prächtig; ihre Größe beträgt über einen Meter und ihr Gewicht bis zu vierzig Kilogramm. Ihren sehr kleinen Kopf tragen sie hoch und bewegen ihn nur langsam, um deutlich sehen zu können, was um sie herum vorgeht. Der Kopf ist oben schwarz und an den Seiten von einem prachtvollen Goldgelb. Der Schnabel ist lang, gewöhnlich schwarz außer an seinem Ansatz, wo er von Purpur und Blau gestreift

iſt. Das Auge iſt klein und ſpiegelt die abſolute Ruhe wieder. Bruſt und Bauch ſind ſchneeweiß, der Rücken dunkelblau mit einigen grauen Abtönungen. Rings um den Hals ein Kollier weißer Federn. Der Königspinguin zeigt die ſeinem hohen Adel entſprechende Würde: er ſchreitet langſam einher, ohne ſich um die Vorgänge um ihn herum zu bekümmern, wirft mitunter einen kurzen Blick der Bewunderung nach der Sonne und ſetzt dann ſeinen Spaziergang fort, bis ihn der Appetit zum Tauchen einläd. Dann geht er in das Meer hinab, frißt ſich mit Emphaſe voll und kehrt wieder zurück, um ſtundenlang Sieſta zu halten. Zeitweiſe ſtößt er einen heiſeren Schrei aus und ſchläft wieder weiter, glücklich, in einer ſo geſegneten Welt zu leben, wo er nicht einen einzigen Feind zählt. Wie herrlich, ein Königspinguin zu ſein!...

Der Adelieland-Pinguin beſitzt eine überraſchende Lebhaftigkeit; er iſt überdies ein Muſikverſtändiger erſten Ranges. Beſonders beſaß van Mirlo das Geſchick, ihn durch das Blaſen des Hornes zu entzücken. Auf dem Vorderſchiff ſtehend, blies er mit beängſtigender Heftigkeit ſo lange in ſein Inſtrument, bis die jungen Pinguine trottend zu ihm herankamen. Dann ſtürzten wir auf ein gegebenes Zeichen, einen Knittel in der Hand auf ſie los. Die Ärmſten waren über dieſen Angriff derart erſchreckt, daß ſie gar nicht recht daran glaubten, wurden aber, ſobald ſie beſtürzt auf uns zukamen, mitleidslos von uns niedergeſchlagen.



Adelieland-Pinguin zu ſeinem Freunde Van Mirlo hinlaufend.

Sobald ſie weniger zahlreich waren, zeigten ſie größere Vorſicht: beim erſten Stockhieb warfen ſie ſich auf den Bauch und flohen mit ſchwindelnder Schnelligkeit. Eines Tages verfolgten vier von uns einen ſolchen, der einen an Heroismus grenzenden Mut an den Tag legte. Die Jagd dauerte über eine Stunde, und als das arme Tier endlich tot zuſammenbrach, hatte es, abgeſehen von zahlreichen Knittelhieben, drei Revolver- und zwei Gewehrkugeln erhalten.

Wir ſelbſt waren ganz erſchöpft. Derartige Jagden ſind allerdings grauſam, aber leider notwendig! Es war der Kampf ums Daſein in vollem Umfang; der Kampf gegen die Kälte, die für manche unheilbare Krankheit, für andere den Tod bedeutet.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kjoedboller, Kjoedpolser .... und Australhasen.

Die Kjoedboller stammen von Norwegen. Das Zeug ist geschlechtslos und wird fertig zubereitet in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen verkauft. Der genauesten Analyse ist es nicht gelungen, seine Zusammensetzung zu entschleiern: Racovitza fand darin Bestandteile aus dem Pflanzen- und Tierreich; Cook erklärte, sie stammten aus einem Leichenhaus; mir kamen sie vor wie erkaltete Meteorsteine eines Gestirns ohne Atmosphäre, die eines Tages in eine höllische Schmorpfanne gefallen waren!

Amundsen, der sie schon von länger her kannte, versicherte mir indes, das Gericht bestehe aus Klößchen von samt Balg und Knochen gehacktem Katzenfleisch! Brr! Lassen wir ihre Entstehung und Herkunft dahingestellt sein, die Kjoedboller schwimmen in einer abscheulichen Sauce, deren Geschmack einem Übelkeit erregt.

Das Wort „Kjoedboller“ bekam an Bord bald einen internationalen Sinn und wurde zur Bezeichnung jeder besonders schlechten Sache gebraucht.

Wollte man einen Kameraden vor irgend etwas warnen, so brauchte man bloß zu ihm zu sagen: „Achtung! Kjoedboller!“ Dieser Ausdruck war uns auch bei unseren gemischtsprachigen (englisch und französisch) Unterhaltungen mit Dr. Cook sehr bequem. Anderseits stellte die Bezeichnung „Kjoedboller“ eine schwere Beleidigung dar. Jeder von uns hätte es unter Umständen hingehen lassen, wenn man ihn in einem erregten Augenblicke „Kanaille“ genannt hätte, aber „Kjoedboller“ niemals! ..... Trotzdem wäre der Fall bei einer unglückseligen Gelegenheit, von der wir später sprechen wollen, beinahe eingetreten.

Die Kjoedpolser haben mit den Kjoedbollern große Ähnlichkeit; bloß ist das eigenartige Hackfleisch, aus dem sie bestehen, in Dachhasendärme gefüllt! Sie stellen also eine Art Wurst dar.

Die Fricadeller, gleichfalls norwegischen Ursprungs, sind der Größe nach große Kjoedboller oder kleine Kjoedpolser; Geschmack und Beschaffenheit sind nicht zu beschreiben!

Die Fiskeboller, deren Wiege in Dänemark steht, unterscheiden sich von den obigen dadurch, daß nicht Fleisch, sondern Fisch ihre Grundlage bildet. In einem weißen Rahm schwimmend, haben sie die Dicke und das Aussehen eines harten Eies, aber in Wirklichkeit sind sie noch schrecklicher im Geschmack als alle Kjoedboller und Kjoedbolser der Welt. Außerdem haben sie das Unangenehme an sich, daß sie sogar bei der größten

Kälte verderben. In diesem Zustand verbreiten sie dann einen so pestilenzialischen Geruch, daß, wenn einmal einer von uns auf der Eisbank mit den Schuhen damit in Berührung gekommen war, jeder es bei seiner Rückkehr an Bord sogleich merkte und den Betreffenden floh. Ich bin mit der Liste noch nicht zu Ende: es bleibt noch der Australhase, der noch scheußlicher ist.

In zoologischer Hinsicht muß dieser Hase ein aus einer unnatürlichen Verbindung hervorgegangener Bastard sein, denn niemals könnte ein Hase der bekannten Regionen, selbst in Büchsen nicht, so sehr entarten, daß er einen so abscheulichen Geschmack bekäme.

Wenn das Gericht, von einem Kranz gedörrter Pflaumen umgeben, auf den Tisch kommt, durchläuft Racovitza und mich jedesmal ein Schauer. Letzterer hat, um uns beiden über die Schwierigkeit des Verschluckens hinwegzuhelfen, einen sehr geistreichen Kniff ersonnen. Sobald das Gericht angemeldet wurde, reizte mich Racovitza zu einer politischen Diskussion. Im Feuer der Verteidigung unserer jeweiligen gegnerischen Thesen, in denen wir die Alte und die Neue Welt auf den Kopf stellten, verschluckten wir dann unvermerkt den famosen Hasen. Sonderbarerweise wurden, sobald der Bissen hinunter war, unsere Gedanken alsbald friedlicher. Gegen das Ende unserer Überwinterung ließ sich indes unser Magen nicht mehr foppen, selbst nicht bei unseren stürmischsten Diskussionen. Jede Mäßigung verlierend, vergaß ich mich eines Tages so weit, daß ich ausrief: „Aber Racovitza, Sie sind ein Anarchist!“ Entrüstet sprang Raco auf und entgegnete: „Was! Kjoed ....!“ das Ende des Wortes blieb ihm in der Kehle stecken; er hatte zum Glück noch rechtzeitig angehalten! Hätte er noch „boller“ hinzugefügt, so wäre ein Duell auf Leben und Tod die sichere Folge gewesen! ....

Man wird sich vielleicht über die Ausführlichkeit wundern, mit der ich diese seltsamen Produkte hier beschreibe; allein sie erschienen auch leider so oft auf unserem Tische, namentlich während der langen Überfahrt über den Atlantischen Ozean! Dem Himmel sei's gedankt, daß sie gegen die Mitte der Überwinterung uns nicht mehr vorgesetzt und als Reservebestand für die „Tage einer Hungersnot“ zurückgestellt wurden.

Man darf aus dem Vorstehenden nicht den Schluß ziehen, der Kommandant hätte beim Einkauf dieser Konserven unbesonnen gehandelt. Als er diese Nahrungsmittel in noch frischem Zustand in Norwegen kostete, hatte er sie ausgezeichnet gefunden; überdies hatte sie ihm ein berühmter Polarforscher angelegentlich empfohlen. Auch muß man berücksichtigen, daß es einem geschickten Koch vielleicht gelungen wäre, sie unserem Geschmack anzupassen, allein wenn Michotte auch ein strammer Soldat der Fremdenlegion gewesen, so war er dagegen nur ein mittelmäßiger Koch. Er hatte aus reiner Hingebung seit Punta Arenas dieses Amt angenommen. Dabei war er die Ehrlichkeit selbst: niemals gestattete er sich die geringste Extraration, trotzdem er es doch mit der größten Leichtigkeit hätte tun können.

Daher stand auch Michotte bei de Gerlache in besonderer Gunst. Seine Funktionen erinnerten den Kommandanten an die Zeit, wo er selbst als einfacher Matrose auf einem Schiffe eines Tages den Auftrag erhielt, die Küche des Kapitäns zu besorgen. Ob er sich wohl besser dabei zurechtfand als Michotte? .... Wahrscheinlich nicht; daher denn auch seine große Nachsicht. Ein weiter Weg, vom Schiffsjungen zum Schiffskommandanten und Leiter einer Expedition nach dem Pol!

Übrigens mußte jeder den braven Michotte gern haben, der das Unmögliche versuchte, um uns zufrieden zu stellen. Eines Tages ging er sogar daran, uns Brot zu backen, das allerdings nicht gerade leicht verdaulich war, und das wir deshalb „Bleibrot“ nannten. Der Ehrgeiz in seinem Amte trieb ihn noch weiter, er wandte sich der Fein-

bäckerei zu und setzte uns einmal in der Woche einen „Bleikuchen“ mit einer dünnen Auflage von Eingemachtem vor. Eine harte Kauarbeit, die unsere Kinnladen zu leisten hatten, bevor dieses Gebäck unserem erschöpften Magen zugemutet werden konnte.

Während der Mahlzeiten verfehlten wir nie den Küchenzettel zu bespötteln, was unseren wackeren Kommandanten tief betrübte.

Als wir einmal an einem Sonnabend alle bei fröhlicher Laune waren, erklärten Arctowski und ich dem Kommandanten, daß, wenn die Kjoedboller nicht eßbar seien, es an der Zubereitungsart läge. Wir erklärten ihm dann, wenn er uns unbedingte Vollmacht geben wolle, so würde am nächsten Tag jedermann mit Hochgenuß die Kjoedboller verspeisen. „Ich verpflichte mich jetzt schon ihrer vier zu essen“, fügte ich bei. De Gerlaches Augen leuchteten auf, und wir bekamen die Ermächtigung, in der Kambüse alles zu nehmen, was wir wollten.

Tags darauf, es war Sonntag, kam Michotte am Morgen zu uns, um die Befehle entgegenzunehmen. Ohne irgend welche Verlegenheit zu verraten, gibt ihm Arctowski den Auftrag, zwei Flaschen Madeira, drei große Büchsen Kjoedboller, fünf Stück Schiffszwieback und eine Büchse Schweineschmalz in der Küche bereit zu halten. Zehn Minuten später stehen wir vor dem Herd, die Büchsen sind geöffnet, und das Schmalz zerläuft in der Kasserolle. Um den nötigen Mut zum Werke zu bekommen, entkorken wir den Madeira und stärken uns alle drei tüchtig.

Ein Kamerad kommt vorüber, dann ein zweiter und ein dritter, man ruft sie herein und trinkt immer wieder!..... Indes die Stunde des Mittagessens naht heran, wir dürfen keine Minute mehr verlieren!

Die Kjoedboller werden in Mehl getaucht, ein wenig Madeira daraufgegossen – mehr war nicht übrig geblieben – dann mit zerriebenem Zwieback bestreut und das Ganze rasch in das heiße Schmalz gelegt. Michotte wendet um, läßt uns kosten und folgt uns dann in die Kajüte, wo unsere Freunde bereits am Tisch sitzen und uns mit Ungeduld erwarten. Triumphierend treten wir ein, Cook hat die Kurbel der Drehorgel zur Hand genommen und spielt eine schmetternde „Brabançonne“; de Gerlache lächelt wohlwollend. Für ihn ist heute großer Festtag, das Kjoedbollerfest.

Ein paar Augenblicke darauf ein anderer Anblick: Niemand fällt es mehr ein, die schrecklichste Grimasse zu verbergen, zu der je ein abscheuliches Mahl ein menschliches Antlitz verzerren kann. Arctowski und ich erheucheln vollständiges Staunen. Wohl oder übel mußte ich daran glauben und vier von diesen Schrecken hinunterwürgen! Es ist zum Staunen, ich verdaute sie! Und mir nun sagen zu müssen, daß ich das nun in meinem Blute habe! Wenn nur nicht mein Sohn einmal durch Atavismus auf eine tolle Leidenschaft für Kjoedboller verfällt!...

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schönheits-Preisbewerb.

Seit ich ihn für eine Robbe angesehen hatte, hörte Cook vorsichtigerweise auf, die Nacht auf der Eisbank zu verbringen, zumal er sich in seiner Kabine wohler befand, so klein sie auch war. Indessen ließen Danco seine früheren Lorbeeren nicht ruhen, und er entschloß sich anfangs April, in seinem magnetischen Observatorium zu schlafen. Ob mit Recht oder Unrecht, aber er rechnete darauf, seine Lunge dadurch zu stärken und sich gegen die Kälte abzuhärten für den Fall, daß das Schiff zerschellen sollte und wir gezwungen würden, auf der Eisbank zu kampieren!

Den 2. April — nicht am 1. aus Furcht vor etwaigen Aprilscherzen — wünscht uns Danco gute Nacht und zieht sich zurück; allein gegen 5 Uhr morgens kehrt er halb erfroren an Bord zurück. Etwas verlegen sucht er uns auseinanderzusetzen, es wäre ganz schön auf dem Eise gewesen, es hätte ihn bloß ein Fehler an seinem Schlafsacke am Einschlafen gehindert.

Am 3. abends macht sich jeder dienstbeflissen an Dancos Schlafsack, um Abhülfe zu schaffen, und mit der ironischen Großmut, auf die sich die Jugend so besonders gut versteht, interessieren wir uns so stark für die Experimente unseres Freundes, daß er sich gegen 11 Uhr dazu entschließen muß, den Versuch der vergangenen Nacht zu erneuern. Am kommenden Morgen kehrt er gleichfalls schon wieder in früher Stunde zurück. Er habe eine schreckliche Nacht gehabt, so erklärte er uns, und diesmal war die Tür des Observatoriums schuld.

Nichtsdestoweniger haben diese beiden Versuche seiner Eigenliebe einen solchen Dämpfer aufgesetzt, daß er uns ohne weitere Umschweife eingesteht, daß doch nichts über das Schlafen an Bord gehe, und es noch Zeit sei, sich unter freiem Himmel zu trainieren, wenn einmal die „Belgica“ nicht mehr sein werde!

Im allgemeinen ist die Stimmung an Bord eine ziemlich gute, indes kommt von Zeit zu Zeit ein Hauch von Melancholie über manche von uns; wir müssen daher jede mögliche Gelegenheit benützen, um uns aufzuheitern.

Als wir am 7. April damit beschäftigt waren, wichtige Papiere zu suchen, bringt einer zehn illustrierte Albums zum Vorschein, ein Geschenk eines Antwerpener Freundes, welche — die weiblichen Berühmtheiten der Pariser Theater darstellten.

Alsbald kamen wir auf den Gedanken, mit diesen Portraits einen „Schönheits-Preisbewerb“ zu veranstalten!

Der Vorschlag fand einstimmige Annahme, und der Preisbewerb sollte Sonntag abend, den 10. April, stattfinden.

Um den Amtsbefugnissen eines jeden das nötige Gewicht zu verleihen, wird zunächst beschlossen, einen König und einen Erbprinzen zu ernennen, die das Protektorat über den Preisbewerb übernehmen sollten, und ein Ministerium, das die nötigen Maßnahmen zu treffen hatte.

Demgemäß wird Arctowski unter dem Namen Artocho I., Beherrscher des Eises, zum König proklamiert, während der norwegische Leutnant Roald Amundsen Seine Königliche Hoheit Roald, Prinz der Kjoedboller, Herzog der Kjoedpolser, Graf der Fischboller wird. Ich werde zum Minister der Schönheiten ernannt und wähle Racovitza zum Kabinettschef. De Gerlache, Cook und Melaerts werden einfache Wähler.

Kaum sind die Kompetenzen eines jeden festgestellt, als im Ministerium selbst eine furchtbare Spaltung eintrat. Da de Gerlache und ich die Unvorsichtigkeit begingen zu erklären, Klara W., die allzu berühmte Prinzessin von ehedem, würde über alle andern Konkurrentinnen bei weitem den Sieg davon tragen, so entrüstet sich Racovitza und entgegnet in heftiger Erregung, Cléo de M., die berühmte Pariser Tänzerin, verdiene unbedingt sämtliche Stimmen.

Wie jeder Minister, der sich respektiert, so arbeitete ich das Wahlsystem aus, das sich am meisten mit den Interessen der Regierung verträgt, sodann verfügte ich im selben Sinne die Bedingungen des Preisbewerbes.

Es wurde also folgende Bekanntmachung öffentlich angeschlagen:

Großer Schönheits-Preisbewerb,

veranstaltet in der Antarktis unter dem hohen Protektorat S. M. Artochos I., Königs des Eises, und Sr. K. H. Roald, Prinz der Kjoedboller, Herzog der Kjoedpolser und Graf der Fischboller.

Allgemeine Bedingungen des Preisbewerbes.

Art. I. Die Portraits der vollkommensten Schönheiten – 464 an Zahl – sind in den umfangreichen Akten des Ministeriums zusammengestellt worden. Sie tragen Nummern, die füglich die Namen ihres Zivilstandes ersetzen.

Art. II. Die Beschlüsse der Jury müssen folgende Bedingungen entsprechen: Zur Erlangung jedes Preises werden zwei Abstimmungen vorgenommen; die bei der ersten Abstimmung genannten Schönheiten werden durch Notierungen vorgemerkt, und zwar drei für den ersten Preis, zwei für den zweiten, eine für den dritten.

Die sechs Schönheiten, die die meisten Notierungen erlangt haben, kommen in die engere Wahl für die definitive Zuerkennung des Preises. – Die Zahl sechs darf überschritten werden. Bemerkung: Anpreisungen und Wahlbestechungen sind erlaubt.

Verteilung der Preise.

Gleich nach der Rückkehr der „Belgica“ in einen Hafen wird der Minister der Schönheiten derjenigen Dame, welche die Jury als die schönste bezeichnet hat, ein Diplom zusenden.

Der Preisbewerb umfaßt vier Preise:

I. Preis: Gesamtfigur (allgemeines Aussehen).

II. Preis: Besondere Vorzüge (die schönsten Augen, die hübschesten Hände ... usw.

III. Preis: Beglückungsfähigkeit. – Für diesen Preis werden die Herren Wähler in den verschiedenen Spalten die Schönheiten namhaft machen, welche nach

ihrer Ansicht die geeignetsten sind, die einzelnen Mitglieder der Expedition zu beglücken.

IV. Ehrenpreis: Der Ehrenpreis wird derjenigen Schönheit zuerkannt, welche die meisten Nennungen auf sich vereinigt.

Der Kabinettschef (Unterschrift). Der Minister der Schönheiten (Unterschrift).

Gleich bei der Übernahme meiner Ministerialtätigkeit hatte ich mir eingebildet genügenden Einfluß zu besitzen, um meiner Ansicht zum Siege zu verhelfen, nämlich daß Frau Klara W., die Nr. 209 des Verzeichnisses, ohne großen Kampf Fräulein Cléo de M., die Nr. 64, aus dem Felde schlagen werde.

Allein, wie schon erwähnt, wurde schon am nächsten Tage, nachdem die einleitenden Maßnahmen getroffen waren, mein Kabinettschef mein heftigster Gegner. Vergeblich drohte ich ihm mit Entlassung; alles war umsonst. Racovitza setzte seine unwürdige Politik fort und zog noch Amundsen und dann Danco auf seine Seite, während es de Gerlache und mir mit Hilfe großer Versprechungen nur Cook für uns zu gewinnen gelang. Melaerts und Arctowski blieben unentschieden und behielten sich als praktische Wähler vor, diejenige Wahl zu treffen, die ihnen am meisten einbringen würde.

Es ist eine merkwürdige Wahrnehmung, wie leicht der Mensch wieder zum Kinde wird; so kann man z. B. beobachten, wie Offiziere der Kriegsschule mitunter auf dieselben Jugendstreiche verfallen, die sie ehedem auf den Bänken der Kadettenschule ergötzt haben.

Das ist zu Wasser wie zu Lande genau dasselbe und war auch bei uns nicht anders. Solange man sich an der Arbeit befand, waren die Gesichter ernst, sobald aber die Essenszeit da war, da wurden Plakate ausgehängt in den Kammern, in der Kajüte, auf dem Tisch, kurz überall! ....

„Es gibt nur ein schönes Weib auf Erden, das ist die 64! Wähler, stimmt für sie!" –

„Die 209 ist kein Weib, sie ist die Tugend selbst!"

„Wähler, man täuscht euch, die 64 allein verdient euere Stimmen!"

Ja eines Tages erschien beim Mittagessen sogar eine Pastete, auf die Racovitza zum Spotte auf den Minister mit Eiweiß die Aufschrift gesetzt hatte: „Es lebe die 64!" Endlich kam der 10. April heran.

Sofort nach dem Abendessen kündigt der Kommandant die offizielle Eröffnung des Preisbewerbs an. Alsbald erhebt sich ein unbeschreiblicher Lärm; alle sprachen zu gleicher Zeit, und meine feierliche Ansprache, die ich an die Bewerberinnen richte, geht ungehört verloren. Am tollsten treibt es mein Kabinettschef; er ist der Anmaßendste von allen und wagt es bereits, meinen demnächstigen Sturz vorherzusagen, ja er geht in seiner Rücksichtslosigkeit sogar soweit, daß er eine unbändige Freude darüber an den Tag legt.

Mittlerweile läßt sich Arctowski würdelos durch Racovitza um die enorme Summe von drei großen Korkpfropfen, die er in seinem Laboratorium brauchte, erkaufen! Anderseits schließt sich der wackere Melaerts meiner schwankenden Macht an, worauf ich ihm sofort das Großkreuz des Sardinenordens verleihe!

Cook ist vollkommen ratlos; er versteht nicht ein Wort von allem, was man erzählt, was für mich einen großen Vorteil bedeutet, da er dadurch für Bestechungen unzugänglich bleibt. Überdies schreit er beständig mit unermüdlicher Lungenkraft: „209, Klara, first prize!"

Endlich werden die Stimmen gezählt.

Sieg! 209 hat den ersten Preis! .....

Ich stürze nach dem Musikapparat, wo ich die Platte mit der belgischen Nationalhymne einsetze, aber in der Übereilung verkehrt, so daß sich die Kakaphonie der Musik in den Mißklang der Stimmen der Verteidiger der Nr. 64 mischen, die uns beschuldigen, die Listen gefälscht zu haben. Es herrscht ein entsetzlicher Lärm. Da läßt de Gerlache, um alle Parteien wieder zu versöhnen, den Champagner entkorken, und wir leeren die Gläser auf das Wohl „aller Schönheiten“, denen wir dieses herrliche Fest verdanken. Um 11 Uhr ziehen sich alle zurück, allein man kann keinen Schlaf finden; auf die momentane Fröhlichkeit der letzten Tage hat sich tiefe Schwermut eingestellt.

Morgen ist Ostertag, ein liebes Fest in der Heimat! Das Osterfest, das den Frühling, die Blumen und die Glocken wiederbringt. Oh! Daheim die Osterglocken wiederum läuten hören! ....

Es schlägt 12 Uhr, aber auf der Glocke an Bord, und sie klingt wie eine Totenglocke! — — — — — — — — — — — —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wissenschaftliche Arbeiten.

Am nächsten Tage sind wir alle wieder bei der Arbeit. Das ist auch ganz natürlich, denn jeder hat eine gewichtige Reihe von zu lösenden Fragen vor Augen, lauter sehr interessante und äußerst anziehende Arbeiten, denn jede in diesen unerforschten Gegenden gemachte Beobachtung hat für uns den mächtigen Reiz der vollkommenen Neuheit. Unter diesen Umständen ist jede wissenschaftliche Untersuchung anziehend, selbst wenn sie nur unter den größten äußeren Schwierigkeiten durchführbar ist.

Wir haben früher schon eingehend von den vielfältigen Hindernissen gesprochen, die bei den astronomischen Beobachtungen auf der Eisbank zutage treten: die geringe Haltbarkeit des Observatoriums, die Unbeständigkeit der Instrumente, die manchen mißglückten Versuch verschuldet. Ist man ohne Handschuh, so werden die Finger infolge der Kälte steif oder durch die Berührung mit den Metallgegenständen verletzt; mit Handschuhen ist man dann wieder allzu ungeschickt, um die feinen Instrumente zu handhaben; und dann noch die schweren Pelze, die beim Gehen hinderlich sind und die Freiheit der Bewegung hemmen.

Dazu kommen noch weitere Unannehmlichkeiten: kommt man mit dem Gesicht in die Nähe einer Linse, so kondensiert sich der in der ausgeatmeten Luft enthaltene Wasserdampf auf den Objektiv- oder den Augengläsern, gefriert darauf und macht sie trübe. Manchmal gefriert sogar noch das Quecksilber der künstlichen Horizonte infolge eines plötzlichen Sinkens der Temperatur.

Nach den Beobachtungen geht es sofort an die Berechnungen, die dann in die Spezialregister übertragen werden. Man muß sich gegen Überraschungen vorsehen: der Tod kann einen unangemeldet wegholen.

Danco feiert nicht; unablässig ist er in endlose Vorberechnungen für die Beobachtungsreihen versunken oder in die zahlreichen Messungen der absoluten Werte des erdmagnetischen Feldes.

Mehrere von uns helfen bei den meteorologischen Beobachtungen mit, die von Arctowski geleitet werden. Mindestens alle Stunden muß die Stärke und Richtung des Windes, die Temperaturangabe der Thermometer, der Barometerstand am Marinebaro-

meter, die Angaben des Aneroidbarometers und endlich die Bewölkung des Himmels aufgezeichnet werden.

Sobald eine meteorologische Erscheinung vor sich geht, ist Arctowski auf der Bresche. Nichts vermag ihn dann in seiner Arbeit zu stören oder davon abzubringen. Sagt man ein Wort zu ihm, so antwortet er in trockenem Tone: „Sprechen Sie nicht mit mir, ich beobachte!"

Dobrowolski steht ebenfalls nicht zurück: die Nase gegen Himmel streckend, verfolgt er stundenlang das Erscheinen, den Lauf, die Veränderungen und das Verschwinden der Wolken. Ein anderes Mal wieder untersucht er mit der Lupe alles, was vom Himmel fällt, Schnee oder Reif. Auf der Eisbank aufgestellte Stäbe zeigen die Menge des gefallenen Schnees an.

Die Pressungen und Lockerungen der Eisbank, die Bildung der Hummocks, der Rinnen und Waken, alles wird analysiert; Arctowski mißt sogar das stündliche Wachstum des Eises bei verschiedenen Temperaturen.

Die an Überraschungen reichste Arbeit ist entschieden die Racovitzas; doch lassen wir unserem Naturforscher das Wort:

Die flottierenden Lebewesen, das Plankton, wurde in reicher Menge aufgefischt; allein wenn die Zahl der Einzelindividuen auch eine beträchtliche war, so war die Anzahl der Arten doch eine verhältnismäßig beschränkte. So fanden sich, um nur die Copepoden zu erwähnen, die im Plankton der gemäßigten Meere so mannigfach sind, nur achtzig ganz neue Arten dieser kleinen Crustaceen.

Die Seealgen waren gleichfalls sehr zahlreich, vor allem in unmittelbarer Nähe der Oberfläche und an den unter Wasser liegenden Wänden der Eismassen. Sie sind in diesen Gegenden namentlich durch die Diatomeen vertreten und bilden ganze Seeprärien, die direkt oder indirekt der ganzen in der Antarktis lebenden Tierwelt den Lebensunterhalt liefern.

Die Grundfauna, die wir von einem Kontinentalplateau gesammelt hatten, dessen Niveau zwischen 300 und 400 Metern verläuft, ist äußerst verschiedenartig und sehr interessant. Trotz der geringen Tiefe ihres Aufenthaltsortes zeigt sie ausgesprochenen Tiefseecharakter. Sämtliche bereits untersuchte Arten sind neu, und viele zeigten noch nicht bekannte Abarten. Der Tiefseecharakter dieser Fauna erklärt sich durch die niedrige Temperatur des Wassers, in welchem sie lebt.

Die Lotmaschine ist praktischer aufgestellt worden, als es bei unseren ersten Lotungen der Fall war, kann aber nicht in Verwendung gebracht werden, ebensowenig wie die zum Aufholen der Dredsche und Leinen bestimmte Winde. Wir halten sie für die Zeit in Bereitschaft, wo wir wieder im offenen Meere sein werden(!), denn für diese Maschinen müßten wir unseren großen Kessel unter Druck halten und die kostbare Kohle verbrauchen, die wir möglichst sparen müssen.

Wir besitzen indes ein zwar plump konstruiertes, aber richtig funktionierendes Lot mit Handbetrieb, welches de Gerlache unter Mithülfe von Arctowski, Amundsen, Melaerts, Johannsen und Somers auf dem Eise aufgestellt hat.

Das Abvieren und Aufholen der zum Fischen bestimmten Leinen geschieht ebenfalls mit der Hand oder mittelst einer kleinen Winde mit Kurbelarmen, an denen zwei bis drei Mann drehen.

Das Geheimnis der Tiefen des Meeres lockt jeden von uns an. Sobald der eine oder andere über einige Augenblicke freie Zeit verfügt, so begibt er sich schleunigst zu Racovitza hin, ob er nun gerade mit einem Netz aus Seidenetamin an der Oberfäche

des Wassers fischt oder mit dem Schwabber den Meeresgrund abfegt oder endlich das mächtigere Dredschnetz auswirft, um damit Proben jeder Art heraufzuholen.

Ist der Zug getan, so befindet sich unser Naturforscher vor einer mächtigen Arbeit, zu der er leider keinen einzigen von uns zu ernstlicher Beihilfe heranziehen kann.

Unser guter Doktor ist gleichfalls nicht untätig, obwohl der Gesundheitszustand an Bord bis jetzt ein guter geblieben ist. Er mißt unsere Temperatur mittelst kleiner Thermometer, die er uns vier bis fünf Minuten lang in den Mund steckt; notiert die Anzahl der Pulsschläge, wiegt uns auf einer von ihm über der Maschine aufgestellten Wage, sieht unsere Lippen, das Zahnfleisch, die Zähne und die Augen nach, wendet unsere Augenlider um und trägt dann alles gewissenhaft in seine Tabellen ein. Wenn wir über Unwohlsein klagen, dann pflegt er uns jeweils mit Überzeugung zu versichern: „Wenn Sie in New York mein zahlender Klient wären, würde ich Ihnen etwas verschreiben, aber hier ist es nicht der Mühe wert; Sie werden ohne das ebensogut wieder gesund werden".



Dr. Cook phot. Lotung auf der Eisbank.

Amundsen und Melaerts überwachen die täglichen Arbeiten an Bord; der erstere hat außerdem noch das Aufstellen und Instandhalten der Geräte zum Fischen unter sich, während letzterer noch mit dem Lotmaterial zu tun hat.

In der Mannschaftskammer läßt die Disziplin immer noch zu wünschen übrig: da beklagt sich einer, er müsse zu viel rein machen; ein anderer schläft statt Wache zu halten, ein dritter weigert sich pünktlich aufzustehen; aber, im ganzen genommen, kommen keine schweren Verfehlungen vor. Die Matrosen sind stolz, bei den wissenschaftlichen Arbeiten mithelfen zu dürfen: Koren präpariert die Vögel, Tollefsen schabt Häute ab und trocknet sie, Johannsen unterhält das astronomische Observatorium, Dufour leistet Danco manchen Dienst. Dank der ständigen Arbeit, die uns an ruhigen Tagen die Langweile verscheucht und an Tagen der Traurigkeit wieder aufrichtet, verstreicht die Zeit rasch.

Aber wie arg bleich die Herbstsonne hier ist!....

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Tage vor Sonnenuntergang.

Den 25. April 1898. – Mit jedem Tag erhebt sich die Sonne etwas weniger über den Horizont. Die Temperatur fällt auf 26,5°, heftige Stürme folgen aufeinander, wirbeln tobend den Schnee auf der Eisbank auf und jagen ihn mit dem frisch fallenden umher. In windstillen Momenten lockert sich das Eis: gegen das Vorderschiff zu hat sich sogar eine Wake gebildet, ist aber alsbald wieder zugefroren.



Dr. Cook phot. Schnee zur Gewinnung von Süßwasser.

Die Eisfelder gefrieren zusammen und bilden bloß noch eine einzige ungeheuere Ebene, wo die Waltiere keine Stelle mehr finden, an der sie zum Atmen heraufkommen können. Die Finnwale und Robben durchstoßen dann mit dem Kopfe das leicht zerbrechliche Jungeis, bleiben eine Zeitlang an Ort und Stelle, um Luft zu schöpfen, und verschwinden dann wieder.

Eine gewisse Teilnahmslosigkeit gegen alles nimmt bei uns überhand: vom Personal wollen einige sogar nicht mehr aus dem Schiffe heraus, um den täglichen Spaziergang zu machen. Für die geringsten Einzelheiten des Dienstes müssen ausdrückliche Befehle erlassen werden; so muß z. B. für jeden einzelnen Mann der Tag festgesetzt werden, an welchem er ein Bad zu nehmen und seine Wäsche zu waschen hat.

Da das Süßwasser in den Behältern aufgespart bleiben soll, so muß täglich solches aus Schnee gewonnen werden. Die Maschinisten haben deshalb den Destillator auf dem Verdeck unter dem kürzlich errichteten Schutzdach aufgestellt. Jeden Morgen schafft eine Gruppe von Leuten mit Schlitten die Schneeblöcke herbei, die nicht zertreten worden sind. Diese Blöcke werden zerkleinert und in den Destillator geworfen. Das Heizmaterial besteht aus Robbenfett, mit etwas Kohlen vermischt. Dank dieser Maßnahme wird unser Kohlenvorrat nicht zu sehr angegriffen; denn man kann sich nur schwer eine Idee davon machen, welche enorme Masse von Schnee und welche Wärmemenge erforderlich sind, um zwei- bis dreihundert Liter Wasser zu gewinnen.

An Bord ist seit kurzem eine ziemlich bedeutende Veränderung vor sich gegangen: die Küche, Michottes chemisches Laboratorium, ist eine Etage tiefer gekommen; de Gerlache hat sie im Zwischendeck neben dem Mannschaftsraum einrichten lassen. Ich hätte das alte Lokal gerne für mich gehabt, um darin bequemer arbeiten zu können; der Kommandant hat mir indes in respektvoller Verehrung für den Tempel der Kjoedboller, zu verstehen gegeben, daß diese Küche zu keinem anderen Zwecke Verwendung finden solle.

28. April. — Seit einigen Tagen hat in unseren Reihen eine stumme Unzufriedenheit Platz gegriffen, die, sobald uns irgendwo eine Widerwärtigkeit oder ein Widerspruch in den Weg tritt, sich in schlecht bezähmter Heftigkeit kund gibt. Nur eines ist davon unberührt geblieben, nämlich der Eifer, mit dem man sich gegenseitig bei wissenschaftlicher Arbeit unterstützt: ein jeder von uns ist sofort bei der Hand, sobald es gilt, einem Kameraden einen Dienst zu leisten, der seine Beihülfe in Anspruch nehmen muß.

1. Mai. Festtag für H...., unseren vorgeschrittenen Sozialisten an Bord; er leistet sich eine kleine Kundgebung und organisiert ganz allein einen imposanten Umzug auf der Eisbank, wobei er sämtliche Rollen selbst übernimmt. Er ist übrigens sehr interessant; auf sehr geistreiche Art sagt er der herrschenden Klasse seine Meinung. Nach ihm braucht die Gesellschaft keinerlei Oberhaupt, Männer und Weiber müßten vollständige Gleichberechtigung genießen! Seine allgemeine Politik ist nicht gerade kompliziert.



Racovitza phot. Cooks Schlitten.

Es darf hier wohl bemerkt werden, daß nach Seemannsbrauch und dem großen Prinzip der Gewissensfreiheit niemals über irgendwelche politische oder religiöse Frage ernstlich unter uns debattiert worden ist. Der eine oder andere konnte in voller Freiheit seine Meinung äußern, fand aber weder Beifall noch Widerspruch. H... konnte deshalb nach seinem Gutdünken manifestieren, und da er, nach seinem

Standpunkt auf die Bedeutung dieses Festtages großes Gewicht legte, so gewährte man ihm jedwede Rücksicht.

Um die sozialistische Doktrin unseres Freundes indes ins richtige Licht zu stellen, möge folgender kleine Vorfall, der sich etwas später zutrug, erwähnt werden. H.. wurde eines Tages zum Schmieren an die Maschine kommandiert. Da Van Rysselberghe, der zweite Maschinist, krank geworden war, so mußte H... während einer Wache als Maschinist funktionieren und hatte dabei den Heizer Koren unter seinem Befehle. Nun sah man das Unglaubliche sich zutragen, daß H..., nachdem er selbst Herr geworden, seinen Untergebenen förmlich unterjochte. Es war noch keine halbe Stunde verflossen, da kam er, um für Koren, der ihm nicht genug Arbeitseifer an den Tag legte, eine strenge Strafe zu verlangen: „Dieser Kerl“, rief er aus, „erlaubt sich ja, mir zu widersprechen und meine Befehle zu kritisieren! Ohne Gehorsam dem Vorgesetzten gegenüber ist nichts zu machen!“ Ich weiß nicht, ob sich H... durch diesen famosen Versuch hat bekehren lassen. Auf alle Fälle wünsche ich den Arbeitern, daß sie es niemals mit einem so despotischen Herrn zu tun haben mögen.

2. Mai. Ist es eine Wirkung der verführerischen Theorien des H..., oder sind es meine schlimmen Instinkte, die sich geltend machen? Ich bin heute in kriegerischer Stimmung.

Nach dem Mittagessen habe ich eine längere Unterredung mit de Gerlache. Ich setze ihm auseinander, daß sämtliche Leute der Mannschaft sich über die Nahrung unzufrieden zeigten, daß sie im Recht seien, und daß es eine schlechte Politik wäre, ihre Geduld zu erschöpfen. Ich gebe meinem Bedauern darüber Ausdruck, daß man sich mir gegenüber trotz meiner Stellung als zweiter Kommandant niemals über den Vorrat der an Bord befindlichen Lebensmittel klar ausgesprochen habe, und lege ihm folgendes Dilemma vor. Entweder mangelt es uns an Lebensmitteln, und dann habe ich das Recht es zu erfahren, oder wir sind mit Lebensmitteln gut versorgt, und dann müssen die Rationen erhöht werden.

Diese Erklärung wirkt wie ein Blitzschlag auf de Gerlache! „Gewiß, wir haben Lebensmittel, aber was wird die Presse sagen, wenn sie später von uns spricht? Wird sie uns nicht vorwerfen, wir hätten die Situation dazu benutzt, es uns wohl sein zu lassen?“

Ich gestehe ihm ganz einfach, daß ich mich nicht im geringsten um eine Presse kümmerte, die so kleinlich wäre – vor allem nicht um die der Antarktis –, und daß ich der Ansicht sei, man müsse den Leuten eine ausreichende Ration geben, ohne sich an die Enten der gemäßigten Regionen zu kehren! Nach einer ziemlich langen Unterhaltung gehen wir auseinander, und wie es nach Erörterung einer heiklen Frage gewöhnlich der Fall ist, ohne eine Entscheidung getroffen zu haben. Tags darauf überreichte mir indes de Gerlache beim Mittagessen eine lange Liste von Küchenzetteln, die mit äußerster Sorgfalt zusammengestellt worden waren, und diesmal unserem erschöpften Magen vollauf Rechnung trugen.

Sonntag den 8. Mai. Das Wetter ist herrlich; allgemeine Ruhe für die Mannschaft, da keinerlei dringende Arbeit vorliegt.

Auf der Eisbank beendigt Cook eben das Setzen des Mastwerkes eines Segelschlittens. Das Vehikel steht prächtig da. Briggsegel und Fock, aus mehreren Bettüchern zugeschnitten, haben eine mächtige Breite. Die Tücher sind an Bord vorrätig, denn de Gerlache und ich sind die einzigen, die solche noch in Gebrauch haben.

Der Schlitten ist fertig; eine leichte Brise bläst in die Segel, es sieht äußerst hübsch aus, aber ... es geht nicht von der Stelle! Der Wind ist zu schwach, ein anderes Mal wird es schon gehen; einstweilen wollen wir den Schlitten schieben, um die Wirkung zu beurteilen. Holla! er stürzt um, denn der Schwerpunkt und der Mittelpunkt des Segelwerks liegen sehr hoch. Cook will sich nicht abbringen lassen und belastet den Schlitten, um den Schwerpunkt mehr nach unten zu bringen; zahlreiche Versuche sind vergeblich. Dabei fehlt es nicht an Späßen und schlechten Witzen.

Nachmittags begeben wir uns in großer Anzahl nach einem kleinen Eisberg, der ungefähr zwei Meilen entfernt liegt. Dieser in die Eisbank eingefrorene Eisberg besitzt eine sehr anmutige Gestalt; man könnte ihn für einen Felsen der hübschen Bucht von Along im Golf von Tonkin ansehen.

Auf der einen Seite fällt er in einer Reihe schiefer Ebenen ab, über welche man mit Schneeschuhen hinaufkommen kann. Auf dem Gipfel angekommen, läßt man sich dann wieder den steilen Abhang hinuntergleiten, falls man mit dieser Art Sport einiger-



Dr. Cook phot. Eisberg in der Eisbank.

maßen vertraut ist. Allein die meisten unter uns kamen dabei mehr als einmal zu Falle. Und war man dann am Fuße des Eisberges angelangt, so hieß es doppelt vorsichtig sein. Unten war nämlich eine drei Meter tiefe Einsenkung. Wenn man mit großer Schnelligkeit herabsauste, so kam man leicht über den Graben weg, sobald man dabei die Skis möglichst horizontal hielt; bei geringer Schnelligkeit dagegen blieb man mit der Spitze der Schneeschuhe an der Grabenböschung hängen und schlug einen schmählichen Purzelbaum. Allmählich wurden wir kühn und fuhren in Gruppen von zwei oder drei Mann hinunter, indem wir uns gegenseitig an der Hand faßten. Plumps! da hat einer von uns das Gleichgewicht verloren, und alle seine Kameraden sind mit ihm hingestürzt. In dem dabei aufgewirbelten Schnee herrscht dann ein solcher Wirrwarr von Skis, Köpfen, Armen und Beinen, daß man nicht leicht wieder herauskommt.

Um den Eifer der Mannschaft, für welche die Bewegung in freier Luft sehr heilsam ist, zu erhöhen, werden Wettläufe veranstaltet, Preise auf Hoch- und Weitsprung ausgesetzt, die in Gutscheinen von 25, 30, ja sogar 50 Francs, zahlbar nach dem Anlaufen des ersten Hafens, bestehen.

Abends herrscht dann an Bord allgemeine Fröhlichkeit. Aus den Mienen strahlt Glück und in dem Herzen Sonnenschein.

Am 10. Mai hatten wir ein bedauerliches Mißgeschick zu verzeichnen. Während der Lotung bricht der Draht, und eine der Flaschen zu Wasserproben geht mit in die Tiefe, ebenso das große Sinkgewicht mit einer besonderen Vorrichtung zur Gewinnung von Grundproben. Unser armer Freund Arctowski ist über diesen für ihn so schweren Verlust ganz außer sich und bleibt den ganzen Tag über mißgestimmt.

12. Mai. – Seit ein paar Tagen ist de Gerlache melancholisch; kaum daß er einmal in die Kajüte kommt, außer zu den Mahlzeiten. Allein in seiner Kabine, bringt er sein Schiffsjournal aufs laufende. Nach dem Abendessen verweilen wir noch einige Minuten zusammen auf Deck, dann zieht er sich wieder zurück bis zum nächsten Morgen. Sein Gesundheitszustand ist nicht gut: er verspürt ständig heftigen Druck in den Schläfen. Das ist ja wohl auch kein Wunder: es machen sich nun die Nachwirkungen der übermenschlichen Tätigkeit bei ihm geltend, die er während der drei verflossenen Jahre entfaltet hat, um seine Expedition ins Werk zu setzen, abgesehen von den von ungeschickten Freunden verursachten Scherereien und den Besorgnissen und dem Verdruß, die ihm die Mannschaft während der Überfahrt bereitet hatte.

13. Mai 1898. – Ein Unglückstag! Es hat ein heftiger Wind geweht; die Eisfelder sind geborsten, und da sich am Fuße meines Observatoriums eine Spalte gebildet hat, so fiel der kleine Bau wie ein Kartenhaus zusammen. Amundsen und Cook leisteten mir kräftig Beistand, so daß wenigstens ein Teil meines Materials gerettet wurde.

Danco, den meine Klagen höchst belustigten, weist mir strikte nach, daß ich einen schlechten Platz gewählt hatte, ich hätte es machen sollen wie er und hätte es vermeiden müssen, mich in der Nähe eines früheren Spaltes niederzulassen. Zur Bekräftigung seiner Theorie nimmt er mich mit zu seinem Observatorium; wir waren indes nicht wenig erstaunt, als wir die Entdeckung machten, daß dasselbe sich wie eine schwimmende Insel langsam von unserem Eisfeld entfernte.

Ich revanchierte mich nun sofort und sprach von einer Entenhütte inmitten eines Teiches; dann machte ich ihm unter Beiziehung vieler, mehr schlechter als guter Gründe klar, daß er allein für den Unfall verantwortlich zu machen sei, daß man sich nicht ungestraft auf einem alten Hummock und auch nicht in der Nähe einer ehemaligen Wake einrichte!

17. Mai. - Großes Nationalfest für die Norweger! Die Wache ist mit den belgischen und norwegischen Farben beflaggt, und unsere Freunde aus dem Norden sind Gegenstand jedweder Aufmerksamkeit unsererseits.

Ein unbewußter Kummer bedrückt indes unsere Gemüter: zum letztenmal zeigt sich heute die Sonne! Sie ist bereits unter dem Horizont, wir sehen sie bloß noch infolge der Strahlenbrechung, und um so wehmütiger stimmt uns daher der Anblick ihrer ersterbenden Strahlen.

Es ist 12 Uhr 20, und die Nacht ist bereits eingetreten! Adieu, liebe Sonne! Adieu auf sechzehnhundert Stunden, du Spenderin des Lichtes und des Lebens! Was wird ohne dich aus uns werden? Werden wir je dich wiedersehen? . . . .

8*

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dancos Tod.

23. Mai 1898. Trotz der eisigen Kälte, die den ganzen Tag über herrschte, haben Tolleffsen, Johannsen, Amundsen und Cook eine telegraphische Verbindung zwischen meinem neuen Observatorium und dem Schiffe hergestellt. Diese Maßnahme war sehr notwendig, denn die Chronometer wären vollständig in Unordnung geraten, wenn man sie bei dieser großen Kälte noch weiter so hin und her transportiert hätte. Die Zeitsignale werden jetzt auf telegraphischem Wege von meiner Kammer aus übermittelt, wo Dobrowolski während der Beobachtungen sich aufhält. Der kleine Telegraph funktioniert wunderbar.

Diesen Abend ist Danco, der etwas leidend ist, mit mir allein in der Kajüte geblieben. Der Kommandant, Amundsen und Melaerts sind auf ihrer Kammer; Racovitza, Cook und Arctowski im Laboratorium.

Beim bleichen Schein einer Kerze flickte ich meine Jacke, die in Trümmer gehen wollte, während Danco mir mit lauter Stimme einige Seiten aus Tissots Werk „Im Lande der Zigeuner" vorlas. Wenn unsere alten Regimentskameraden uns so beisammengesehen hätten, so wäre ihnen dieser Anblick gewiß sehr heiter vorgekommen: Ich saß da wie ein junges Weib, das im trauten Heim an der Babywäsche ihres Erstlings näht, während Danco als Mustergatte sie durch eine interessante Lektüre erheitert.

Am 27. Mai waren de Gerlache und ich gerade in der Kajüte beisammen, als der Doktor hereinkam und uns die Eröffnung machte, daß Danco viel ernstlicher erkrankt sei, als er anfangs geglaubt habe: sein Herzleiden mache erschreckende Fortschritte, und bei seiner Appetitlosigkeit habe sich äußerste Schwäche eingestellt. Der Kranke nimmt bloß etwas kondensierte Milch und Bouillon von Liebigs Fleischextrakt zu sich. Cook verbietet, daß Danco aus dem Schiffe gehe, da er eine Lungenentzündung befürchtet. Unser armer Freund gerät wegen seiner magnetischen Beobachtungen in Verzweiflung. Da übernehme ich, ohne ihm etwas zu sagen, seine Arbeit und freue mich schon bei dem Gedanken, ihm nach seiner Genesung seine Notizbücher vollkommen auf dem laufenden übergeben zu können.

Doch leider verschlimmert sich am 29. Mai das Übel. Danco läßt mich am Morgen zu sich rufen und bittet mich, seine Beobachtungen zu übernehmen, da er befürchte, sie nicht so schnell wieder aufnehmen zu können. Ich beruhige ihn, so gut ich

kann, und verspreche ihm, jeden Tag darüber Bericht zu erstatten; er könne sogar, wenn es ihn interessiere, die Berechnungen ausführen. Er nimmt diesen Vorschlag zuerst an, allein er hatte seine Kräfte überschätzt und mußte jede Anstrengung vermeiden.

Am gleichen Tage kommt nachmittags Cook auf der Eisbank zu mir; er zeigt eine so besorgte Miene, daß ich in schlimmer Vorahnung ihn ängstlich befrage. Er setzt mir auseinander, daß die Krankheit bei Danco derartige Verheerungen anrichte, daß ihn nichts mehr retten könne. Nach einer genauen Untersuchung hat er als weitere Komplikation eine starke Eiweißabsonderung im Harne festgestellt. Ich bin wie niedergeschmettert! Ich kann die Tatsache nicht fassen. Wohl hatte ich mir gedacht, daß unser armer Freund schwer krank sein müsse, allein ihn so schnell, so schnell verlieren zu müssen, das schien mir unmöglich!

2. Juni. – Ein schmerzliches Erwachen! De Gerlache kommt, um mir zu melden, daß Dancos Auflösung mit Riesenschritten voranschreite; er bittet mich, den grausamen Auftrag zu übernehmen, den Sterbenden davon in Kenntnis zu setzen. Soll man es ihm wirklich sagen? Wird dieser Schlag nicht sein Ende beschleunigen? Auch hat ja Danco gar keine Verwandten; seine testamentarischen Bestimmungen sind alle schon getroffen. Allein haben wir anderseits das Recht, ihn unbewußt von hinnen scheiden zu lassen? In Übereinstimmung mit de Gerlache und dem Doktor beschließen wir noch damit zu warten.

3. Juni. – Eine abscheuliche Kälte! 30 Grad unter Null, und trotzdem beeile ich mich, an meine Beobachtungen ins Freie zu gehen, um einen Augenblick die Kajüte verlassen zu können, wo unser armer Freund, auf dem Sofa ausgestreckt, in Schmerzen stöhnt.

Die Eisbank ist prächtig, beleuchtet vom Monde, den kein Wölkchen trübt; sie ist ganz mit Hummocks übersät. Die Silhouetten einiger Leute von der Mannschaft heben sich auf dem glänzend weißen Grunde ganz schwarz ab. Der Kommandant und Cook benutzen diese helle Nacht, um die „Belgica“ im Mondschein zu photographieren.

4. Juni. – Herrliches Wetter. Den ganzen Vormittag lösen wir uns beim Kranken gegenseitig ab und bringen auf dem Eise unsere steifen Glieder wieder in Gang. Nachmittags bedeckt sich der Himmel, langsam fällt ein dichter Schnee. Cook zieht seine Pelzkleider an, legt sich auf dem Eise zum Schlafen nieder und läßt sich nach und nach vom Schnee begraben.



De Gerlache u. Cook phot. Die „Belgica“ im Mondschein.

Gegen Abend geht es schlimmer mit Danco; er ist so schwach, daß er bloß noch ein wenig Zitronensaft zu sich nehmen kann. Da der Doktor bemerkt hatte, daß die Beklemmung des Kranken in der Dunkelheit zunimmt, so brennen ständig zwei Kerzen in seiner Kammer. Und wir haben die traurige Empfindung, als wachten wir bereits in einer Totenkammer.

Armer Danco, er ist uns so dankbar für das Wenige, das wir für ihn tun können! Einen Trost haben wir noch: er sieht den Tod nicht kommen. Er spricht von Rückkehr! er will als erster wieder Land sehen, vom Krähennest aus will er Ausguck nach ihm halten....

Ob wohl diese liebliche Illusion aufrichtig war? ob nicht eine zartfühlende Eingebung seines edlen Herzens ihn vielleicht bestimmte, es uns nicht merken zu lassen, nur um uns nicht noch trauriger zu machen?

Sonntag, den 5. Juni. – Mit unserem Kranken steht es so schlimm, daß Cook ihm am Morgen eine Morphiumeinspritzung gibt. Gegen 4 Uhr nachmittags wacht er wieder auf; er spürt keinerlei Schmerzen, aber sein Atem geht unregelmäßig. Gegen 5 Uhr ist eine neue Morphiumeinspritzung nötig: das Ende rückt mit Riesenschritten heran.

Am Abend wird das Essen nicht in der Kajüte serviert, sondern in der Kabine de Gerlaches. Gegen 7 Uhr benachrichtigte uns der Doktor, daß der Todeskampf begonnen habe. Wir begeben uns alle in die Kajüte. Danco liegt auf dem Sofa; er bringt kaum noch ein paar Worte hervor, von Zeit zu Zeit macht er die Augen weit auf, dann schließt er sie langsam wieder; ein langgezogenes Röcheln entringt sich seiner Brust.

Der Doktor heißt mich mit dem Sterbenden sprechen, doch es wird mir schwer die Worte hervorzubringen! Der hier liegt, ist ein lieber Freund, ein Bruder; der Schmerz schnürt mir das Herz zusammen.... Was soll ich ihm sagen; von wem soll ich mit dem Ärmsten sprechen, der keine Angehörigen hat? Plötzlich erinnere ich mich an seine große Anhänglichkeit an sein Regiment, das zweite Artillerieregiment, an die dankbare und lebhafte Zuneigung, die er für zwei seiner früheren Professoren, die Brüder Lagrange hegte, die nach dem Tode seines Vaters seine weisen Berater waren; endlich an den Artillerieleutnant Henrion, seinen besten Freund, den er wie einen Bruder liebte.

Wie in einem Traume, rufe ich ihm diese geliebten Namen der Reihe nach ins Gedächtnis, und ich fühlte an einem leichten Druck seiner Hand, wie diese Erinnerungen sein Herz noch bewegten.

Plötzlich hörte das Röcheln auf: ein letztes Mal öffnet Danco die Augen, dann schließt er sie auf immer.... Es war 7 Uhr abends, am 5. Juni 1898.

Am selben Tag, 9 Uhr abends. – Cook und ich haben den Toten eingekleidet, Ruhig und schön ruht er in den Falten einer Landesflagge.

Die Leute von der Mannschaft kommen, vom Kommandanten benachrichtigt, der Reihe nach jeder einzeln, um sich vor dem Leichnam zu verneigen: Niedergeschlagenheit und tiefstes Bedauern ist in aller Augen zu lesen!

In der Nacht frägt uns de Gerlache, ob man die Leiche nicht einbalsamieren und in einem Sarge auf die Eisbank stellen sollte, um sie am Tage, wo wir aus dem Eis loskommen werden, wieder an Bord zu nehmen und in der Heimat beerdigen zu lassen.

Cook, dem dabei die peinlichste Aufgabe zufallen würde, enthält sich einer Meinungsäußerung; Racovitza und ich sind energisch gegen einen solchen Vorschlag, denn wenn noch weitere Todesfälle nachfolgen sollten, so könnten wir die Leichen doch nicht immer bei uns behalten?

Danco wird also am Dienstag, den 7. Juni, nach Ablauf der gesetzlich festgestellten Frist ins Meer versenkt werden. Der Kommandant, Amundsen und ich werden bei dem Toten wachen.

Es ist Mitternacht, ich habe eben die Totenwache übernommen. Eine armselige Kerze brennt in der Totenkammer, die eiskalt ist, da wir aus gesundheitlichen Rücksichten eine Luke halb geöffnet haben. Vollkommene Stille herrscht rings um mich, und nichts

vermag meine Gedanken von der Leiche abzulenken, die dort in jenem Flaggentuche liegt. Trotzdem verspüre ich nicht mehr diese Angst, die mich bedrückte, als er im Todeskampfe lag; ich weiß, daß er jetzt zur ewigen Ruhe eingegangen.

Montag, den 6. Juni. Alles ist düster, alles ist grau, der Himmel wie die Eisbank. Die Stille wird nur durch das dumpfe Krachen des Mastwerkes oder des Schiffskörpers unterbrochen. Jede Arbeit ruht, nur Johannsen und Knudsen nähen den Leichensack, in welchen Dancos sterbliche Hülle hineinkommen soll.

Um 4 Uhr nachmittags ist alles bereit. Amundsen, Cook und ich wenden unsere ganze Energie auf, um den Toten in das Leichentuch zu hüllen. Als wir eben im Begriffe standen, unser trauriges Werk zu beenden, klopft jemand an die Tür: Van Rysselberghe bringt uns ein paar getrocknete Blumen, ein letztes Andenken seiner Mutter vor der Abfahrt der „Belgica". Er habe ihr versprochen, sie immer zu behalten, allein er fühlte sich seines Versprechens enthoben, wenn er sie als letztes Lebewohl dem Dahingeschiedenen mitgebe. Voller Rührung legen wir die Blumen hinein und schließen das Leichentuch wieder. Dann wird die Leiche auf die Eisbank hinuntergebracht und bis zum folgenden Tag auf einem Schlitten aufgebahrt.

Die Nacht vom 6. auf den 7. Juni war prachtvoll. Wenn wir uns von Stunde zu Stunde zu den Beobachtungen nach der Hütte begeben, bleiben unsere Blicke immer auf jener düsteren Bahre haften, die dort unten ganz nahe am Schiff steht.



Danco.

Am 7. Juni, um 11 Uhr morgens, herrscht eine derartige Kälte, daß die Leute sich alle Mühe geben müssen, um die belgische Flagge mit Trauerband in den Wanten zu hissen. 35 Grad unter Null bei äußerst heftigem, eisigem Wind. Matrosen stellen im Eise eine Öffnung zum Versenken der Leiche her; aber sobald die Eisstücke losgehauen sind, gefrieren dieselben immer wieder von neuem zusammen. Die Arbeit geht nicht vorwärts, und man will sie eben ganz aufgeben, als plötzlich eine Lockerung eintritt, die eine frühere Spalte wieder öffnet. Alsbald spannen sich die Leute vor den Leichenschlitten, dem wir alle folgen.

Bei der Spalte angelangt, macht man die Kugeln am unteren Teile des Sackes fest, aber in dem Augenblick, wo Melaerts sie in die Öffnung hinbringen will, bricht das Eis unter seinem Gewichte ein! Das eine Bein ist bereits in das eiskalte Wasser eingetaucht, als es uns gerade noch gelingt, ihn zu erfassen!

Jeder entblößt sein Haupt, der Kommandant tritt zum Sprechen vor, allein tiefer Schmerz schnürt ihm die Kehle zu, und er kann vor Rührung keinen Laut hervorbringen. Nach einigen Augenblicken vermag er endlich seinem schmerzlichen Leid Ausdruck zu verleihen und dem Toten ein Lebewohl auf immer nachzurufen.

Dann werden die Kugeln ins Meer gelassen; infolge der Schwere der Gewichte richtet sich die Leiche plötzlich auf, als wäre sie wieder lebendig geworden. Ein unheimlicher Schrecken ergreift uns, während der Sack langsam, ganz langsam sich mit Wasser füllt, hinabgleitet, versinkt und unter der Eisbank verschwindet, die, um ihre Beute sicher zu behalten, sich wieder schließt.

Oh! diese alabasterne Eisbank, von der Danco so oft geträumt, und die ihm nun zum Mausoleum geworden ist in seinem schönen Traume ohne Erwachen, und sich ihm endlos im Tode fortsetzt! . . . .

Emil Danco war am 27. November 1869 in Mecheln geboren. Er machte seine Studien am Institut Saint-Louis in Brüssel, wurde dann, 17 Jahre alt, in die Militärschule in Brüssel bei der Spezialwaffenabteilung aufgenommen. Im Jahre 1888 kam er als Offiziersaspirant an die Artillerieschule.

Im Alter von 19 Jahren hatte Danco einen fast noch kindlichen Charakter, was der hingebenden aber strengen Fürsorge seines Vaters, des Oberstleutnants Danco, zuzuschreiben war.

Obwohl schon Offizier, durfte Emil niemals allein ausgehen; wenn er aus der Kriegsschule kam, mußte er immer auf dem kürzesten Weg nach Hause zurückkehren, und seine Spaziergänge machte er immer unter dem wachsamen Auge seines Vaters.

Vergebens suchte unser Freund manchmal auszukneifen, immer wollte es irgend ein Züfall, daß er dabei in flagranti ertappt wurde. Entmutigt fügte er sich schließlich, und im zweiten Jahre seines Aufenthalts auf der Schule machte er nicht einmal mehr den Versuch, sich irgend welche Freiheit zu gestatten, ohne zuvor die Erlaubnis seines Vaters einzuholen.

Diese übermäßige Strenge gab ihm zwar keine Gelegenheit, sich für den Kampf ums Dasein vorzubereiten, hatte aber das erfreuliche Resultat, daß er ernstlich arbeitete und als zweiter aus der Artillerieschule hervorging.

Im Jahre 1891 trat er in das Regiment in Mecheln ein, und kurz darauf traf ihn der Schmerz, seinen angebeteten Vater zu verlieren.

Emil Danco stand nun allein auf der Welt; seine Mutter war schon gestorben, als er noch in der Wiege lag. Er besaß ein ziemlich ansehnliches Vermögen, genoß das Ansehen seiner Vorgesetzten und die Zuneigung seiner sämtlichen Kameraden. Er hatte, was sonst selten vorkommt, nicht einen einzigen Feind.

Trotz seiner großen Anhänglichkeit an das zweite Artillerieregiment erfaßte ihn plötzlich ein lebhaftes Verlangen, Belgien zu verlassen. Welcher – vielleicht romantische – Umstand ihn zu diesem Entschlusse veranlaßte, vermag ich nicht zu sagen; ich weiß bloß, daß er mir in wiederholten Briefen nach Frankreich die Hoffnung aussprach, zur französischen Flotte abkommandiert zu werden wie de Borchgrave und ich. Die Schritte, die er zu diesem Zwecke unternahm, waren leider vergeblich; die belgische Regierung wollte keinen dritten Offizier ins Ausland schicken.

Mittlerweile hatte de Gerlache seinen Plan einer Südpolar-Expedition bekannt gegeben. Danco ging zu ihm und bat ihn inständig um Aufnahme in seinen Stab. Er erklärte sich im voraus zu allen Obliegenheiten des Dienstes und jeglicher Anforderung des Leiters der Expedition bereit und stellte sogar eine Summe von mehreren Tausend Francs zu seiner Verfügung. De Gerlache zögerte indes; nicht als ob er an den Fähigkeiten oder an dem Mute Dancos gezweifelt hätte, nicht als ob er die Geldsumme verschmähte, die ihm zur Verfügung gestellt wurde und die er sehr gut brauchen konnte, sondern weil er wußte, daß Danco sehr schwach auf der Brust sei. Allein er gab schließlich den hartnäckigen Bitten unseres Freundes nach.

Jetzt erhob sich indes lebhafter Widerspruch vonseiten der Armee. Sämtliche Chefs gaben ihre Mißbilligung kund, besonders der Generalinspektor der Artillerie, Generalleutnant de Cuyper, ein ehemaliger Freund des Oberstleutnants Danco. Er erklärte, wenn man den Sohn mitziehen lasse, so hieße es soviel, als ihn dem sicheren Tode

entgegenschicken; die Expedition würde überdies dadurch eines Mitgliedes beraubt werden, das die gleichen Fähigkeiten, aber eine festere Gesundheit hätte, um der Kälte zu widerstehen.

Danco blieb unerschütterlich und versuchte einen Schritt beim Kriegsminister; er scheiterte. Verzweifelt wandte er sich an den Erzbischof von Mecheln, der sich am Hof für ihn verwandte.

Endlich kam die langersehnte Erlaubnis an. Ihr Urheber ging von dem Grundsatze aus, „daß ein Mensch, der einen wirklichen Beruf zur Verfolgung eines auf die Interessen der Menschheit oder der Wissenschaft gerichteten Zieles besitze, das Recht habe, den Ruhm, der Wissenschaft und den Nebenmenschen einen Dienst geleistet zu haben, mit seinem Leben zu bezahlen." Triumphierend machte sich Danco alsbald ans Werk. Unter Leitung der Brüder Lagrange bereitete er sich für die magnetischen Beobachtungen vor; unter Herrn Lancaster studierte er den meteorologischen Dienst, worin er Arctowski unterstützen sollte.

Er reiste nach Österreich, wo er unter Leitung des Obersten von Sterneck Pendelbeobachtungen anstellte er begab sich nach Wilhelmshaven, wo Dr. Borgen ihm wertvolle Ratschläge erteilte über die zur See anzuwendenden Methoden der magnetischen Beobachtungen; endlich verbrachte er einige Tage in Frankreich am Observatorium im Park Saint-Maur, um die Methode der Bestimmung der Temperaturkoeffizienten der Magnete kennen zu lernen.

Dann mußte er sich noch körperlich vorbereiten. Zu diesem Zwecke verweilte er lange in Norwegen, wo er sich in frischer Luft auf größeren Ausflügen auf Schneeschuhen abhärtete. Dort unterstützte er auch mit vollkommener und opferwilliger Hingebung de Gerlache, der seine Vorbereitungen zur Abfahrt traf.

Danco war der ergebenste und begeistertste Freund der Expedition. An Bord gab er immer und überall das Beispiel strengster Disziplin.

An wissenschaftlichen Arbeiten führte er in Rio de Janeiro eine Reihe von Pendelmessungen aus, bestimmte die magnetischen Elemente an den verschiedenen Stationen der de Gerlachestraße, sodann hatte er noch eine beträchtliche Reihe magnetischer Beobachtungen begonnen, als der Tod ihn ereilte.

Der Teil des Landes, der im Südosten die de Gerlachestraße umschließt, erhielt nach ihm den Namen Danco-Land.

Dreißigstes Kapitel.

Endlose Nacht. — Geist und Körper erschlaffen.

Die Trauertage, die wir eben durchlebt haben, waren für die meisten von uns verhängnisvoll. Mehr und mehr zeigten sich die verheerenden Wirkungen der moralischen Niedergeschlagenheit, verbunden mit der Polaranämie: unsere Kräfte nahmen sichtlich ab, eine Art Müdigkeit ergriff unsere Glieder; zwar besorgten wir unsere Arbeiten noch pünktlich, aber maschinenmäßig, ohne Interesse.

Obgleich unser gegenseitiger Verkehr stets höflich blieb, so zeigte sich doch bei jeder Maßnahme allgemeiner Natur eine unbewußte stumme Unzufriedenheit. Anderseits isolierte sich de Gerlache immer mehr und war finster und wortkarg.

Am 10. Juni brachte Cooks Geburtstag wieder etwas Fröhlichkeit unter uns. Ein jeder bemühte sich, unserem guten Doktor in irgend einer Weise seine Dankbarkeit auszudrücken.

Abends sind wir zu einem kleinen Festessen versammelt. Ich mit Frack und weißer -- d. h. gelb gewordener -- Binde. Cook, der an Höflichkeit gleichfalls nicht zurückstehen wollte, trug einen Spitzfrack zur Schau, der, seit Monaten unten im Raum, seine Eleganz etwas eingebüßt hat.

Als die Toaste begonnen hatten, bat ich ums Wort, um auf den Gefeierten eine kleine Rede in englischer Sprache abzulesen, eine wörtliche Übersetzung aus dem Französischen, an der ich zwei Stunden lang gearbeitet hatte.

Ich gab also folgendes zum besten:

Dr. Cook.

I make fast the occasion from your anniversary in order to you exprime all the sympathy who you suggest to me.

In proof from that friendship and because that great day, I take the engagement to mend one couple from your knit stokings[1]).

Dixi.

G. Lecointe.

Im Südlichen Eismeer, an Bord der S. Y. „Belgica", 10. Juni 1898.

[1]) Doktor Cook! Ich ergreife die Gelegenheit Ihres Geburtstages, um der Sympathie, die ich für Sie hege, Ausdruck zu verleihen. Zum Beweise meiner Freundschaft und aus Anlaß dieses großen Tages erbiete ich mich, Ihnen ein Paar Strümpfe zu stopfen.

Cook zerbricht sich den Kopf über dieses Nigger-Englisch; er braucht wohl zehn Minuten, um es zu verstehen, was mich natürlich tief beschämt.

Der Doktor glaubt sich seinerseits verpflichtet, französisch zu antworten, und bringt eine endlose Reihe von Wörtern hervor, die kein Mensch versteht. Schließlich gibt sich jedoch die Sache; Cook erhebt sein Glas zum Zeichen des Dankes, während wir mit Hurra das unsrige leeren.

Um meine Befriedigung besonders hervorzuheben, begebe ich mich, nur mit einem einfachen Überzieher bekleidet, an meine Beobachtung der astronomischen Position.

Wir sind bei 71° 02' südlicher Breite und 87° 18' westlicher Länge. Die Temperatur beträgt 20 Grad unter Null! Zähneklappernd kehre ich in die Kajüte zurück mit dem festen Vorsatz, mir eine derartige Extravaganz so schnell nicht wieder zu gestatten.

22. Juni. Wir stehen an der Wintersonnenwende: der Südpol liegt bis zum Südpolarkreis im Dunkel. Die Hälfte unserer langen Nacht ist vorüber, aber nun folgen unsere dunkelsten Tage; Tage, an denen man Mittag und Mitternacht beinahe nicht mehr unterscheiden kann. Diese Situation machen wir uns zunutze, um uns auf Arctowskis Kosten etwas zu zerstreuen, der, da er von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens arbeitet, natürlich tagsüber schlafen muß.

Wie er nun eines Tages kaum zwei Stunden schläft, weckt ihn Racovitza plötzlich: „Rasch auf, Sie FaulER, Sie haben das Essen verschlafen, und nun versäumen Sie auch noch den Dienst!"

Arctowski ist ganz erstaunt; er glaubt sich eben erst niedergelegt zu haben, steht auf und freut sich über den tiefen und erquickenden Schlaf, den er während der letzten zwölf Stunden gefunden haben müsse! . . . .

Je tiefer die Nacht wird, desto mehr schließen sich die Spalten, und die Tiere ziehen sich nach dem Norden zurück. Dann und wann bemerken wir noch eine Robbe oder ein paar Adélieland-Pinguine, selten einen Königspinguin. Dieser Mangel an Wild gibt uns zu denken! Was werden wir anfangen, wenn unsere Vorräte ausgehen? . . .

Zeitweise stellen sich auch sehr heftige Pressungen ein und schütteln energisch das Schiff, das sich hebt und im ganzen Rippenwerk kracht. Man hört sie von weitem herankommen, wie das Rollen von Feldartillerie im Galopp: Die Felder kommen gegeneinander, stoßen zusammen, gehen in Stücke und legen sich dann übereinander.

Man trifft eifrige Vorbereitungen zur eventuellen Räumung der „Belgica" für den Fall, daß das Schiff vom Eise zerdrückt würde. De Gerlache, Amundsen und mehrere Leute von der Mannschaft füllen Lebensmittel und Kleider in Kisten und Säcke, um sie, falls es nötig würde, auf die Eisbank zu schaffen. Auch wird beschlossen, daß, wenn wir uns trennen müßten, wir zwei Abteilungen bilden würden. Zur ersten, unter de Gerlaches Kommando, würden Leutnant Amundsen, Dr. Cook, Van Mirlo und die norwegischen Matrosen Johannsen, Knudsen, Tollefsen und Koren gehören; sie bekämen das Steuerbordboot mit. Die zweite unter meiner Leitung würde gebildet vom wissenschaftlichen Personal, Racovitza, Arctowski und Dobrowolski, sowie dem Leutnant Melaerts, dem Maschinisten Somers und Van Rysselberghe, dem Koch Michotte und dem Matrosen Dufour.

30. Juni. Seit einigen Tagen ist Arctowski leidend: der Puls geht sehr schwach. Am 26. Juni mußte er fast den ganzen Tag im Bett bleiben; am 28. war er sehr nervös; heute geht es ihm noch weniger gut. Er ist sich übrigens über seine Lage vollkommen klar, was ihn aber weder in Aufregung noch in Angst versetzt.

Heute machte mir auch de Gerlache Mitteilung von einem von ihm entworfenen Plane. Er schlägt vor, gleich nach Rückkehr der Sonne mit zwei oder drei von unseren

Gefährten, vor allem Amundsen und Cook, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen.

Seine sehr logischen Folgerungen lauten folgendermaßen: Die „Belgica", die in einer weitausgedehnten Eisbank eingeschlossen ist, wird mit dieser nach allen Richtungen getrieben. Da nun aber die Lotungen ganz entschieden das Vorhandensein des Kontinentalplateaus nachweisen, so können wir unversehens in verhältnismäßig geringe Entfernung von einem Lande geführt werden. Würde es sich nicht empfehlen, daß, sobald das Schiff wiederum südwärts käme, ein kleines Expeditionskorps so rasch wie möglich in dieser Richtung vordränge und die Eisbank verließe? Nach einem fünfzehntägigen Marsche würde man dann wieder nach dem Schiffe zurückkehren.

Zur Vorbereitung dieses Marsches ließ de Gerlache mir vollkommene Freiheit, und ich bin ihm für das Vertrauen, das er mir bei dieser Gelegenheit schenkte, sehr dankbar. Allein, wenn es leicht war, das Schiff zu verlassen und südwärts zu laufen, so war dem wahrscheinlich nicht so, wenn es sich darum handelte, die Belgica wieder zu erreichen!

Ich nahm indes ohne Zögern an und teilte den Plan Cook und Amundsen mit, die sich bereit erklärten, sobald die Umstände es uns erlaubten, aufzubrechen. Vorläufig beschlossen wir, Versuche anzustellen, um uns etwas zu trainieren und eine richtige Auswahl bei Feststellung des auf diese Reise mitzunehmenden Materials treffen zu können.

Am 4. Juli war der Gedenktag der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, und wir benutzten diese Gelegenheit, um Cook nochmals unsere Sympathie zu bezeigen. Abends unterhielten wir uns über internationale Politik. Cook ist Gegner der Land- und Seeheere; er ist der Ansicht – wie damals alle Nordamerikaner – Europa richte sich durch seine ständig wachsenden Rüstungen zugrunde. „Die Vereinigten Staaten," so erklärte unser Freund, „werden das alles in Ordnung bringen, indem sie sich mit Spanien verbinden, und sobald sie einmal auf dem alten Kontinent festen Fuß gefaßt haben, wird es mit den stehenden Heeren vorbei sein: es wird bloß noch die mit den Vereinigten Staaten von Amerika verbündeten Vereinigten Staaten von Europa geben!"

Und während Cook uns solche Reden hielt, führten die Vereinigten Staaten mit Spanien einen Vernichtungskrieg, und statt nachher die Rüstungen herabzusetzen, beeilten sie sich, einen ungeheuren Kredit zur Vergrößerung ihrer Seemacht zu bewilligen.

Man muß sich in der Antarktis befinden, um an die Verwirklichung einer solchen Utopie zu glauben: Verschwinden des Hasses, Aufhebung des Neides, Gleichgültigkeit gegen das Gold, allgemeiner Friede, ob mit oder ohne Internationales Schiedsgericht im Haag!

6. Juli. Mit Arctowski steht es gar nicht gut; sein Zustand verschlimmert sich, ohne indes seine Seelenruhe zu beeinträchtigen. Heute morgen ging ich, in ernste Betrachtungen versunken, spazieren: er spricht mich lachend an und frägt mich, wo ich sei. – „O, sehr hoch oben, inmitten der Sterne, im Sternbild der Träume!" – „Bei mir," erklärte er, „ist gerade das Gegenteil der Fall, ich bin sehr weit unten . . . . beinahe im Niveau des Meeres." Er spielte damit auf das Versenken ins Meer nach seinem Tode an, den er nahe glaubt.

9. Juli. Seit einigen Tagen habe ich Schmerzen in den Beinen und lege mir die bange Frage vor, ob nun die Reihe des Krankwerdens an mich kommt. Beim Baden stelle ich fest, daß meine Knöchel ganz angeschwollen sind. Ich rufe Cook, der mich sorgfältig untersucht, und an seinem betrübten Gesicht sehe ich, daß mein Zustand ihn beunruhigt. Heute abend sind wir übrigens alle sehr mutlos; de Gerlache klagt über Kopfschmerzen und geht gleich nach dem Abendessen zu Bett.

10. Juli. War das eine Nacht! Nicht eine Stunde Schlaf! Mein Kopf ist schwer wie Blei, und meine Schläfe schlagen heftig. Cook erklärt, ich müsse unter allen Umständen frisches Fleisch essen, und schlägt de Gerlache vor, mir ein Beefsteak aus Pinguinfleisch zubereiten zu lassen.

Wir hatten bis zum heutigen Tag einen solchen Widerwillen gegen dieses schwärzlich aussehende zähe Fleisch, daß keiner von uns sich dazu entschließen konnte, solches zu essen.

Amundsen, der sich sehr schwach fühlt, wartet nicht einmal das Abendessen ab, um diese neue Kost zu probieren; er verspeist gegen 5 Uhr ein rohes Pinguinfilet.

Da ich von Mitternacht ab Dienst habe, so lege ich mich um 8 Uhr abends zu Bett, kann aber keinen Schlaf finden. Meine Beine schwellen immer mehr an, und meine linke Hand beginnt, es ihnen nachzumachen.

Von Mitternacht bis 4 Uhr morgens übernehme ich meinen Wachdienst und die meteorologischen Beobachtungen. Ich hoffe, daß die Ermüdung mir den Schlaf bringen wird, den ich so nötig habe. Dem ist aber nicht so. Unbeweglich auf meinem Bette liegend, die Augen nach der Decke meiner Kammer gerichtet, fühle ich mich wie erstarrt. Gegen Morgen will ich meine Lage ändern und stelle mit Entsetzen fest, daß meine beiden Beine und mein linker Arm gelähmt sind. Was tun? Lautes Rufen würde eine wirkliche Panik an Bord hervorrufen, und anderseits kann ich doch auch nicht ohne jegliche Hilfe bleiben.

11. Juli. Gegen 6 Uhr morgens gelingt es mir, mich zu Cook hinzuschleppen. Er ist sichtlich beunruhigt; nachdem er mir eine Pille (!) gegeben, hilft er mir wieder in mein Bett zurück.

Ich fühle mich so schwach, daß ich denke, es gehe zu Ende mit mir! Durch die halboffene Tür kommt etwas Wärme aus der Kajüte in meine Kammer, und der verworrene Lärm des Frühdienstes dringt zu mir herein. Ich rufe Amundsen, erkläre ihm, wo meine auf die Expedition bezüglichen Papiere liegen, zeige ihm eine Schatulle mit einigen Andenken und den Briefen an meine Angehörigen und gebe ihm meine letzten Aufträge. Er sieht mich traurig an, hört schweigend zu und zieht sich dann, seine Rührung verbergend, zurück.

Beruhigt betrachte ich dann durch meine Luke das Stück düstern Himmels, das der düstern Eisbank gleichsieht, und verfalle dann wieder in geistige Erstarrung. Ich denke noch, aber wie im Traume, und das Sterben scheint mir nichts Schreckliches zu sein, da ich so sanft, ohne Kampf und sogar ohne zu leiden von hinnen gehe . . . .

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine Vergnügungsreise auf der Eisbank.

13. Juli 1898. -- Ich bin nicht gestorben... Die Schlafwachsucht, die mich gestern befallen hatte, hat nicht einmal sehr lange gedauert. Sobald sie etwas nachließ, aß ich maschinenmäßig ein kleines Pinguinfilet, und nach einigen Stunden erwachte ich bedeutend kräftiger.

Am selben Nachmittag richtete eine allerliebste Überraschung meinen Mut vollends wieder auf. De Gerlache fand nämlich in seinem Magazin einen Sack, der eine Schachtel mit der Aufschrift enthielt: „Am Weihnachtstage zu öffnen". Allgemeines Erstaunen und Neugier diesem geheimnisvollen Geschenk gegenüber, das sieben Monate lang vergessen geblieben war. Nach Entfernung des Umschlags fand der Kommandant darin für jeden zwei sorgsam verschnürte Pakete. Das eine enthielt einen prächtigen silbernen Bleistifthalter mit der Inschrift: „Weihnachten im südlichen Eismeer — Andenken an L. O." (Leonie Osterrieth); das andere eine Uhrkette, an der ein künstlerisch ausgeführtes Petschaft hing mit dem Wappen der Stadt Antwerpen und der Devise: „Audaces fortuna adjuvat", ein Geschenk von Generalleutnant Wauvermans und Gemahlin.

Dieser Fund hatte auf uns die Wirkung der Pandorabüchse: es war, als ob die Hoffnung aus ihr herausgekommen und wieder in unsere Herzen eingezogen wäre! Es folgte nun eine fröhliche Unterhaltung über die Heimat und unsere Freunde. Wie ein großes Kind benutzte ich jede Gelegenheit, um meinen Bleistifthalter in Gebrauch zu nehmen, und ich fand eine Reihe Briefe zu versiegeln, um das Siegel von Antwerpen und die mutige Devise daraufzudrücken. Und heute hämmert mein Herz auch nicht mehr so toll!....... Cook zählt nur 98 Pulsschläge; er kündigt mir freudig an, daß ich in weniger als acht Tagen vollständig wieder hergestellt sein werde.

Der wackere Cook glaubte indes noch nicht sehr an meine Genesung, denn in seinen Tabellen steht unter dem 14. Juli: „Lecointe hat alle Hoffnung verloren wieder aufzukommen; er hat seinen letzten Willen diktiert. Sein Fall scheint mir hoffnungslos, und ich fürchte, daß diese ungünstigen Vorzeichen eine schlimme Wirkung auf den Geisteszustand aller übrigen ausüben werden".

18. Juli. — Meine Gesundheit bessert sich von Tag zu Tag. Ich nehme keine Pillen mehr und habe meine Beobachtungen wieder aufgenommen. Leider geht es bei den andern nicht so gut. Cook hat vor mir soeben eine Analyse gemacht, nach der er



Cook phot. Leutnant Melaerts, Obermaschinist Somers und die Mannschaft.

Van Rysselberghe. Tollefsen. Van Mirlo.
Koren. Melaerts. Dufour.
Johannsen. Somers. Michotte.
Knudsen.

feststellte, daß de Gerlache ernstlich in Gefahr schwebt; Knudsen hat stark geschwollene Füße, vor allem an den Knöcheln; Melaerts zählt 150 Pulsschläge in der Minute; mit Cook und Racovitza steht es kaum besser.

21. Juli. – Nationalfest in Belgien! Für uns arme Verbannte ein großer Hoffnungstag: morgen erscheint die Sonne wieder!

Der Kommandant gibt der Mannschaft drei volle Tage Urlaub und Champagner zum Mittagessen. Alle sind in großer Freude und bisweilen wohl auch etwas angeheitert, denn sie haben seit Monaten keinen Alkohol mehr zu sich genommen.

Wenn das Wetter klar ist, so werden wir heute infolge der Strahlenbrechung gegen Mittag die Sonne einige Augenblicke zu sehen bekommen. Von 11 Uhr ab schauen wir denn auch alle nach Norden. Leider sehen wir nichts; dicke Wolken ziehen am Himmel hin und verbergen uns das heiß ersehnte Himmelslicht!

Am 23. Juli stellen wir uns auf der Eisbank auf; ein jeder hat schon seit mehreren Tagen den Punkt ausgewählt, von wo aus er den Sonnenaufgang betrachten will. De Gerlache, Amundsen, Cook und ich begeben uns nach einem kleinen Eisberg, dem gewöhnlichen Ziel unserer Herbstspaziergänge. Freude strahlt auf allen Gesichtern, die Nervosität der letzten Tage spielt keine Rolle mehr. Ach, wie nötig brauchen wir Licht und Wärme! Die Polaranämie hat auf unseren Gesichtern Spuren starker Verheerungen zurückgelassen: unsere Züge sind straff und von Runzeln durchfurcht, die Gesichtsfarbe grünlich, unsere Augen matt und leblos; diese 1600 Stunden Nacht genügten, um Greise aus uns zu machen.

Wir brauchen fast eine Stunde, um den Gipfel des Eisberges zu erreichen, denn alle hundert Schritte müssen wir Halt machen, um wieder Atem zu schöpfen. Oben angekommen, lassen wir unsere Blicke ringsumher schweifen.

Gegen Süden hin zeigt der Himmel ein schönes mattes Blau; nach Norden ist er von einem perlgrauen Nebelschleier verhüllt. Im Zenit ziehen langgestreckte Cirrus-Federwolken hin.

Die Eisbank ist strahlend weiß, und eine Luftspiegelung bringt die sonderbarsten Lichteffekte hervor. Manche Eisberge, die in Wirklichkeit weit weg sind, scheinen über dem Horizont in der Luft zu schweben; andere geben ein doppeltes Bild von sich, das wirkliche und ein virtuelles, das den Eisberg verkehrt wiedergibt; von einem anderen Eisberg sieht man das verkehrte Bild einige zwanzig Meter über dem wirklichen. Das Auge muß sich nach und nach erst an diese verwirrenden Erscheinungen gewöhnen.

Plötzlich ruft einer von uns: Da ist sie! die Sonne! Und gierig richten wir unsere Augen nach dem kleinen Feuerviereck, das sich am Horizonte zeigt. Es steigt allmählich höher, und darüber erscheint ein zweites vollkommen rotes Viereck, das dann die Gestalt eines zierlichen Fußgestells annimmt.

Um 12 Uhr entflammen drei Viertel einer schönen, goldenen Sonne die Eisbank; die Hummocks, deren Gipfel blaßrot sind, werfen endlos lange Schatten, und in der Ferne steht aufrecht die „Belgica“, zwar ganz klein, aber stolz darüber, dem antarktischen Winter entronnen zu sein!

Um 12 Uhr 40 war die Sonne bereits wieder verschwunden, aber wir kehrten mit vergnügtem Herzen und festlich gestimmter Seele an Bord zurück.

27. Juli. – Amundsen, Cook und ich haben heute morgen eine ernste Besprechung abgehalten. Da unser Gesundheitszustand befriedigend und die Jahreszeit günstig ist, so halten wir den Augenblick für gekommen, die Expedition nach dem Süden zu unternehmen, die de Gerlache mir vor einigen Wochen in Vorschlag gebracht hat.

Wir freuen uns bei dem Gedanken an diese Veränderung unseres Milieus und beschließen, unverzüglich eine Vorübung zu veranstalten.

Infolgedessen beginnen wir die Vorbereitungen zu einer Probeexpedition. De Gerlache ist voll einverstanden mit unserem Entschlusse und geht in seiner Liebenswürdigkeit soweit, daß er uns bittet, ihm die Lebensmittel anzugeben, die wir mitnehmen wollen; die Kambüse steht uns weit offen.

Diese Freigebigkeit setzt uns in Erstaunen, und wir stellen sofort eine Liste auf, die sämtliche Speisen enthält, die wir besonders gerne essen. Da wir annehmen, daß unsere Abwesenheit nicht lange dauern werde, wählen wir mehr das Angenehme als das Nützliche: Butter, eingemachte Früchte, Schokolade und andere kleine Leckerbissen!

Unsere Begeisterung wächst, je näher der Augenblick unserer Abreise heranrückt; die Sache entwickelt sich zu einer wirklichen Parodie auf die Fahrt der „Belgica": Wir künden mit Emphase „verblüffende" geographische Entdeckungen und „unerwartete" wissenschaftliche Beobachtungen an. Unsere Freude teilte sich alsbald jedermann mit, dem Stab und der Mannschaft.

29. Juli. – Seit zwei Tagen herrscht an Bord eine fieberhafte Tätigkeit; man arbeitet nur noch für „die großen Forscher". Das Zelt wird angefertigt, Schlafsäcke aus Renntierfell hergestellt, Lebensmittel in Kisten eingepackt und Alkohol in die Flaschen gefüllt; man setzt das Segel auf Cooks großen Schlitten, man putzt die Gewehre, denn wir ziehen bewaffnet aus wie Tartarin von Tarascon!

Sonntag, den 30. Juli. – Von 8 Uhr ab wird der Schlitten geladen, ja sogar überladen; er verschwindet ganz unter den enormen Ballen, die kaum alle Platz haben. Es weht zwar kein Wind, aber das tut nichts, wir setzen trotzdem das Segel bei! Um 9 Uhr 45 ist alles bereit, wir nehmen pathetisch Abschied von unseren Kameraden, die uns Ovationen darbringen wie bei der Abreise der „Belgica"!

Dann überreiche ich feierlich Doktor Cook das Kommandeurkreuz des Kjoedboller-Ordens und hefte Amundsen das Offizierskreuz desselben Ordens an die Brust. Diese beiden Kleinodien hatte van Rysselberghe verfertigt; sie bestanden aus einem glänzenden Blechstück – dem Boden einer Konservenbüchse – von ungefähr 10 Zentimeter Durchmesser und zeigten auf der Vorderseite einen Königspinguin mit der Aufschrift: „Schnelligkeit! Entbehrungen!", und auf der Rückseite stand: „Wissenschaftliche Expedition auf der Eisbank -- 30. Juli 1898".

Um 10 Uhr 30 waren wir marschfertig. Amundsen und ich haben Skis angeschnallt und ziehen den Schlitten hinter uns her; Cook hat seine kanadischen Schneeschuhe an und lenkt. Der Kommandant begleitet uns ein Stück weit und verläßt uns dann, nachdem wir nochmals die beiderseitigen Signale wiederholt hatten, die wir im Notfalle geben wollen. Ein letzter Händedruck, und wir ziehen munter weiter, wobei wir vorsichtig von Zeit zu Zeit die Lage der „Belgica" mit dem Kompaß bestimmen, um so gut als möglich die Richtung beizubehalten. Munter ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, wir schleppen vielmehr ganz miserabel unsere 120 Kilo Gepäck durch den weichen Schnee, der vergangene Nacht gefallen ist.

Von Zeit zu Zeit wird Halt gemacht, um wieder Atem zu schöpfen. Wir können dann die von einer prächtigen Sonne prächtig beleuchtete Eisbank bewundern. Das Wetter ist trocken und kalt.

Gegen Mittag befinden wir uns vor einer ungeheuren gefrorenen Wake. Eine Spiegelung zeigt uns die Eisbank in weiter Entfernung. Im Nordosten der Wake tummeln sich Bartenwale, zahllose Robben und einige Pinguine. Da das Eis zu schwach wird, so kehren wir nach dem Rande der Wake zurück und kommen in eine

durch Pressungen zerrissene Gegend. Der Schlitten kommt hier besser voran, da der Schnee sehr hart ist, hält aber schwer das Gleichgewicht wegen der Unebenheiten des Eises.

Gegen 3 Uhr gelangen wir an eine große Spalte, die nur durch einen weiten Umweg umgangen werden kann. Die Sonne ist übrigens am Horizont, unsere Magen knurren vor Hunger, und wir beschließen, das Lager aufzuschlagen. Wir richten das Zelt auf, und Amundsen beginnt, das Essen zuzubereiten. Mit mir steht es jämmerlich; einer meiner Füße ist fast erfroren. Cook schreibt es meinen für eine Kälte von 35 Grad zu engen Schuhen zu. Er reibt mich so kräftig, daß ich vor Schmerz laut aufschreie, und mein Schreien macht ihm Vergnügen, denn er schließt daraus, daß mein Fuß nicht gefühllos und daher nicht vollständig erforen ist, in welchem Falle er mir hätte abgenommen werden müssen.

Nach Verlauf von einigen Minuten ist jede Gefahr vorüber, aber da ich noch vor Kälte zittere, so schlüpfe ich in meinen Schlafsack aus Renntierfell.



Lecointe phot. Unser Zeltlager.

Amundsen und Cook besorgen die Küche: zuerst Erbssuppe, dann braten sie im selben Topf, ohne ihn vorher rein zu machen, Pinguinfleisch; zuletzt und immer in demselben Gefäß wird dann noch eine Schokolade zubereitet!

Da ich etwas unwohl bin, so setzt man mir schnell die erste Tasse vor. Pfui, ist das abscheulich! ..... es schmeckt nach Suppe, Butter, Pinguinöl, Schokolade und sogar nach den Renntierfellen unserer Schlafsäcke und dem Gras[1]) in unseren Schuhen, das zweifellos der Wind in den Topf geweht hat!

Das Zelt ist sehr klein, und um zu dritt darin Platz zu haben, müssen wir uns möglichst zusammenkauern. Überdies verdichtet sich der bei unserem Atmen und durch den Spiritusbrenner entstehende Wasserdampf an den Zeltwänden und fällt als feiner Schnee wieder auf uns herab.

Allmählich verstummt unsere Unterhaltung, wir schlummern ein.

Am 31. Juli erwachen wir erst um 9 Uhr. Nach einem kleinen Imbiß entschließen wir uns, das Zelt aufgeschlagen zu lassen und sine impedimento die große Spalte zu umgeben, um nach einem großen Eisberg zu gelangen, der sich einige Meilen entfernt auf dem andern Ufer befindet. Kaum sind wir jedoch aufgebrochen, da stellt sich Nebel

[1]) Seegras, das man in die Schuhe und Stiefel stopft, um die Füße warm zu halten.

ein. Schleunigst kehren wir zu unserem Zelte zurück; denn was sollten wir anfangen, wenn der Nebel es uns unmöglich machte, es wieder aufzufinden?

Um uns die Zeit zu vertreiben, bauen wir ein Schneehaus, in welchem wir die Rückkehr der schönen Tage behaglich abzuwarten gedenken.

Einige Minuten nach Sonnenuntergang ist unsere neue Wohnung fertig.

Ihre Bauart ist einfach, aber von vollendetem Geschmack. Es ist ein Rundbau von 2,50 m Durchmesser. Die aus Schneeblöcken hergestellten Wände haben 1 m Höhe und 0,50 m Dicke. Sie tragen eine Kuppel in Spitzbogenform, in deren Mitte eine schmale Öffnung die Ventilation unterhält. Die Lücken zwischen den einzelnen Blöcken sind mit Schnee verstopft. Tür und Fenster sind dasselbe, nämlich am Boden eine schmale Öffnung, durch die man hindurchkriecht und die man dann schleunigst mit einem Eisblock wieder verschließt.

Einige Schritte vom Hause ragt ganz schwarz das Zelt auf der Eisbank hervor.

Um unser neues Lokal festlich einzuweihen, treiben wir ganz tollen Aufwand: wir zünden bis zu drei Kerzen auf einmal an und eilen dann hinaus, um die Wirkung dieser großartigen Beleuchtung in Augenschein zu nehmen. Er ist geradezu feenhaft, unser Kristallpalast! Die Lichtstrahlen durchdringen alle Ritzen und verleihen den durchscheinenden Mauern den schillernden Glanz des Opals.

Der Nebel hat sich verzogen; das Firmament ist vollständig wolkenlos.

Die Silberscheibe des Mondes hängt am mattblauen Himmel, der nach Norden zu von dem roten Feuerschein der Abenddämmerung wie von einer Feuersbrunst erhellt ist. Da und dort blitzen Sterne auf. Auf der Eisbank treten die Hummocks halb aus dem Schatten heraus, die Einförmigkeit der Eisfelder unterbrechend. Im Nordosten spiegelt sich der Himmel in der Wake, in der Robben und Wale geräuschvoll zum Atmen emporkommen. Es ist empfindlich kalt: 35 Grad unter Null! Wir verspüren es nicht und bleiben noch lange in die Betrachtung der Eisbank versunken.

Am folgenden Tag hatte sich der Himmel leider wiederum mit einem dicken Nebel überzogen. Da unsere Vorräte nur noch wenige Tage reichten, so mußten wir uns zur Rückkehr entschließen.

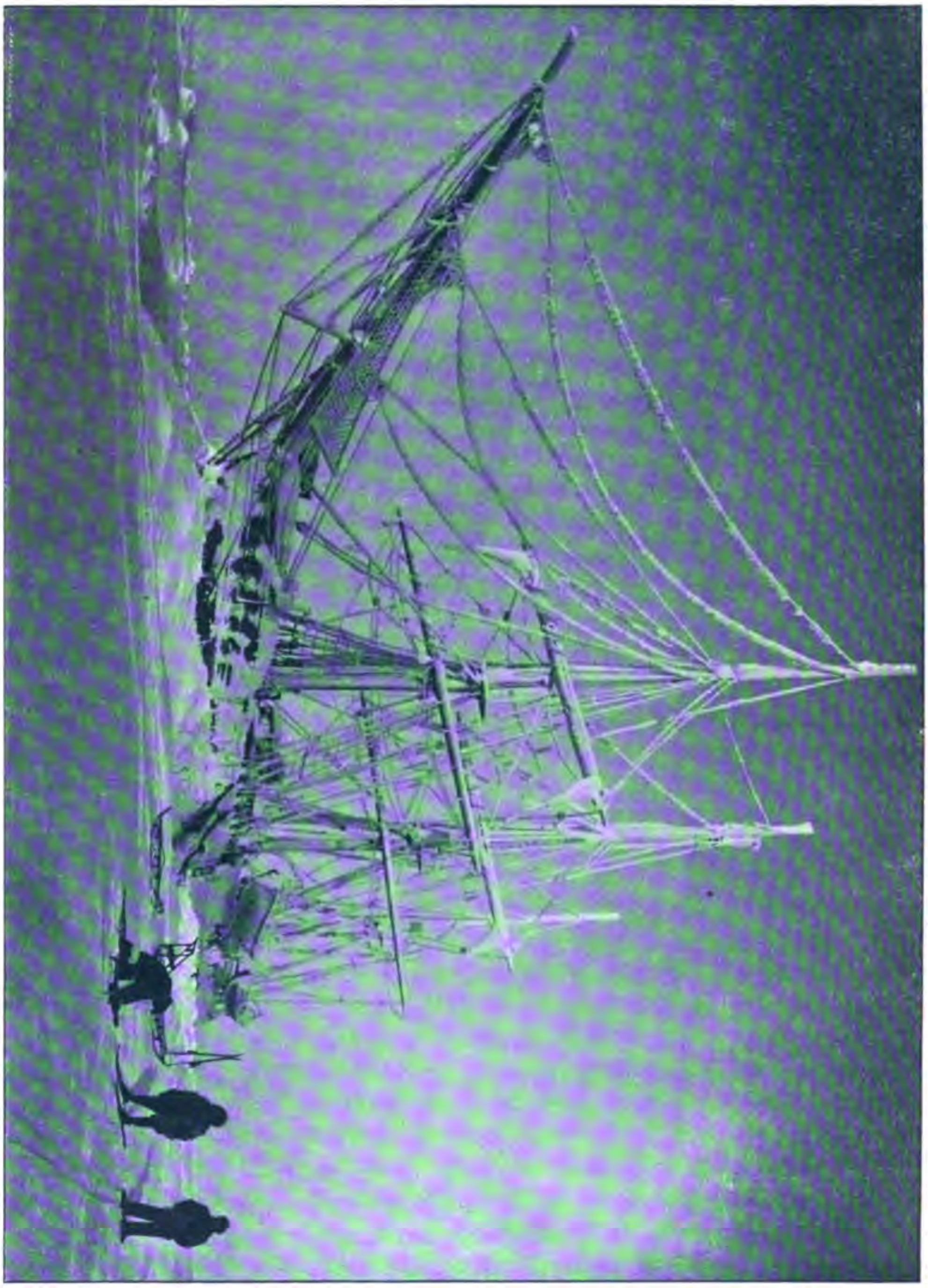
Auf unserem Marsche hatten wir mit Hilfe eines kleinen Kompasses die eingeschlagene Richtung sorgfältig notiert. Wir hielten dazu jeweils mit dem Schlitten an, merkten uns Richtungspunkte und marschierten so von Hummock zu Hummock.

Für die Rückkehr lagen aber die Dinge anders. Der Kompaß zeigte uns wohl die Richtung an, allein wir hatten keine Hummocks, nach denen wir uns richten konnten, da diese im Nebel verborgen lagen und kaum auf drei Schritte sichtbar waren!

Anderseits zeigte der am Schlitten festgemachte Kompaß überhaupt keine Richtung mehr an, sobald man weiter marschierte; durch fortwährende heftige Stöße aus der Ruhe gebracht, drehte sich die Rose ständig. Deshalb kamen wir denn auch nur langsam vorwärts. Sobald man etwa 20 m zurückgelegt hatte, mußte man wieder stehen bleiben und abwarten, bis die Nadel wieder zur Ruhe kam.

Dieses häufige Anhalten verursachte Irrtümer, die uns sehr beunruhigten, wußten wir doch sehr gut, daß wir bloß einige hundert Meter von der Richtung abzukommen brauchten, um an der „Belgica“ vorüber zu kommen, ohne sie zu sehen! Den Eskimo nachzuahmen, die in kurzer Entfernung hinter einander her marschieren und so das Abweichen von der Richtung gegenseitig wieder ausgleichen, davon konnte keine Rede sein.

Um diese Methode in Anwendung bringen zu können, muß man wenigstens zu dritt sein. Dazu hätte bei uns einer den Schlitten allein ziehen müssen, den wir so wie so schon kaum zu dritt vorwärts brachten!



Cook phot.

Erste Überwinterung im Südpolareis. – Die „Belgica“ im Jahre 1898.

Abends mußten wir das Zelt aufschlagen. Im selben Augenblick ging die ganze Eisbank auseinander; die Eismassen setzten sich in Bewegung; unser Eisfeld bekam nach

allen Seiten hin Risse! Schließlich hatten wir bloß noch kleine Flarden vor uns. Wir wählten die stärkste, die wir bei dem Nebel finden konnten, aus und hatten kaum das Zelt darauf aufgerichtet, als unser Floß gleichfalls entzwei ging!

Im Augenblick wurde die Scholle, die uns trug, so klein, daß sie kaum zum Aufstellen des Zeltes reichte. Wie wir eben damit beschäftigt waren, es festzumachen, da trat eine Lockerung ein und wir trieben fort! Eine furchtbare Nacht! Wir hielten ständig Wache. Die einzige Kerze, die im Zelte brannte, gab ihm ein unheimlich düsteres Aussehen, das weiße Eis unter unseren Füßen erschien wie ein Leichentuch. Ganz in unserer Nähe tauchten Wale zum Blasen auf, während die Robben auf dem schmalen Raum, der rings um unser Zelt freigeblieben war, Zuflucht suchten.

Als am folgenden Morgen der Himmel sich aufheiterte, erblickten wir auf einmal die „Belgica", die in offener See zu schwimmen scheint[1]).

Da erfaßt uns eine plötzliche Angst. Da wir das Schiff kaum sehen, so ist es fraglich, ob unsere Gefährten uns bemerken. Wenn sie auf offener See sind, werden sie nicht am Ende sich entfernen und uns zurücklassen? . . . .

Doch de Gerlache hielt vom Krähennest Ausguck und bemerkte unsere Notlage. Er sandte uns Matrosen zu Hilfe, die, mit Seilen aneinander gebunden, von Scholle zu Scholle gingen und, von einer Pressung begünstigt, zu uns gelangten. Wir mußten uns derart beeilen, daß wir unser sämtliches Material auf unserer schwimmenden Insel zurückließen. Die „großen Forscher" kehrten an Bord zurück und waren froh, in einem guten Bett Ruhe zu finden!

Aus den gemachten Erfahrungen konnten wir die nötigen Nutzanwendungen ziehen; wir erlangten durch sie vor allem die Gewißheit, daß der Plan eines Marsches nach Süden in großer Entfernung vom Schiffe undurchführbar ist. Denn auf welche Weise hätten wir uns auf diesem Marsche zurechtfinden sollen? Selbst bei der Annahme, daß das Wetter klar bliebe, und daß es uns möglich wäre, durch fortlaufende Aufnahmen den Hinweg genau festzustellen, könnte die Rückkehr zum Schiffe nicht ohne zahlreiche Hindernisse bewerkstelligt werden.

Zunächst ist vor allem klar, daß wir Kajaks[2]) zu unserer Verfügung haben müßten, da zu dieser Jahreszeit sich rasch Spalten bildeten. Nun hatten wir aber keine derartigen Boote und besaßen auch kaum das nötige Material, um solche herzustellen. Anderseits hätten die auf dem Hinweg als Merkpunkte dienenden Eisberge infolge der Trift ihre Lage geändert, und wir hätten sie auf dem Rückwege nicht mehr erkannt.

Das Schiff wäre möglicherweise nach einer anderen Richtung getrieben als die Eisberge, die uns als Merkpunkte dienten, und hätte infolgedessen für uns unauffindbar werden können.

Auch an ein verabredetes Zusammentreffen mit dem Personal der „Belgica" an einem bestimmten Punkt der Erdkugel, dessen geographische Lage wir vorher festgesetzt hätten, war ebensowenig zu denken. Dazu hätten wir Chronometer, einen Sextanten und einen künstlichen Horizont, den der leichteste Unfall auf der Reise unbrauchbar machen konnte, mitführen müssen. Da die „Belgica" von der Eisbank mit fortgezogen

[1]) Eine Lichtwirkung zeigte eine kleine Spalte von beträchtlich größerem Umfang.

[2]) Eine Kajak ist ein schwaches Fahrzeug, das die Eskimo zu benutzen pflegen.

wird, so hätte das Personal seinerseits in beständiger Verbindung mit dem vereinbarten Punkte bleiben müssen; schließlich hätten wir uns dann alle auf der Eisbank zerstreuen müssen! ....

Ein derartiger Marsch brächte nicht bloß die allgemeine Sicherheit in Gefahr, sondern konnte auch ganz zwecklos sein, wenn nämlich die Eisbank rascher nordwärts triebe, als wir nach Süden vorrückten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Trauriges und Heiteres.

Am 7. August, als eben die Mannschaft aufstand, überreichte der Matrose X. dem van Rysselberghe ein Papier, worauf er die Worte geschrieben hatte: „Ich höre nicht mehr, ich kann nicht mehr sprechen“. Van Rysselberghe war verblüfft; er glaubte zuerst, es handle sich um einen Scherz, und stellte deshalb an den Matrosen eine Anzahl Fragen. Als er aber sah, daß dieser unempfindlich blieb, begab er sich in Eile zum Doktor. Nachdem Cook diesen sonderbaren Kranken genauer untersucht hatte, erklärte er, der Matrose höre vollkommen und könne auch sprechen, wenn er nur wolle, allein sein Gehirn sei erkrankt, und es könne sich von einem Augenblick auf den andern eine akute Krisis bei ihm einstellen. Er fügte hinzu, das Übel wäre vielleicht auch nur vorübergehend.

Es wurde deshalb eine besondere Wache aufgestellt, um den Kranken insgeheim auch nachts zu überwachen.

Dieser Vorfall rief bei allen einen peinlichen Eindruck hervor. Wir mußten nun nicht bloß vor den Elementen, die sich gegen uns verschworen, auf der Hut sein, sondern auch vor diesem nicht mehr zurechnungsfähigen Manne.

An diesem Tage verspürte jedermann an Bord die Wirkungen der Polaranämie in verschärftem Maße. Wir hatten gehofft, daß die Sonne bei ihrer Wiederkehr uns Heilung brächte. Nun hatte zwar ich die Freude, wieder vollständig hergestellt zu sein, allein bei der Mehrzahl meiner Gefährten war es leider nicht der Fall, im Gegenteil, sie wurden mit jedem Tage abgespannter und schwächer.

8. August. Johannsen und Knudsen haben stark angeschwollene Füße, und ihr Herz schlägt sehr unregelmäßig: sie haben bis zu 150 Pulsschläge in der Minute. Vielleicht aus Widerspruchsgeist hat Arctowskis Puls sich in beunruhender Weise verlangsamt (46 – 48 in der Minute); de Gerlache verspürt heftigen Druck im Kopfe in der Nähe der Schläfen: Cook und Racovitza werden schlaff. Letzterer, der ehedem eine sehr sympathische Physiognomie hatte, ist geradezu häßlich geworden. Dobrowolski wird zusehends schwächer, und Amundsen sowie Melaerts leiden am Herzen .... Ich verdankte, wie ich glaube, meinen günstigeren Gesundheitszustand der ansehnlichen Menge frischen Fleisches, die ich täglich zu mir nahm. Michotte hatte eine ganz besondere Zubereitungsart ersonnen, welche dem Robbenfleisch seinen so widerwärtigen Ölgeruch nahm, und sobald ich nachher verspürte, wie diese frische Nahrung mir Kraft verlieh, verzehrte ich enorme Quantitäten davon.

Zum Unglück vermochten einige von uns keinen Bissen davon hinunterzubringen: Melaerts, van Rysselberghe und Dobrowolski gehörten zu ihnen; de Gerlache ergriff auch jede mögliche Gelegenheit, um sich von seinem Robbenstück zu drücken, auf unser freundschaftliches Zureden hin verschluckte er jedoch manchmal mutig seine Portion.

X. hat sich endlich zum Sprechen entschlossen! Er hat eine Verstellungsmanie, und man könnte ihn in dieser Hinsicht sehr amüsant finden, wenn der Zustand, in dem er sich befindet, nicht so peinlich wäre. Während dieser viertägigen strengen Überwachung hat Cook erkannt, daß der Matrose an hysterischen Anfällen leide, die keinerlei Gefahr darstellen. Die Mannschaft ist immer gleich stark mitgenommen. Cook erklärt uns, wenn wir eine zweite Überwinterung zu überstehen hätten, so würden sicherlich mehrere von uns ihren Tod finden.

12. August. Seit unserem Ausfluge auf der Eisbank hatte das Wetter uns gehindert, die Gegenstände, die wir auf unserer schwimmenden Insel hatten im Stich lassen müssen, wieder zurückzuholen. Da der Himmel heute morgen gnädiger war, so machten wir uns auf die Suche nach unserer Bagage und brachten sie gegen Abend glücklich zurück.

13 August. Heute große Sitzung beim Friseur! Racovitza besorgt die Sache eigenhändig und, wie ich gestehen muß, sehr geschickt. Cook läßt sein feines, blondes Seidenhaar, das er über der Stirn mit einem Bande festbindet, bis auf die Schultern herabwachsen. Allein die andern und ich können unmöglich der Dienste eines Figaros entraten; der Doktor schneidet uns die Haare und plagt uns bei dieser Gelegenheit: große Scherenschnitte, Ausreißen mit der Haarschneidemaschine, die, mit Öl und Petroleum gefettet, uns den Hinterkopf verpestet! Mitunter hält er uns auch zum Besten, wie ein Kaufmann, der keine Konkurrenten hat und deshalb nicht zu befürchten braucht, seine Kundschaft zu verlieren; er schneidet uns die Haare bloß auf der einen Seite und weigert sich einfach, sie auch auf der andern zu schneiden.

Heute Abend haben wir Whist gespielt. Da wir kein Geld umsetzen, so verfügt jeder von uns über einen Beutel voll Bohnen. Anfangs wird vernünftig gespielt, dann aber steigt der Einsatz zu phantastischen Summen an. Da tritt der Zusammenbruch ein, der Bankerott für mehrere! Alsbald leben unsere Kulturinstinkte wieder auf: Haben wir keine Bohnen mehr, gut, so lassen wir eben Bons los: „Gut für hunderttausend Bohnen!" – „Gut für eine Million!" – „Gut für eine Milliarde!" – Und je mehr wir natürlich in die Spielwut hineingeraten, um so mehr parodieren unsere Spekulationen die der Hochfinanz . . . .

Allein man bekommt schließlich alles satt . . . Nach einigen Tagen fanden wir keinen Gefallen mehr an diesem Spiel. Wir entschlossen uns daher, sämtliche Bons zu zerreißen und die Bohnen de Gerlache wieder zu seinem „Bedarf für den täglichen Umsatz" zu überlassen.

Am Tage nach diesem Beschlusse wurde das Gesetz gegen die Spiele veröffentlicht und in Ausführung gebracht. Ich stelle daher fest, daß die Mitglieder der belgischen Südpolar-Expedition im Jahre 1898 die Urheber dieser Gesetzesart gewesen sind. Das belgische Gesetz gegen die Spiele tritt eben erst in Kraft.

Die Wirkung dieses Gesetzes war eine jämmerliche: Michotte beeilte sich, die Bohnen, die fast in allen Ecken herumgelegen hatten, in der Küche zu verwenden, und eine ganze Woche lang setzte er uns fast bei jeder Mahlzeit Bohnen vor.

Die Frage der Ausbesserung unserer Kleider macht uns nachgerade großes Kopfzerbrechen: die einen sind stark abgenützt, die andern durch das Waschen eingeschrumpft. Racovitza, der sich sonst so anstellig zu allem zeigt, ist als Schneider nicht weit her: anfangs nähte er die fehlenden Knöpfe an und machte einzelne Kleidungsstücke zurecht; jetzt gibt er sich nicht mehr mit Knöpfen ab, sondern schließt die Löcher mit einem Stück Leder. Das ist fast ebenso leicht angenäht und hält viel besser. Die Hosen, wie er sie jetzt trägt, stellen ein wirkliches Epos dar! Auch die Wäschefrage beunruhigt ihn nicht gerade übermäßig. Er hat die wahrscheinliche Dauer unseres Aufenthaltes im Eise in Tage umgerechnet – unter der Voraussetzung, daß wir dieses Jahr noch loskommen; hat dann die Anzahl der Tage durch die Zahl der Hemden, Unterhosen, Unterjacken, die er besitzt, geteilt und auf diese Weise festgestellt, daß er ein Hemd fünfzehn Tage, eine Unterhose achtzehn Tage usw. tragen müsse. Die getragene Wäsche schickt er nach dem Schiffsraum hinunter, und wenn wir zur bestimmten Zeit nicht frei werden, wird er alles heraufholen lassen und eine gründliche Wäsche vornehmen.

Um die Zahl seiner Strümpfe zu verdoppeln, schnitt er dieselben über dem Knöchel entzwei und machte Halbstrümpfe daraus; dann band er das Ende des abgeschnittenen Wadenstückes mit einer Schnur zusammen und fabrizierte so neue Sockenpaare. Endlich verfertigte er sich noch ein prächtiges Paar Stiefel!



Cook phot. Racovitza als Schuster.



Cook phot. Wäsche.

Jeder von uns hat übrigens sein eigenes System, um dem Waschen aus dem Wege zu gehen. Dobrowolski wechselt seine Wäsche erst, wenn es nicht mehr anders geht. Er trägt dann die schmutzigen Sachen nach dem Mastwerk hinauf und überläßt es dem Schnee und Reif, sie wieder aufzufrischen. Als er nach einiger Zeit jedoch bemerkte, daß der Schnee sie doch nicht wusch, entschloß er sich schließlich, zu waschen wie die andern .... aber mit welchem Widerwillen!

Cook wechselt alle acht bis zehn Tage, und wenn er mit seinem Vorrat zu Ende ist, so zieht er die Wäsche wieder an, die er einige Zeit zuvor getragen hat. So hat er wenigstens die Illusion, gewechselt zu haben.

Arctowskis System ist das des wahren Gelehrten: In seinem Laboratorium weiß er genau, wo alles steht, dagegen weiß er nicht, was er in seinen Koffern hat. Beim Suchen nach irgend welchem Papier fallen ihm manchmal einige Hemden oder Unterjacken in die Hände. Unverzüglich zieht er sich dann um und wechselt mehrmals innerhalb acht Tagen; dann wartet er wieder wochenlang, bis ein glücklicher Zufall ihm wieder zu Hilfe kommt.

Was de Gerlache und mich betrifft, so muß ich gestehen, daß wir in dieser Hinsicht furchtbar verwöhnt sind: der wackere Michotte wäscht uns die ganze Wäsche und

hält sie in stand, und mit zartfühlender Aufmerksamkeit benützt er die Zeit unserer Abwesenheit, um alles in unseren Schrank einzuordnen.

16. August. — Heute hat sich ein ziemlich unerwarteter Vorfall ereignet.

Racovitza wollte die Temperatur einer jungen Robbe messen. Zu diesem Zwecke hatte man, nicht ohne Mühe, das Tier auf einem Stück Holz festgebunden, und unser Freund hatte ihm ein kleines Thermometer unter den Schwanz gesteckt. Während er dann abwartete, bis das Instrument die Temperatur richtig angibt, gibt die Robbe plötzlich einen grunzenden Laut von sich und . . . verschlingt das Thermometer! . . . Man kann sich die peinliche Überraschung unseres Zoologen vorstellen! Ohne indes seine Kaltblütigkeit zu verlieren, läßt er ein neues Thermometer holen, gebraucht aber diesmal die Vorsicht, eine Schnur daran zu binden, bevor er es der Robbe anvertraut!

17. August. — Michotte hat uns heute morgen einen abscheulichen Kaffee vorgesetzt: der Sack hat, wie es scheint, im letzten Augenblick ein Loch bekommen. Angesichts der allgemeinen Bestürzung, erklärte ich, das Unglück gleich wieder gut machen zu wollen.



Cook phot. Amundsen Arctowski
beim Frühstück.

Ich besaß nämlich zehn Fläschchen Kaffeextrakt, die mir meine zukünftige Schwiegermama am Tage vor unserer Abreise geschenkt hatte. Diese Fläschchen verschiedener Marken — englische, französische und belgische — kamen von einer der ersten Firmen Antwerpens. Ich hatte sie so lange aufgehoben, da ich sie für die Tage einer Hungersnot reserviert hatte. Ich nahm also eine der französischen Marken, und bevor ich meine Kammer verließ, las ich noch sorgfältig folgende Gebrauchsanweisung:

„Man nehme einen halben Liter heißes Wasser und bringe einen Eßlöffel voll Extrakt hinein. Sofort entwickelt sich das Aroma, und man hat einen ausgezeichneten Kaffee, den man nach Belieben zuckern kann.

NB. Statt des kochenden Wassers kann man mit Vorteil auch heiße Milch verwenden".

In die Kajüte zurückgekehrt, erwartete ich das bei Michotte bestellte heiße Wasser und freute mich im voraus auf die Glückwünsche, mit denen man mich überhäufen wird. Endlich steht der Topf da. Jetzt erklärte ich, die Stimme meines ehemaligen Chemieprofessors nachahmend, wenn er uns seine Experimente erklärte, — die ihm übrigens alle mit tötlicher Sicherheit mißlangen — meine Zubereitungsart: „Sie sehen, meine Herren, ich nehme ein halbes Liter kochenden Wassers, bringe einen Eßlöffel voll von diesem

vorzüglichen Extrakt hinein: ſogleich entwickelt ſich das Aroma und Sie haben ...“ Ein ſchallendes Gelächter ſchneidet mir das Wort ab, denn ein Geruch von ſchlechter Zichorie verpeſtet die ganze Kajüte!

Ich war baff. Wie! Etwa ſchon ein Schwiegermutterſtreich! Das wäre doch zu früh, das iſt nicht möglich. Ich nehme meine Taſſe und – meinen Mut in beide Hände, um das Gebräu zu koſten. Es iſt abſcheulich!

Jetzt probierte ich der Reihe nach die beiden anderen Marken, aber immer mit dem gleichen Reſultat! Seit dieſem Tag bedienen wir uns des Ausdrucks: „Das iſt Kaffee-Extrakt“, um jeden beſonders unangenehmen Geruch zu bezeichnen. De Gerlache allein hatte die Großmut zu ſchweigen, zweifellos weil er noch die Kjoedboller auf dem Gewiſſen hatte!

19. Auguſt. – Der Kommandant fühlt ſich ſehr ermattet. Cook unterſucht ihn genau und verhehlt mir nicht, daß, falls die Kopfſchmerzen länger anhalten ſollten, de Gerlache von ernſtlichen Nervenſtörungen befallen werden könne. Er verordnet ihm friſches Fleiſch und möglichſt viel Bewegung im Freien. Dieſe traurigen Nachrichten haben mich ganz niedergeſchlagen. De Gerlache ſelbſt ſcheint ruhig; er bemüht ſich, den Ratſchlägen Cooks nachzukommen. Ich verbringe den größten Teil des Tages mit ihm zuſammen und ſuche ihn nach Kräften zu zerſtreuen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Pläne.

Am 20. August teilt mir de Gerlache mit, ich könne über die ehemalige Küche zu meinem persönlichen Gebrauche verfügen, worüber ich mich sehr freue, denn diese Kammer ist größer und das Fenster geht auf das Deck.

Ich beginne sofort meinen Umzug; Melaerts und Johannsen haben die Gefälligkeit, mir dabei zu helfen. Sie streichen mein neues Logis mit schöner weißer Farbe an, die sie soeben unten im Kielraum entdeckt haben. Beim Aufstellen der Möbel sehe ich darauf, daß mein Bett diesmal nicht so nahe an die Decke hinauf kommt! Heute erscheint mir denn auch alles im rosigem Licht, oder richtiger gesagt in Grün, der Farbe der Hoffnung, denn ich habe meine schönen Vorhänge und die Steppdecke aus meergrünem Satin mit den kleinen goldenen Eidechsen darauf, hervorgeholt. Sie schmücken prächtig mein neues Heim. Und den ganzen Tag über arbeiten wir darauf los, als ob ich einen großartigen Empfang in Aussicht hätte!

21. August. Ich beschäftigte mich heute mit der Abfassung eines Berichtes an de Gerlache über den Plan, im nächsten Jahre Viktorialand aufzusuchen, den Cook, Amundsen und ich entworfen haben. – Von dort würden wir einen Gewaltmarsch nach dem Süden versuchen in der Hoffnung, den magnetischen Südpol zu erreichen. Unterdessen würde de Gerlache bis zum Ablauf des Sommers im Roßmeer kreuzen und uns dann am Kap Gauß wiederfinden. Falls wir nicht dort wären, würde er den Winter in Australien verbringen und im folgenden Jahre zurückkehren, um uns am Kap Gauß zu erwarten. Auf alle Fälle würden wir für eine etwaige Überwinterung oder längeren unfreiwilligen Aufenthalt am Kap Gauß, ein Lager errichten, ein Boot und zahlreiches wissenschaftliches Material dort lassen, und eine kleinere Hilfsstation mit einem großen zerlegbaren Boote am Kap Adare einrichten. Um unser Programm zur Ausführung bringen zu können, war beschlossen worden, daß Cook auf seine Kosten einen Teil der Reiseausrüstung stellen sollte, Amundsen einen Teil des Lagermaterials und ich den größten Teil der Präzisionsinstrumente.

Mein Bericht legt nun das wissenschaftliche Ziel der Expedition und ihre Zweckmäßigkeit dar; er handelt über die Mittel und Wege, den magnetischen Südpol zu erreichen, und enthält zum Schlusse einen Überschlag über die Kosten, die der Belgischen Antarktischen Expedition daraus erwachsen würden. – Diesen Kostenüberschlag hatte ich mit Cook und Amundsen zusammen aufgestellt.

Nachdem de Gerlache meine Arbeit sorgfältig durchgelesen hatte, erklärt er sich mit meinen Ausführungen einverstanden, macht jedoch einige Vorbehalte betreffs der Höhe der Ausgaben. Es entspinnt sich daher zwischen mir und ihm eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz über diese Frage, eine Korrespondenz, wie sie in solchen Fällen zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse nicht umgangen werden kann.

Da die Reise im Prinzip als angenommen gilt, so sprechen Cook und ich jeden Tag sehr lange darüber. Das bringt eine angenehme Abwechselung in die Eintönigkeit unseres gemeinsamen Lebens, nicht allein für die zunächst Beteiligten, sondern auch für unsere Gefährten. Sogar die Mannschaft zeigt ein lebhaftes Interesse an unseren Plänen, und diese wackeren Leute, die zur Zeit halb tot sind, stellen uns noch großmütig ihre letzten Kräfte zur Verfügung.



Cook phot. Leutnant Amundsen.

23. August. – Arctowskis Gesundheitszustand ist immer noch sehr wenig befriedigend. Sein Appetit ist zwar gut geblieben, allein er ißt eine Menge Sachen zusammen, die ihm eher schädlich sind. Seiner Kaltblütigkeit gegenüber bleibt der Doktor machtlos: kommt ein Gericht auf den Tisch, von dem er nicht essen soll, so verschluckt er zuerst der Reihe nach „als Präventivmittel" vier ja sogar sechs Pillen und bedient sich dann so reichlich, als die Ration es gestattet. Trotzdem ist Arctowski weder ein besonderer Vielesser noch ein großer Feinschmecker, was man aus folgendem ersehen kann. Gelegentlich einer Diskussion mit Racovitza stellte er eines Tages die Behauptung auf, Butter sei viel weniger nahrhaft und weniger schmackhaft als Schweineschmalz. Wir nahmen ihn beim Wort und baten de Gerlache, uns eine Büchse zu überlassen, die dann

auf den Tisch an Arctowskis Platz hingestellt wurde. Bei der nächsten Mahlzeit streicht sich unser Freund ein Fettbrot und verzehrt es, ohne eine Miene zu verziehen. Racovitza treibt das Spiel noch weiter; er nimmt die Büchse an sich, leert sie zu dreiviertel und füllt eine gleiche Menge Vaselin hinein, schönes weißes Vaselin, das für seine Präparate bestimmt war. Beim nächsten Abendessen verzehrt Arctowski, in Gedanken mit seiner Arbeit beschäftigt, mehrere Vaselinbrote. Tags darauf dieselbe Komödie und so mehrere Tage nach einander. Und das Sonderbare dabei war, daß er nicht das geringste Unbehagen verspürte!

Am Schluß der Woche leert sich endlich die Büchse. Arctowski rühmt von neuem die Vorzüge des Schmalzes. Ohne ein Wort zu sagen, geht Racovitza nach dem Laboratorium und holt dort einen ungeheuern Topf voll Vaseline und setzt ihn Arctowski vor. Augenblicklich hatte letzterer alles begriffen, aber statt sich darüber zu ärgern, freute er sich über den gelungenen Spaß und zeigte die heiterste Miene von der Welt. Sein Befinden hat sich übrigens bedeutend gebessert! Ein Wink für die Ärzte, vielleicht läßt sich etwas daraus machen!....

24. August. – Seit wir so viel Robbenfleisch verzehren, sind wir ständig auf der Jagd nach diesem Wild, denn jedes der Tiere liefert kaum mehr als dreißig bis vierzig Kilogramm gutes Fleisch. Sobald eine Robbe erlegt ist, muß man sie, so lange sie noch warm ist, in Stücke zerschneiden, sonst gefriert sie und wird dann dermaßen hart, daß man sie nur mit dem Beil zu zerlegen vermag, wobei jedoch das Fleisch in kleine Stücke springt.

Nun hatten wir heute morgen fünf Robben geschlachtet, und da das Gemetzel ziemlich weit vom Schiff stattgefunden hatte, so mußten sämtliche Mann zum Transport des Fleisches und Fettes aufgeboten werden. Der Matrose X., dessen hysterische Anfälle sich nicht wieder erneuert hatten, trug ein Stück von etwa zehn Kilo, als er mit einem Mal voll Schreck zu mir herankam und ausrief: „Kapitän es lebt! es lebt noch!“ An dem Fleischstück, daß er mir zeigte, es war ein Rückenstück, fanden tatsächlich noch Muskelzuckungen statt, sodaß der brave X. sich einbildete, das Tier lebe und leide noch.

Am 24. nachmittags, erneute Korrespondenz mit de Gerlache unsere beabsichtigte Reise betreffend. Cook und Amundsen bleiben während der Zeit nicht untätig. Ersterer ändert unsere Pelzkleider ab, um sie für die langen Märsche geeigneter zu machen. Letzterer arbeitet unter Beihilfe von Johannsen an einem großen Schlafsack, in welchem wir zu dritt schlafen können.

Die Kleider- und Schlafsackfrage ist von höchster Wichtigkeit: man darf dabei nichts dem Zufall überlassen. Wir werden wollene Unterhosen, Hemden und Strümpfe mitnehmen; die sehr weiten Pelzschuhe müssen innen, wie schon oben erwähnt, mit einer Lage Seegras, einer norwegischen Grasart, belegt werden. Die Hosen, die etwas über das Knie herunter gehen, bekommen unten eine Schnüröffnung, um den Grad der Luftzirkulation regulieren zu können, eine Vorsichtsmaßregel, die unumgänglich notwendig ist, um zu vermeiden, daß die Körpertranspiration sich nicht innen an den Kleidern festsetzt und bei der geringsten Berührung mit der Luft zu Eis wird. Die sehr weite Jacke (der Anorak) wird auf gleiche Art eingerichtet wie die Hosen. Wir verfertigen uns in dieser Weise drei vollständige Anzüge: einen aus weicher und leichter Wolle für gewöhnliche Kälte, einen andern aus Tuch, der bei Schnee-



G. Lecointe phot.
Eine j. Robbe wird an Bord geschleppt.

wetter über den ersteren angezogen werden soll; endlich einen dritten aus Pelzwerk, den man bei großer Kälte mit dem Pelz nach außen, und bei außergewöhnlich starker Kälte mit dem Pelz nach innen d. h. verkehrt trägt. Dasselbe Prinzip für den Schlafsack, der aus Pelzwerk ist. Man schläft darin mit einem wollenem Anzug und hütet sich sehr den Kopf mit hinein zu bringen, da sonst die durch den Mund ausgeatmete Luft sich in Eis verwandeln würde.

Cook beschäftigt sich auch mit der Abänderung des Zeltes, das wir auf der Eisbank probiert haben. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mit diesem Modell vollkommen einverstanden sei, allein da ich keinen besonderen Fehler daran nachweisen kann, so wende ich nichts dagegen ein.

So verstreicht die Zeit, und unsere Pläne werden zu nichts.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Zwei Matrosen auf der Eisbank verirrt. — Die Ratten. — Das Tonit.

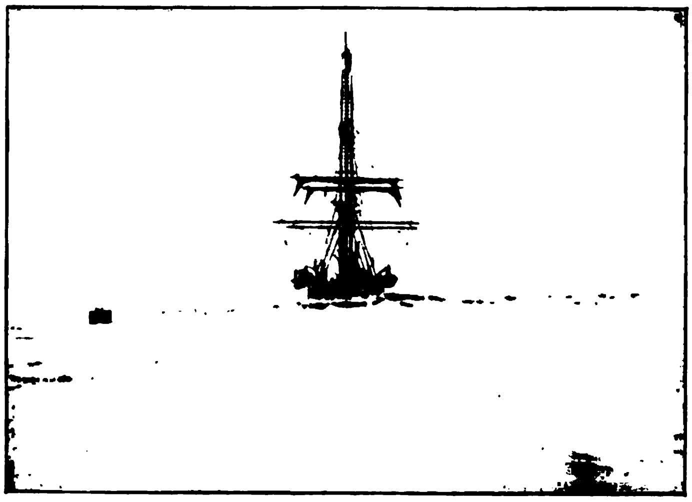
25. August. -- Die Sonne steht immer noch tief am Horizont und zeigt sich sehr selten. Heute morgen haben wir wiederum Nordwind, und der dichte Nebel, der ihn gewöhnlich begleitet, verdeckt alles. Auf der Eisbank ruft das diffuse Licht, das wir jetzt haben, sonderbare optische Täuschungen hervor: die Hummocks, die gar keinen Schatten werfen, bemerkt man erst, wenn man ganz in ihrer Nähe ist, während die Abfallgegenstände, die nicht weit vom Schiffe herumliegen, 2—300 Meter entfernt zu sein scheinen.

Bei diesem nebligen Wetter ist es unmöglich, sich von der „Belgica" zu entfernen. Die Matrosen wissen es, aber trotzdem wagten Koren und Van Mirlo heute einen Spaziergang, ohne jemand zuvor etwas davon zu sagen. Als gegen 5 Uhr ihre Abwesenheit bemerkt wird, entsteht an Bord eine gewisse Beunruhigung: es ist bereits sehr dunkel, und die Matrosen werden infolge des Nebels die Fähnchen, die wir im Mastwerk aufgesteckt haben, zum Zeichen, daß sie zurückkehren sollen, sicher nicht bemerken. Gegen 6½ Uhr ist niemand mehr im Zweifel: entweder ist Koren und Van Mirlo etwas zugestoßen, oder sie haben sich verirrt.

Es werden sofort zwei Abteilungen aufgestellt: Amundsen und ich werden den Halbkreis zwischen Südost und Nordwest, Arctowski, Cook und Tolleffsen den andern auskundschaften. Jede Abteilung nimmt eine Alarmtrompete, eine brennende Laterne und Rettungsmittel mit.

Wir verabreden besondere Signale mit dem Schiffe, wo man drei große Laternen gehißt hat, und von wo aus ein Matrose von Zeit zu Zeit regelmäßige Hornsignale gibt. Wir haben einen kleinen Kompas bei uns, allein wie sollen wir ihn benützen, da wir keinerlei Merkpunkte unterscheiden können? Bald kommen uns auch die Feuer der „Belgica" außer Sicht, und wir können nicht mehr unterscheiden, aus welcher Richtung die Hornsignale kommen. Wir gehen indes weiter und suchen auf dem Schnee nach Fußspuren. Eben entdecken wir eine solche, die noch frisch zu sein scheint; wir gehen ihr nach und gelangen nach vielen Zickzackumwegen an das Ufer einer Wake. Hat sich hier das Drama vollzogen? ....

Wir durchstöbern die Eiskante, rufen immerzu, aber alles bleibt still! Wir halten es für angebracht zurückzukehren, da bemerken wir plötzlich einen Schein weit weg am Horizont. Sollten wir uns wirklich soweit von der „Belgica“ entfernt haben? Wir schlagen diese Richtung ein und im Augenblick sind wir bei dem Lichte angelangt. Es ist nichts anderes als die Laterne der Abteilung Cook und Arctowski. Sie haben nicht mehr Glück gehabt als wir und waren bereits einmal an Bord zurückgewesen, um Nachrichten zu holen. Sie zeigen uns die „Belgica“ in östlicher Richtung, während wir sie im Südwesten glaubten. Die geringen Abweichungen von dem eingeschlagenen Wege haben uns also bereits um einen Winkel von 90 Grad von der Richtung abgebracht. Angesichts der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich uns beim Suchen entgegenstellen, kehren wir an Bord zurück. Der Kommandant bestimmt, daß am folgenden Tag eine Abteilung, bestehend aus de Gerlache, Cook, Racovitza, Tollefsen und Van Rysselberghe in aller Frühe aufbrechen solle, während ich Material zu einem Lager bereitstellen mußte, das bei einem bestimmten Eisberg, an welchem die Abteilung übernachten konnte, niedergelegt werden sollte.



Cook phot. Unser Eisfeld mit einer dicken Schneeschicht bedeckt.

Ein jeder geht daher zu Bett, allein fortwährende Unruhe quält uns. Die Nacht ist zum Glück nicht kalt: 8 Grad unter Null. Überdies verschwindet gegen 3 Uhr der Nebel teilweise und läßt den Mond durchblicken, der einen bleichen Schein auf die Eisbank wirft.

Um 5 Uhr morgens, als die Rettungsabteilung eben aufbrechen will, sehen wir auf einmal Koren und Van Mirlo daherkommen.

Obgleich de Gerlache über ihren Ungehorsam sehr ungehalten gewesen war, gewährte er ihnen doch sogleich Verzeihung, denn alles in allem haben die beiden jungen Leute doch wirkliche Geistesgegenwart an den Tag gelegt. Nachdem sie sich tatsächlich zu weit von Bord entfernt hatten, hatten sie alsbald die Unmöglichkeit eingesehen, nach der „Belgica“ zurückzugelangen. Da erinnerten sie sich, aus welcher Richtung der Wind bei ihrem Weggehen nach der „Belgica“ wehte, und legten in dieser Richtung Eisblöcke am Boden hin, um sie am folgenden Morgen wiederzuerkennen; dann errichteten sie zum Schutze gegen das Schneetreiben eine Schneemauer. Sie litten grausam durch Hunger und Kälte, denn sie waren nur leicht gekleidet. Allmählich überkam sie der Schlaf, und Van Mirlo

gab der Ermüdung nach und setzte sich auf den Schnee. Als er erwachte, versuchte er vergeblich sich zu erheben: er war an das Eis angefroren. Dann hatte er sich in der Erregung mit einem kräftigen Ruck losgemacht, aber o weh! der Feind hatte ihm den ganzen Hinterteil seiner Unaussprechlichen abgenommen! . . . . .

Und um den Kommandanten vollends zur Milde zu stimmen, drehte sich Van Mirlo halb um und zeigte ihm sein nacktes . . . . . Unglück!

28. August. – Ratten, Ratten, ein scheußliches Gezücht! Als wir in Punta Arenas zum Einnehmen von Kohlen an der „Martha“ vertaut lagen, hatten sich einige abenteuerlustige Ratten zu uns herübergeschlichen, um mit uns nach der Polarwelt zu fahren. Anfangs wenig zahlreich, begründeten sie alsbald ein neues Geschlecht, und als dann auch ihre Jungen sich vervielfältigten, hatten sie sich schließlich über alle Räume des Unterschiffs verbreitet. Den ganzen Tag über haben sie weiter nichts zu tun, als sich in der Vorratskammer wahre Pantagruelsmähler zu leisten, aber sobald der Abend kommt, veranstalten sie „Evening Parties“, treiben sich überall herum, auf den Dampfröhren, auf den



Cook phot. In Erwartung der furchtbaren Explosion.

Treppen und bis in die Öfen des Dampfkessels. In der tiefen Stille der Nächte werden sie noch kühner und kommen in unsere Etage herauf, laufen in der Kajüte umher, auf das Chronometergehäuse, in die Kabinen und treiben mitunter die Unverschämtheit soweit, daß sie den Schläfern über die Nase krabbeln!

Für Racovitza und Cook zeigen sie eine besondere Sympathie. Voll Wut darüber, daß die Ratten sich nicht in den sinnreichen, unter Mithilfe Van Mirlos verfertigten Fallen fangen lassen, probierten sie es mit dem Kniff der Katzen. Sie taten, als ob sie schliefen, und sobald sie hörten, daß die Ratten in der Kajüte beisammen waren, schlugen sie plötzlich die Tür zu. Dann machte Cook ein langes Rohr aus dickem braunen Papier und legte es in eine Ecke. Hatte sich eine gehetzte Ratte hineingeflüchtet, so schloß Cook das Rohr an beiden Enden, während Racovitza die so gefangene Ratte erschlug. Eine große Zahl fand auf diese Weise den Tod. Allein trotz dieser Hekatombe, die von Zeit zu Zeit wiederholt wurde, wurden die Ratten immer zahlreicher; sie vermieden immer mehr die Kajüte, vermehrten sich aber um so stärker in der Maschine, die ihnen einen uneinnehmbaren Schlupfwinkel bot.

5. September. – Das Eis ist wieder stark angewachsen, und obwohl die Sonne am Himmel täglich höher steigt, bleibt die Temperatur doch sehr niedrig. Der Schnee häuft sich daher immer noch an und drückt durch seine Last das Eisfeld, in welches das Schiff eingezwängt ist, immer tiefer in das Meer.

Um mehrere Versuche anzustellen, bat Arctowski heute morgen, man möge ihm im Eise einen Graben auswerfen. Da wir mit Hacke und Säge kein Resultat erzielten, so versuchen wir es mit Tonit.

Die Aufgabe, die Operationen zu leiten, fällt mir als Artilleristen zu. Ich untersuche daher das Tonit sorgfältig und komme zu dem Schluß, daß ein großer Teil Schaden genommen hat und unbrauchbar ist. Die Lunten sind gleichfalls gefroren; sie zerbrechen wie Pfeifenstiele. Ich versichere mich über die Branddauer des laufenden Meters; der Versuch zeigt, daß derselbe bei den einzelnen Stücken ganz verschieden ist. Nachmittags legen wir in großer Entfernung vom Schiffe 160 mit drei starken Knallquecksilberkapseln versehene Tonitpatronen und zünden dann eine sehr lange Lunte an; hierauf machen wir uns schleunigst nach einem Eisberg davon, von wo aus wir die furchtbare Explosion mitansehen wollen.



Cook phot. Resultat einer Tonitexplosion.

Während wir, noch ganz außer Atem, zuwarten, kündige ich einen furchtbaren Stoß, ein prächtiges Auffliegen usw. an. Meine Instinkte als Artillerist leben wieder auf. Nach Verlauf von zwanzig Minuten werde ich unruhig: sollte der Versuch mißglückt sein? Im selben Augenblick wird eine kleine lebhafte Flamme sichtbar, wie sie etwa eine Schachtel voll schwedischer Streichhölzer hervorbringen würde! Dann eine ziemlich starke Rauchsäule, dann nichts mehr! Wir begeben uns an Ort und Stelle und konstatieren, daß die 160 Tonitpatronen im Eise ein trichterförmiges Loch von zwei Meter Umfang auf anderthalb Meter Tiefe hervorgebracht haben. Der Stoß war etwa gleich Null, denn rings um das Loch war das Eis unversehrt.

Jetzt wurde natürlich eine Menge schlechter Witze auf Kosten des Artilleristen gemacht, der erklärte, das Tonit habe zweifellos Schaden genommen, aber er werde sich morgen revanchieren.

6. September. – Eine schöne Revanche das!

Ich hatte eine Mine gelegt, die 500 der besten Patronen enthielt. Als der Fulminatzünder abgebrannt war, entzündete er das Tonit, das eine Zeitlang unter dem

Schnee brannte. Dann sahen wir ein schönes Licht, erst weiß, dann gelb, dann grün, dann nichts mehr, nicht die geringste Explosion! Beschämend im höchsten Grad!...

8. September. – Angesichts dieser Mißerfolge sagte ich mir, man müsse das Tonit erst auftauen lassen. Ich nahm daher 160 Patronen zu mir ins Bett und wärmte sie die ganze Nacht über in meinen Armen. Ich glaube, sie sind genügend aufgetaut, denn sie geben viel leichter auseinander, und eine milchartige weiße Flüssigkeit läuft an den Rändern herunter. Damit sie nicht von neuem gefrieren können, bereite ich sofort einen neuen Versuch vor und nehme diesmal drei kurze Lunten dazu, die gleichzeitig angezündet werden. Beinahe sofort geht die Sache los: wie am Tag vorher kommt eine kleine Flamme aus einem Zündloch hervor, das sie sich durch das Eis gebrochen hat.

Ich habe nun mein ganzes Vertrauen auf das Tonit verloren. Cook ist der einzige, der von unserer Enttäuschung etwas profitierte: er vervollständigte dabei seinen französischen Sprachschatz! „Kjoedboller“ bezeichnet bei ihm ein abscheuliches Gericht; „Extract Café“ einen widerwärtigen Geruch und „Tonit“ etwas gänzlich Mißlungenes.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Skorbut und Wahnsinn.

9. September 1898. – Man muß wirklich bald allen Mut verlieren: Nun haben wir bald Tag- und Nachtgleiche, und heute Nacht war eine Kälte von 43,1 Grad! Wird unter solchen Umständen der Schnee überhaupt jemals schmelzen! Und um das Maß unserer Enttäuschung noch voll zu machen, hat uns die Trift wieder nahe an die Eiskante gebracht, fast an dieselbe Stelle, an der wir uns im Februar dieses Jahres befanden.

Einen Vorteil wenigstens haben wir dabei: Bei den seltenen Gelegenheiten, wo wir Champagner trinken, brauchen wir ihn nicht erst zu kühlen, und um ein köstliches Speiseeis zu bekommen, brauchen wir bloß die Büchsen mit eingemachten Früchten ein paar Minuten an die Luft zu stellen. Sogar in der Kajüte taut der Champagner nur langsam auf: von Zeit zu Zeit kann man ein kleines Likörglas voll einschenken.

20. September. – De Gerlache hat wieder heftige Kopfschmerzen. Er ist traurig und schweigsam und sucht die Einsamkeit auf. Heute legte er sich um 6 Uhr zu Bett, ohne vorher etwas gegessen zu haben.

Überdies leidet die ganze Mannschaft an Blutarmut, die noch ständig zunimmt: Dufour, Johannsen, Knudsen, Melaerts und Van Rysselberghe sind stark herzleidend, Tollefsen zeigt zwar keine äußeren Krankheitssymptome, ist aber nach Cooks Ansicht kränker als die andern. Er schließt sich vollständig ab und scheint von einem furchtbaren Schreck befallen zu werden, sobald Eispressungen eintreten. Wenn wir doch wenigstens bald loskämen.

21. September. – Heute nachmittag ist der Stab unter dem Vorsitz des Kommandanten de Gerlache zusammengetreten. Wir haben das Programm für die Arbeiten dieses Jahres festgestellt, und es wurde beschlossen, daß die von Cook, Amundsen und mir geplante Reise nächstes Jahr stattfinden soll ..... wenn wir befreit sind und die Mittel es uns gestatten! .....

Um die zu dem Unternehmen nötigen Geldmittel von der belgischen Regierung zu erlangen, sollte ich, sofort nach der Rückkehr der „Belgica“ nach irgend einem Kontinent, nach Brüssel reisen und de Gerlache auf telegraphischem Wege über den Gang der Verhandlungen auf dem Laufenden halten.

9. Oktober. – Eine böse Nacht! Wir haben den dreischläferigen Schlafsack zum ersten Mal benutzt. Es mag wohl leichter und einfacher sein, zu dritt bloß einen Sack

zu haben, aber darin schlafen, ist eine andere Sache! Sobald einer von uns sich rührte, weckte er die andern auf, und da immer der eine oder der andere sich rührte, so hat keiner geschlafen! Wir geben indes noch nicht alle Hoffnung auf: man gewöhnt sich ja schließlich an alles, und wenn erst einige Nächte vorbei sind, werden wir sehr gut schlafen, besonders wenn wir tagsüber große Märsche gemacht haben.

Was das Zelt betrifft, so findet es Cook immer noch vortrefflich. Ich behalte meinen gegenteiligen Eindruck in petto: ich finde es zu eng, obwohl ich nicht gerade groß bin. Die beiden andern werden sich um so schlechter darin zurecht finden!

12. Oktober. – Eine große Anzahl der Leute von der Mannschaft wünscht an der Expedition nach dem magnetischen Südpol teilzunehmen. Cook, Amundsen und ich prüfen in einer feierlichen Sitzung die verschiedenen Kandidaturen. Es wird uns um so schwieriger, eine Wahl zu treffen, als nur ein einziger dabei in Frage kommt. Bei solchen raschen Märschen darf die Anzahl der Teilnehmer nicht groß sein, damit man nicht durch



Cook phot. Dreischläfriger Schlafsack.

die impedimenta aufgehalten wird. Unsere Wahl fällt auf Michotte, allein da de Gerlache ihn an Bord behalten will, so verschieben wir die Sache auf später.

15. Oktober. – De Gerlache und ich sind in namenloser Angst! Cook hat uns soeben mitgeteilt, daß Melaerts und Michotte alle schlimmen Anzeichen von Skorbut aufwiesen. Er bittet uns, von dieser schlimmen Nachricht keine weitere Mitteilung zu machen, um das moralische Elend der Mannschaft nicht noch zu erhöhen. Die Nachricht macht auf de Gerlache einen derartigen Eindruck, daß er voll Angst sich frägt, ob er in seinem Gewissen nicht für diese Unglücksfälle verantwortlich sei!

25. Oktober. – De Gerlaches Zustand hat sich infolge all dieser Aufregungen plötzlich verschlimmert. Heute morgen hielt es Cook für seine Pflicht ihm mitzuteilen, daß er einen Skorbutanfall habe. Der Kommandant nahm diese Nachricht mit großer Kaltblütigkeit auf.

Gegen abend ging ich lange Arm in Arm mit ihm spazieren, und da das Plaudern und Wachrufen von Erinnerungen ihm gut zu tun schien, so beschlossen wir, jeden Tag zwei Stunden zusammen zu verbringen. Diese Ablenkung seiner Gedanken machte auf ihn einen so wohltuenden Eindruck, daß er die Nacht gut verbrachte.

4. November. – Die Anfälle des X..... haben vollständig aufgehört, aber ein anderer Matrose ist nun von Größen- und Verfolgungswahn befallen. Sonderbares Geheimnis, das Worte „Chose“ (Ding) beunruhigt ihn. Er versteht kein Französisch und bildet sich ein, „Chose“ bedeute „tuer“ (töten), und seine Kameraden hätten sich verabredet, ihn umzubringen. Er meidet die Mannschaftskammer, und wenn es dann Nacht wird, verbirgt er sich, kaum angekleidet und ohne Decke, im Zwischendeck, auf die Gefahr hin, sich eine Lungenentzündung zu holen. Wir müssen ihn daher sorgfältig bewachen, und X....., der kaum selbst wieder hergestellt ist, will die Bewachung übernehmen!

Nach und nach kommt der unglückliche Y...... vollständig vom Verstande: er spricht nicht mehr, rollt die Augen und starrt ins Leere; die einzige Beschäftigung, die man ihm anvertrauen kann, ist das Abkratzen der Robbenfelle. Und auch bei dieser Arbeit kommt er nicht vorwärts: nach Verlauf von zehn Minuten trommelt er mit seinem Kratzeisen auf dem Fell herum und starrt dabei erschrocken in der Richtung nach den Pressungshummocks.

Wenn der eine oder andere an ihm vorbeigeht, so schreckt er zusammen und beugt instinktiv den Kopf, als ob er nun den Gnadenstoß empfangen sollte!

Armer Junge! er tut uns allen leid!

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Mitternachtsonne.

6. November. — Im Oktober hatten wir fünfundzwanzig Tage lang in einem fort Schnee. Das Schiff ist vollständig eingeschneit, besonders das Achterschiff, wo ein Pressungshummock bis zur Höhe der Hütte heraufragt. Heute hat der Wind eine solche Schneemenge unter dem Schutzdach und auf dem Deck angeweht, daß man nicht mehr gehen kann. Die Mannschaft mußte den ganzen Tag arbeiten, um ihn wegzuschaffen,



Cook phot. Der Schnee auf Deck.

und die Arbeit ist erst zur Hälfte vollendet. Und das Entmutigende dabei ist, daß man immer denken muß, daß, die ganze Arbeit umsonst ist, sobald ein neuer Sturm kommt.

13. November. — Wir haben heute eine Plenarversammlung des ganzen Stabes abgehalten, die aber wegen des schlechten Gesundheitszustandes de Gerlaches sehr kurz war. Es wurden verschiedene Fragen allgemeiner Natur darin besprochen.

16. November. – Von heute ab wird die Sonne wochenlang ohne Unterbrechung in unserer Region scheinen. Leider läßt sie sich noch immer nicht recht sehen, denn sie ist ständig von einem dichten Nebel verschleiert. Immer ist nun ständig Tag: um Mitternacht wie am Mittag herrscht gleich helles Licht. Die Tiere lassen sich wieder in größerer Anzahl sehen, die Eisbank bekommt Leben, weithin bilden sich Seen. Sind es die ersten Anzeichen der Umwälzung, die unsere Befreiung herbeiführen soll?

22. November. Es ist höchste Zeit, das Schiff wieder frei zu machen, da es an den Seiten bis zum oberen Teile der Reeling hinauf unter dem Schnee vergraben ist.

Eine Pressung hatte die „Belgica“ erfaßt, sie wurde emporgehoben und auf das Eisfeld gelegt. Sie neigt sich stark auf die Steuerbordseite. Der ganze Stab und die Mannschaft werfen rings um das Schiff einen Graben aus. Der Schnee wird in Wannen, die auf Schlitten festgebunden wurden, fortgeschafft und in einer gewissen Entfernung ausgeschüttet. Er bildet dort einen kleinen Hügel, auf dem ich ein neues Observatorium zu errichten gedenke.

Es ist wirklich an der Zeit, daran zu gehen, denn das alte Lokal hat sich in einen wirklichen Wasserbehälter verwandelt. Das Wasser, das infolge des Schmelzens des Schnees sich darin angesammelt hat, gefriert nicht mehr, da das Dach aus geteerter Pappe ständig eine verhältnismäßig beträchtliche Wärme hat. Mittlerweile stelle ich meine Beobachtungen im Freien an, was nicht immer angenehm und leicht ist. Zur Vermeidung eines nochmaligen Mißgeschickes dieser Art soll das neue Observatorium auf einem Eissockel ruhen, ohne jedoch in denselben eingerammt zu werden; außerdem wird es mit zwei Hebeln versehen werden, damit es transportiert werden kann.

Als ich am 23. November aufstand, spürte ich eine große Schwäche in den Gliedern, die tagsüber immer mehr zunahm. Am Abend war es mir unmöglich, meine Beobachtungen auszuführen. Starke Übel verlangen starke Heilmittel: ich verschlang daher innerhalb vierundzwanzig Stunden eine solche Menge Pinguin- und Robbenbeefsteaks, daß ich mich alsbald wieder erholte.

Heute habe ich der Mannschaft beim Wegschaffen des Schnees geholfen. Je weiter die Arbeit fortschreitet, umsomehr hebt sich das Schiff wieder in die Höhe; ja man kann sogar meinen, es schwimme!

28. November. – Der gestrige Nachmittag war prächtig. Ich arbeitete ruhig in meiner Kammer, als ich plötzlich vom Deck her eine schmetternde Brabançonne vernahm. Es war Somers, der das erste Erscheinen der Mitternachtssonne patriotisch feierte!

Im Augenblick hatte sich der Stab der Mannschaft angeschlossen, außer de Gerlache, der noch immer leidend ist; er hatte aber die Liebenswürdigkeit, uns einige Erfrischungen, eigentlich sollte ich sagen Erwärmungen, zu schicken.

Es herrscht allgemeine Fröhlichkeit! Wir vergessen unsere Leiden und werden wieder jung. Johansen spielt auf der Ziehharmonika, Knudsen singt, und auch van Rysselberghe läßt seine schöne Stimme hören. Und man spricht von der Rückkehr! Herr Somers, der einzige von der Expedition, der verheiratet ist, denkt voll Rührung an sein Kind. Arme Kleine, die sich in dieser Stunde vielleicht als Waise glaubt![1])

Mit lebhafter Freude laufen wir über die schweigsame Eisbank dahin und sehen zu, wie die Thalossoeca und die Riesensturmvögel davonfliegen. Jetzt braucht man zum Ablesen der Instrumente sich nicht mehr mit Laternen zu schleppen, die der Wind alle Augenblicke ausbläst, in der Kajüte brennt keine Lampe mehr, in den Kammern keine

[1]) Zur selben Zeit starb das Töchterchen von Somers in Ostende.

Kerzen: überall ist Licht, immerfort Licht! Die Eisbank beginnt sich zu lockern; die Eisberge, die uns den Winter über begleiteten, verändern in sehr verschiedener Weise ihre Standorte; die Kälte ist nicht mehr so schneidend; man erfriert die Finger nicht mehr an dem Metall der Instrumente. Welche Lust, wenn wir erst wieder auf dem freien Ozean schwimmen! Welch ein Hochgenuß, wieder die Seekrankheit zu bekommen! . . . .

29. November. – Der Matrose X . . . zeigt sich ständig bei gesundem Verstande, aber mit Y . . . . wird es immer schlimmer. Gestern Abend suchte er den Kommandanten auf, um ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß er sich an Bord der „Belgica" befinde. Als er die bejahende Antwort vernahm, wurde er immer mehr verwirrt; er kann sich an gar nichts mehr erinnern, weder an die Abfahrt noch an die Reise!

4. Dezember. – De Gerlache geht es seit einigen Tagen schlechter; er ist wegen der Zukunft der Expedition besorgt und faßt ein Testament ab, für den Fall, daß er und ich sterben sollten.



Cook phot. Magnetische Beobachtungen.

Diese Frage betreffs des Nachfolgerrechtes als Kommandant war schon in der Sitzung vom 13. November gestreift worden.

Da die noch übrigen Geldmittel der Expedition nur in einem Wechsel auf die Bank von Antwerpen bestanden, zahlbar in Australien, so mußte man unserem Nachfolger die nötigen Aufklärungen geben, um ihn nach Möglichkeit der Geldsorge zu überheben. Wir haben daher folgendes Schriftstück unterzeichnet:

Testament. Um für den Fall des Ablebens von uns beiden, bevor die Expedition ihr Ziel erreicht hat, Vorsorge zu treffen, haben wir Unterzeichnete, Kommandant und zweiter Kommandant, in betreff der Zukunft der Expedition folgende testamentarische Bestimmungen getroffen:

Wir bestimmen zum eventuellen Leiter der Expedition Herrn A . . . . . und bitten ihn, Herrn B . . . zu seinem Stellvertreter zu nehmen[1]) – – – – – – – –
– –
Der Leiter der Expedition wolle mit diesem Gelde die Löhnung der Mannschaft und die Hafengebühren bezahlen.

[1]) Ich übergebe hier einen bloß auf den Wechsel der Bank von Antwerpen bezüglichen Abschnitt.

Nach Belgien zurückgekehrt, wird der Leiter der Expedition sowie die Herren... sich mit dem Komitee der Königlich Belgischen Geographischen Gesellschaft, 116 rue de la Limite in Brüssel wegen der Verwendung des Materials und der Sammlungen ins Einvernehmen setzen.

Geschehen in einfacher Ausfertigung an Bord der „Belgica", am 4. Dezember 1898.

Unterzeichnet { A. de Gerlache. / G. Lecointe.

Als ich am selben Tage nachmittags mit dem Matrosen V... einen Spaziergang machte, ließ er sich auf einmal herbei, den Mund wieder zu öffnen. Cook, der davon in Kenntnis gesetzt wurde, erblickt darin ein erfreuliches Anzeichen; er empfiehlt Amundsen und mir, uns bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, von dem Kranken begleiten zu lassen.

Am 12. Dezember gehen Cook und Amundsen zusammen mit Skis weg, um sich einen großen Tafeleisberg, der sich einige Meilen vom Schiff befindet, in der Nähe anzusehen. Da sie bis Mitternacht wieder zurück sein wollen und das Wetter schön ist, so sind sie nur leicht angezogen und haben keinen Proviant bei sich. Unterwegs begegnen sie dem Matrosen V...., der wie eine arme Seele umherirrt. Sie benutzen diese gute Gelegenheit, ihn zu zerstreuen, und nehmen ihn mit. Das Wetter ist prächtig, der Schnee sehr hart, und die Schneeschuhe gleiten rasch dahin.

Nachdem sie nach Verlauf von kaum drei Stunden den kolossalen Eisberg erreicht hatten, entdeckten sie einen Zugang und klettern auf den Gipfel desselben, von wo aus sie einen weiten Horizont überschauen. In die Betrachtung der Sonne ganz versunken, vergessen sie sich und lassen es sich wohl sein unter ihren warmen Strahlen. Auf einmal macht sich bei ihnen der Hunger fühlbar, und sie beeilen sich wieder hinunter zu steigen. Doch was geht vor? Die Eisfelder knirschen und gehen entzwei, lange Spalten mit offenem Wasser bildend. Die Ausflügler beeilen sich, über dieselben hinwegzukommen und die Kanäle zu umgeben. V... folgt voller Schrecken und ohne ein Wort zu sprechen seinen beiden Gefährten, deren Angst sich noch steigert, als sie sich auf einem Eisfelde wie auf einer schwimmenden Insel isoliert sehen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig als geduldig abzuwarten, bis die Eisbank sich wieder schließt, da bei der großen Entfernung vom Schiff aus keinerlei Signal bemerkt wurde.

Immer stärker vom Hunger geplagt, erlegt Cook, der sich mit seinem Revolver versehen hatte, aus nächster Nähe eine Robbe. Amundsen, mit seinem Messer bewaffnet, schneidet das Tier auf und legt sich an dasselbe hin, um das noch warme Blut zu trinken. Die Kälte wurde empfindlich, man mußte schleunigst soupieren, solange das Tier noch nicht gefroren war.

Als Amundsen satt war, kam Cook an die Reihe, der dann, nachdem er das Tier weiter aufgeschnitten hatte, seinen Platz dem Matrosen anbot. Dieser weigert sich indes, durch den Anblick des Blutes erschreckt, entschieden davon zu trinken und erklärt lieber Hungers sterben zu wollen. Zum Glück geht nach Verlauf von einigen Stunden das Eis wieder zusammen, und unsere Freunde können nach dem Schiff zurückkehren. V... schießt wie ein Pfeil dahin; Amundsen und Cook können ihm nur mit Mühe folgen.

Um 4 Uhr morgens sind alle drei wieder an Bord, aber der Matrose wird ohnmächtig, und Cook sucht vergeblich nach einem raschen Mittel, um ihn wieder zu sich zu bringen. Sich an die von mir aufgestellte Theorie erinnernd, daß im Felde ein Glas Likör ein wirksames Mittel sei, wenn ein Mann ohnmächtig wird, will der Doktor sie nun erproben. Er gibt dem Kranken ein halbes Likörglas voll Kirschwasser, das dieser in einem Zuge austrinkt. Allein kaum hat er es geschluckt, da stürzt er in meine Kammer und

erklärt, Cook und Amundsen hätten ihn vergiftet. Plötzlich aus dem Schlaf erwachend, brauche ich erst einige Minuten, um über die Situation klar zu werden.

Ich lasse V...., in einer Ecke kauernd, in meiner Kammer und begebe mich zu Cook und Amundsen, die mich über das Vorgefallene aufklären.

Als ich zurückkam, hatte sich der Matrose etwas erholt; er nimmt ein kleines Butterbrod an und ißt es; dann geht er weg, um sich in seinem Bette zu verbergen, wo er sicher zu sein hofft.

15. Dezember. – Der Geisteszustand des V... wird immer beängstigender: er ist vom Verfolgungswahn befallen und fürchtet vor allem de Gerlache und Amundsen. Heute morgen gab er Johansen zu verstehen, er habe letzteren in Verdacht, ihn auf dem letzten Spaziergang bloß deswegen mitgenommen zu haben, weil sie gehofft hätten, er würde dabei den Tod finden.

Sehnlicher als je wünschen wir unsere Befreiung herbei, die all diesem Elend ein Ende machen soll!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Weihnachten. — Neujahr.

23. Dezember. — Seit mehreren Tagen ist die Eisbank achter vom Schiff in Bewegung. Die Abfallhaufen jeder Art rings um das Schiff absorbieren eine Menge Wärme, die nach und nach eine Zersetzung des Eises herbeiführt. Das Deck des Schiffes ist nun vollständig frei gemacht; das Hennegatt konnte nur mittels heißen Wassers vollkommen vom Eise befreit werden. Die Maschine steht in Bereitschaft, die Segel sind angeschlagen; es fehlt uns weiter nichts als ein Riß durch die Eisbank und .... ein ganz kleiner Kanal, so breit wie das Schiff, aber lang genug, um uns nach der offenen See gelangen zu lassen! ....

In Wirklichkeit sind wir grausam enttäuscht: die Sonne steht im Wendekreis des Krebses, und der Wind bleibt so kalt, daß auf den Seen sich wieder eine Jungeisschicht gebildet hat. Die Optimisten machen sich jedoch deswegen wenig Sorge; sie rechnen trotz allem auf einen glücklichen Zufall. Die Pessimisten dagegen sehen das Heil erst nach einem Sturme kommen, und Racovitza erklärt gar scherzend, außer dem Sturme brauchten wir noch ein tüchtiges Erdbeben!

24. Dezember. — Den ganzen Tag verwandten wir auf das Reinmachen des Schiffes, und heute abend zur Feier des Weihnachtsvorabends finden wir selbst Gefallen an unseren Leistungen. Während des Abendessens bemüht sich jeder fröhlich zu sein, allein diese Fröhlichkeit ist nicht echt. An solchen Festtagen fühlt man sich vom Heimweh besonders bedrückt. Selbst die Zauberpracht der Eisbank vermag nichts dagegen. Als Weihnachtslichter werden um Mitternacht die tausend Feuer der Sonne leuchten, und gegen die überall glitzernden Reifkristalle würden die Silberflitter, die in unseren Familien am traditionellen Weihnachtsbaume hängen, erblassen. Was werden wohl in diesem Augenblick unsere Lieben machen, die wir in der Heimat zurückgelassen? Vielleicht vergießen sie Tränen beim Gedanken an die Ungewißheit unseres Schicksals! ....

Arctowski hatte sich den ganzen Nachmittag in seinem Laboratorium eingeschlossen, wo er in geheimnisvolle Zubereitungen vertieft war! Worum handelt es sich? Er vertraut sein Geheimnis niemand an!

Endlich gegen 8 Uhr läd er uns feierlich ein, in sein Heiligtum einzutreten; eine Retorte in der Hand, erklärt er uns dann, er werde uns gleich einen Likör eigener Fabrikation

vorsetzen: aus Orangensaft und Kakao. Mit diesen Worten überreicht er mir das erste Glas. Zum Glück benetze ich damit bloß die Lippen, denn es ist reines Gift; Arctowski hat nämlich neunzigprozentigen Alkohol dazu verwendet! Er erklärt mich wegen meines Widerstrebens für zimperlich, aber da Somers, die stärkste Kehle der Expedition, meine Ansicht teilt, so ist unser Destillator damit einverstanden, den Alkoholgehalt zu reduzieren.

Und er beginnt vor uns eine Reihe neuer Mischungen, die er gewissenhaft kostet. Kurz, es war schon bald 9 Uhr, als Arctowski immer noch, allerdings etwas aufgeregt, Lobreden auf die Fortschritte der modernen Chemie hielt, die es ermögliche, derartige Göttergetränke herzustellen!

25. Dezember. – Traurige Weihnachten! Keiner von uns ist in fröhlicher Stimmung. Um etwas Leben in die Mannschaftskammer zu bringen, schicken wir ihnen Geschenke: de Gerlache Zigarren und Kleider, Racovitza Zigaretten – hors prix in der Antarktis! Cook verteilt an jeden ein Diapositiv, und ich schenke ihnen einen Bon, den sie in der ersten Hafenstadt sich ausbezahlen lassen sollen.

31. Dezember. – Es ist uns nicht gerade freudig ums Herz, trotzdem wollen wir mit der Mannschaft die Neujahrsnacht feiern.

Um 10 Uhr kommen wir alle zu einem kleinen Abendessen in der Mannschaftskammer zusammen, außer de Gerlache, der leidend ist und sich schon früh zurückgezogen hat.

Gegen 11 Uhr unerwartete Ankunft des .... Briefträgers! Es ist Michotte, der jedem Mann einen Brief vom Kommandanten überbringt. Die Idee ist ausgezeichnet, und da alle diese Episteln nur Gutes enthalten, nämlich Gutscheine, zahlbar in Montevideo, so kommt einen Augenblick lang wieder Leben in die gesamte Mannschaft. Um 12 Uhr begeisterte Toaste; Jugend und Hoffnung sind wieder bei uns eingekehrt.

1. Januar 1899. – Da unsere Neujahrsfeier bis gegen Morgen gedauert hatte, so sind wir heute erst spät aufgestanden und kamen fast alle zu gleicher Zeit in die Kajüte. Wir tauschten unsere gegenseitigen Glückwünsche aus, aber ohne Wärme, ohne Überzeugung! Der Tag vergeht langsam und sehr trübe; wir lassen heute die Vergangenheit an uns vorüberziehen, um zu sehen, was wir für die Zukunft tun können.

Werfen wir einen Blick auf die Karte, welche die Route des Schiffes während der Trift angibt, so bemerken wir, daß diese Route stark hin und her geht. Anfangs bleiben wir sichtlich an derselben Stelle, dann kommen wir nach Norden zurück; aber gleich nach dem 15. März schlagen wir wieder die Richtung nach Südwest ein. Acht Tage später kommen wir wiederum nordwärts, überschreiten nur wenig die Breite vom 15. März und haben bis zum 21. April wieder südwestlichen Kurs. Jetzt scheint es, als hätten wir unseren äußersten Punkt nach Westen hin erreicht, denn unsere Richtung wird jetzt eine nordöstliche. Vom 4. Mai ab führt uns die Trift wieder südwärts, an dieselbe Position wie am 23. März. Vom 4. Mai bis zum 20. August treiben wir bald nach Südwest, bald nach Nordost und befinden uns an letzterem Datum an der Stelle, wo wir im Februar 1898 in die Eisbank eingedrungen sind. Vielleicht erstreckt sich heute das Eis nicht weiter nördlich als damals, allein vielleicht ist jetzt auch das Gegenteil der Fall.

Bis zum 20. August steht unsere Trift sichtlich unter dem Einfluß der Winde, und sonderbarerweise verlaufen die Hauptlinien derselben fast parallel. Sobald wir nach Westen getrieben werden, neigt sich unsere Route nach Süd, werden wir dagegen nach Osten getrieben, so kommen wir nördlich. Vielleicht gibt die Nähe der Peterinsel eine

Erklärung für diese Tendenz nach Süden, während das Land im Süden und Osten, das unsere Lotungen deutlich anzeigen, die Tendenz erklären würde, die uns, sobald wir östliche Trift haben, nach Norden zurückwirft.

Vom 20. August bis zum 20. Dezember, wo wir wieder in die Position vom 20. August zurückkommen, bleiben wir über einem wenig tiefen Meer, über welchem die Eisdecke außerordentlich dick ist, was bis zu einem gewissen Punkte erklärlich macht, weshalb unsere Trift nur verhältnismäßig geringe Strecken aufweist. Während dieser Periode werden wir in noch stärkerem Maße als während der früheren jedesmal, wenn uns der Wind ostwärts jagt, gleichzeitig nach Norden zurückgedrängt.

Vom 20. bis 31. Dezember endlich wurden wir, nachdem wir wieder nach Osten zurückgetrieben worden waren, merklich nordwärts gebracht.

Heute, am 1. Januar, befinden wir uns an einer Stelle, wo am 27. Februar vergangenen Jahres offenes Meer war; nun sieht man aber vom Krähennest aus nach Norden nichts als das ewige Eis sich weithin erstrecken. Wir sind also ebenso fest eingeschlossen, wie vor einem Jahr, und schon geht die Sonne nach dem Äquator zurück. Werden wir dieses Jahr noch herauskommen? Werden wir überhaupt jemals frei werden?

3. Januar. – Seit acht Tagen scheinen große Bewegungen in der Eisbank vor sich zu gehen ... aber leider bloß in der Ferne. Wir sehen es an den Eisbergen, die mehrmals ihre Orientierung gewechselt haben. Oft bemerken wir auch nach Norden hin einen sehr ausgesprochenen Wasserhimmel, allein wir glauben nicht mehr daran; solche Anzeichen haben uns schon zu oft getäuscht. Wir werden fast täglich durch optische Täuschungen irregeleitet. So sehen wir wiederholt zwischen Südost und Südwest ungeheuere Eisgestade, die in senkrechten Wänden zahlreiche Buchten überragen. Aber alles das ist nichts als Luftspiegelung: die Eisfelder tauchen in Wirklichkeit nur einen Meter aus dem Wasser empor, ergeben aber vielfache Reflexbilder, die sich genau übereinander legen.

4. Januar. – Cook ist sehr in Sorge; er spricht mit einer gewissen Gereiztheit von der unbedingten Notwendigkeit, aus dem Eise herauszukommen, und verlangt, daß die wissenschaftlichen Arbeiten aufhören und alle unsere Kräfte auf das einzige Ziel unserer Befreiung konzentriert werden sollen! Seine Worte rütteln uns allmählich auf; ein jeder zerbricht sich den Kopf, um das Mittel zu finden, über das Eis Herr zu werden.

7. Januar. – Der Matrose V ... ist noch nicht besser; er ist in beständiger Angst und sucht sich in allen Ecken des Schiffes zu verbergen; vorige Nacht rief er eine wirkliche Panik an Bord hervor.

Ich kehrte gegen 11 Uhr von einer Rekognoszierungstour auf der Eisbank zurück, da meldete mir Johansen, V ... sei verschwunden. Nachdem ich de Gerlache benachrichtigt, stiegen wir in die Marsen, um von dort aus den Horizont abzusuchen, während an Bord alles sorgfältig durchsucht wird. Das Wetter war ausnehmend klar, und wir konnten den ganzen Horizont übersehen. Nichts, zweifellos hat sich ein Unfall ereignet.

Eigentlich hätte man allerdings den Matrosen keinen Augenblick unbewacht lassen dürfen, allein der traurige Gesundheitszustand der Mannschaft entschuldigte diese momentane Unachtsamkeit.

Es werden sofort Nachforschungen angestellt. De Gerlache und zwei Mann bleiben an Bord, wo als verabredetes Zeichen für den Fall, daß V ... lebend gefunden

werden sollte, die belgische Flagge am Besangaffel gehißt und, falls der Matrose tot aufgefunden würde, sofort auf Halbmast gesetzt werden sollte. Mutlos suchen Arctowski und ich vergeblich nach einer Fußspur, als mein Gefährte auf einmal bemerkt, wie die Flagge am Maste hochkommt und dann plötzlich auf Halbmast stehen bleibt. Bei diesem Trauerzeichen schnürt sich unser Herz zusammen, und wir eilen an Bord zurück. Die Nachrichten lauten besser, als wir erwarteten: Der Matrose lebt; das Tau der Flagge war an der vereisten Winde festgefroren, und die Flagge wehte infolgedessen eine Zeitlang auf Halbmast. V... wurde hinter einem Hummock versteckt aufgefunden. Er scheint die Unruhe nicht zu bemerken, die er uns verursacht hat, entschließt sich aber willig, sein Lager wieder aufzusuchen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Übermenschliche Anstrengungen.

- - - - -

9. Januar. – Die Eisbank erstreckt sich immer noch ins Unbegrenzte! ... Die Eisfelder bersten indes häufig, und die großen Eisberge wechseln ihre Standorte, was auf eine allgemeine Bewegung hinweist. Was uns betrifft, so bleiben wir unbeweglich, eingezwängt in ein Eisfeld von zwei- bis dreitausend Meter Durchmesser, dessen Festigkeit uns den Winter über einen sicheren Schutz bot, jetzt aber die Fessel darstellt, in die wir geschlagen sind.

Obgleich wir mitten im antarktischen Sommer stehen, schmilzt der Schnee kaum, und das ist auch erklärlich, denn erstens erhebt sich die Sonne nur wenig über unseren Horizont[1]); zweitens verflüchtet sich ein großer Teil der vom Schnee empfangenen Wärme, ein anderer wird reflektiert, und ein dritter sehr minimaler Teil bloß wird absorbiert.

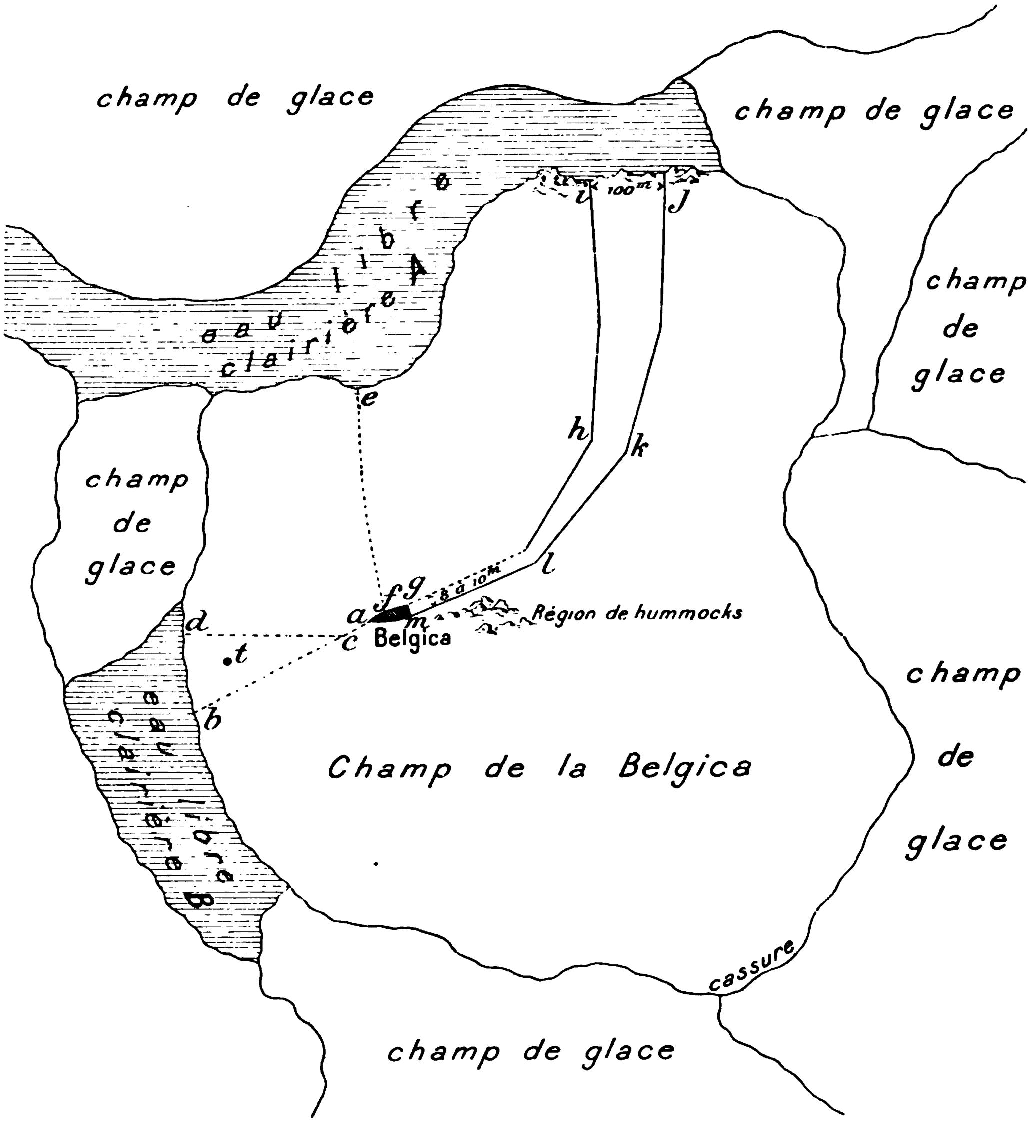
Die ungleiche Wirkung der Wärme auf den Schnee tritt auf der Eisbank deutlich zutage, denn überall, wo er mit Abfällen, Bretterstücken, Pappdeckel usw. bedeckt ist, schmilzt das Eis infolge des Absorptionsvermögens dieser Körper sehr rasch.

Cook, der mit Recht der Ansicht ist, daß wir uns um jeden Preis freimachen müssen, schlägt vor, die von diesen Körpern absorbierte Wärme folgendermaßen auszunützen: Damit die „Belgica" in das offene Wasser der Wake B (s. Figur) gelangen kann, sollen nach seiner Ansicht, in der Richtung $a\,b$ und $c\,d$ zwei Gräben im Eise gelegt werden, jeder einen Meter breit und 90 Zentimeter tief. Das Schmelzwasser des Schnees würde diesen Graben bald ausfüllen, und da das Wärmeabsorptionsvermögen des Wassers größer ist als das des Schnees, so würde die Sonne es übernehmen, den Graben immer tiefer zu machen. Die Wirkung der Sonne würde sich noch steigern lassen, wenn wir unverbrannte Kohle in den Graben hineinwürfen. Auf diese Weise würden sich dann allmählich wahrscheinlich zwei Bruchlinien herausbilden.

---

[1]) Die Wärmemenge, die eine konstante Wärmequelle auf eine bestimmte Oberfläche sendet, ist proportional zum Kosinus des Winkels, den die einfallenden Strahlen mit der Senkrechten zu dieser Oberfläche bilden.

De Gerlache und ich sind für diesen Versuch nicht gerade sehr eingenommen in Anbetracht dessen, daß das Wasser für die Wärmestrahlen nicht sehr diatherman[1]) ist, und die Wärmemenge, welche die im Wasser liegende unverbrannte Kohle aufnimmt, gleichfalls nur sehr gering sein kann.[2]) Wir beginnen indes diese Arbeit und wäre es auch nur, um uns eine Ablenkung zu verschaffen; Cook und Arctowski entfalten dabei eine außerordentliche Energie.



Eisfeld.

Abgesehen von den eben erwähnten Naturkräften, die einige von uns schon als sicheren Faktor für die Befreiung in Rechnung stellen, glauben wir auch unsere Eissägen

[1]) Das Diathermanvermögen einer Substanz ist das Verhältnis der durchgelassenen Wärmemenge zur empfangenen.

[2]) Man könnte auf diese Weise in einer, wenn auch nur um zwei Grad geringeren Breite und bei weniger dicken Eisfeldern als dem unsrigen vielleicht etwas ausrichten.

in Anwendung bringen zu müssen, um einen Schnitt in der Richtung der Linien *a b* und *c d* zu machen. Wir beginnen die Arbeit von der Wake *B* aus. Anfangs geht es ganz gut; das Eis, an dem wir sägen, ist nur von geringer Stärke; allein kaum haben wir dreißig Meter weit gesägt, da kommen wir an eine Stelle, wo das Eis so dick — sogar noch dicker — ist wie die Länge unserer Sägen. Nun wollen wir nochmals zum Tonit unsere Zuflucht nehmen. Trotz der geringen Resultate, die vor drei Wochen damit erzielt wurden, stelle ich mittels eines Steingutrohres von dreißig Zentimeter Durchmesser und anderthalb Meter Länge ein Torpedo her. Ich lade das Rohr mit 160 Tonitpatronen und verschließe dann die beiden Enden sorgfältig. Das Anbrennen wird mit Hilfe dreier Lunten und zahlreicher Knallquecksilberkapseln bewerkstelligt. Das Torpedo, das mit einem kleinen Kabel an der Eisbank festgemacht ist, wird durch eine leicht hergestellte Öffnung in das Wasser hinuntergelassen (an der auf Figur S. 186 mit *t* bezeichneten Stelle). Die drei Lunten werden angezündet, und wir bringen uns schleunigst in Sicherheit. Eine halbe Stunde vergeht, und es rührt sich noch nichts! Wir ziehen das Torpedo wieder heraus und stellen fest, daß es durch seine Bewegungen die Lunten um das Kabel gerollt hatte, an dem es hing. Da dieselben entzwei gegangen waren, ging eine der Öffnungen auf, und das Wasser drang mitten in das Tonit. Wir probieren zwei oder drei der naßgewordenen Patronen, allein sie explodieren nicht mehr; die 160 Patronen sind unbrauchbar geworden, und wir müssen sie ins Meer werfen.

Dieser neue Mißerfolg mit dem Tonit bringt es noch vollends beim ganzen Personal in Mißkredit, de Gerlache, Racovitza und mich ausgenommen.

Dienstag den 10. Januar. — Von Amundsen, Melaerts und Johannsen unterstützt, habe ich eben eine Höllenmaschine verfertigt. Wir brachten 535 Tonitpatronen in ein großes Petroleumfaß, das mit äußerster Sorgfalt verschlossen wurde. Der Zünder besteht aus fünf Lunten und 25 Knallquecksilberkapseln. Das Faß, das unten mit einem Gewichte beschwert ist und infolgedessen aufrecht steht, wird an derselben Stelle wie das Torpedo unter das Eis hinuntergelassen. Ich brenne die fünf Lunten an, und unter Anrufung der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Artilleristen, mache ich mich eiligst davon!

Zuerst wird es nichts; die Lunten, die infolge der Kälte gelitten haben, leiten die Flamme nicht weiter. Fünf- bis sechsmal gehe ich zu der Ladung hin; zuletzt werde ich beim Anzünden sogar etwas ängstlich, denn die Lunten werden kurz. Da endlich, eine furchtbare Explosion: große Eisblöcke fliegen hoch in die Luft, die Eisbank ächzt, das Schiff erzittert, und alle die Blöcke fallen wie eine Wasserhose vom Himmel herab. Wir eilen hin. Eine gewaltige Enttäuschung! Die 535 Tonitpatronen haben eine Öffnung von kaum zehn Meter im Umfang hervorgebracht, und darüber hinaus nicht eine einzige Spalte, kein einziger Riß. Dazu sind noch die senkrecht emporgeschleuderten Blöcke wieder in die Aushöhlung hineingefallen, wo sie alsbald wieder zu einer neuen kompakten Masse zusammengefrieren werden. Mit diesem letzten Versuch ist unser Urteil über das Tonit fertig; die Gegner desselben verfehlen nicht, darüber zu spotten, seine Anhänger erkennen an, daß, wenn es uns jemals irgend welche Dienste leisten wird, sie kaum bedeutend sein werden.

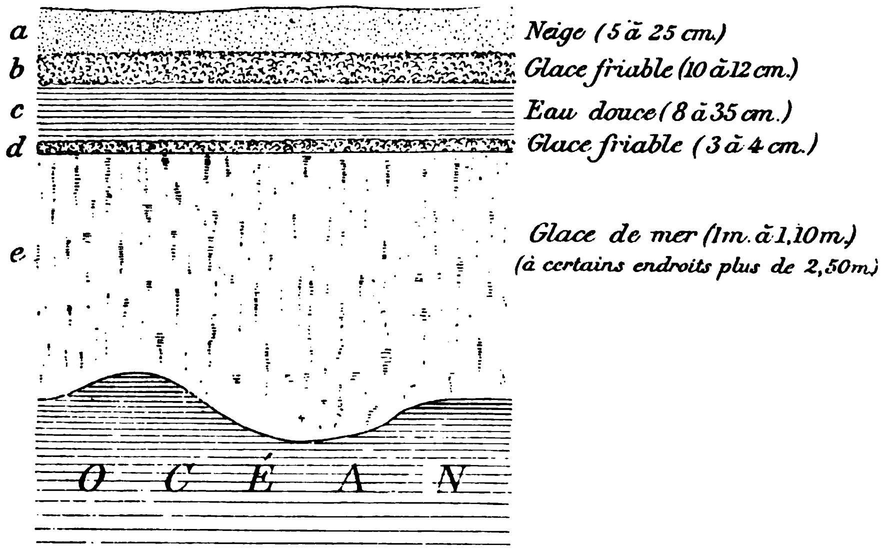
11. Januar. — Mit weniger Überzeugung als je fahren wir mit dem Graben und Eissägen fort. Man ist gleichgültig dabei; Cook und Arctowski allein sind leidenschaftlich bei der Arbeit.

De Gerlache, von der Gewißheit überzeugt, daß wir auf diese Weise keinerlei Aussicht auf Erfolg haben, machte heute abend den Vorschlag, achter vom Schiffe einen Kanal in der Fluchtlinie *g h i j k l m* (s. Figur S. 186) zu graben. Tatsächlich entstand

während des Winters in dieſer Richtung eine Spalte, die, nachdem ſie ſich verbreitert hatte, ſich wieder mit Jungeis bedeckte, das gegenwärtig weniger dick ſein kann als das Eis, an dem wir ſägen. Cook will nichts hören von einem anderen Plan als dem ſeinigen; er erhebt daher erbitterten Widerſpruch dagegen. Um die Zweifel zu beheben, nehmen wir die ganze Nacht über Meſſungen am Eiſe vor.

Am 12. Januar hatten wir um 8 Uhr morgens die Reſultate der Meſſungen auf eine beſondere Karte übertragen. Es ergab ſich daraus, daß Cooks Plan nahezu undurchführbar ſei, während der Vorſchlag des Kommandanten, von unvorhergeſehenen Umſtänden abgeſehen, zu einem gewiſſen Reſultate führen konnte, falls wir mit aller Kraft dahinter gingen. Es wird daher beſchloſſen, daß wir heute nachmittag die Arbeiten beginnen und Tag und Nacht fortſetzen.

Um 2 Uhr ſind wir alle auf der Eisbank; die wiſſenſchaftlichen Arbeiten werden mit Ausnahme der meteorologiſchen Beobachtungen unterbrochen.



Zuſammenſetzung der Eisbank[1]).

Der Kanal wird mit ſo genauer Sorgfalt abgeſteckt, als handle es ſich darum, von neuem den Suezkanal zu graben. Zur Feſtſtellung der Fluchtlinien ſtützen wir uns auf die Meſſungen, woraus ſich die Lage der ehemaligen Spalte ergibt. Obige Figur ſtellt den Vertikalſchnitt des Grabens dar.

Bei *ij* (ſ. Figur S. 186) hat der Kanal eine Breite von ungefähr 100 Metern, dann verengert er ſich allmählich bis zum Schiffe hin, wo er nur 8 bis 10 Meter breit iſt. Dieſe Geſtalt erleichtert das Hinausſchaffen der Eisblöcke nach der Wake *A*.

An der Mündung *ij* liegen Eisblöcke angehäuft, die von früheren Preſſungen herſtammen. Dieſer Teil kann nicht durchſägt werden, da dort das Eis zu dick iſt, wir wollen an ihm das Tonit nochmals verſuchen.

Die Anzahl der Werkzeuge, über die wir verfügen, iſt nicht groß: zwei Hacken, ſechs Schaufeln, zwei Pickel, zwei breite, mit langem Stiel verſehene Schreinerſtemmeiſen und vier Eisſägen. Da an manchen Stellen das Eis dicker iſt als die Länge der Sägen, ſo haben wir zwei derſelben an ihren Enden mittelſt zweier Eiſenplatten zuſammengeſchmiedet. Wir verfügen alſo in Wirklichkeit nur über drei Sägen.

---

[1]) *a.* Schnee; *b.* Morſches Eis; *c.* Süßwaſſer; *d.* Morſches Eis; *e.* Meereis (1 – 1,10 m an, manchen Stellen über 2,50 m).

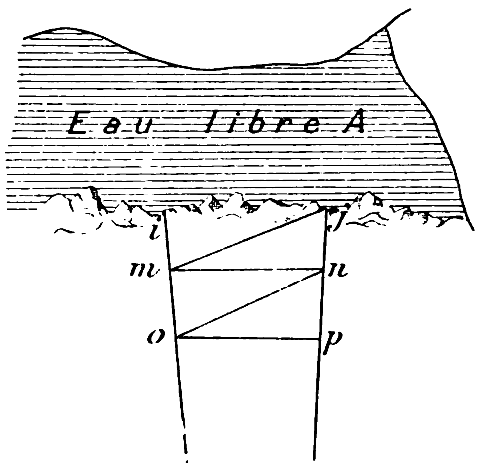


Cook phot. Entfernen der oberen Schichten.

Um den Graben zu eröffnen, entfernen wir zunächst mit Hacken und Schaufeln die oberen Schichten (Schichte *a* und *b* s. Figur S. 188) nach den Fluchtlinien *jm*, *mn*, *no*, *op* ... (s. Figur S. 189). Dann machen wir in den so entstandenen Rinnen einen Sägenschnitt.

Die Arbeit geht nur langsam voran; sie erfordert wirkliche Anstrengung. Mancher strengt deshalb seine Erfindungsgabe an. Van Mirlo schlägt vor, eine ähnliche Methode wie die der Marmorsäger in Anwendung zu bringen. Zu diesem Zweck hängt er an einen Lotdraht eine Kugel, die unter das Eis hinabgelassen wird (s. Fig. S. 190). Der Draht wird bei *a* an einem Stocke festgemacht, der bei *b*, am Berührungspunkt mit einem Brett, das der Säger ins Eis einläßt und mit dem Fuß festhält, mit einem Gelenk versehen ist. Sodann nimmt der Säger den Griff zur Hand und läßt die Kugel, die den Draht durch ihr Gewicht anspannt, auf und niedersteigen. Der Draht zerschneidet dann das Eis, aber ..... so langsam, daß man es schneller mit dem Munde durchsaugen würde.

Überdies ist der Schnitt so schmal, daß die beiden Teile, die man mit so viel Mühe getrennt hat, alsbald wieder zusammengefrieren.

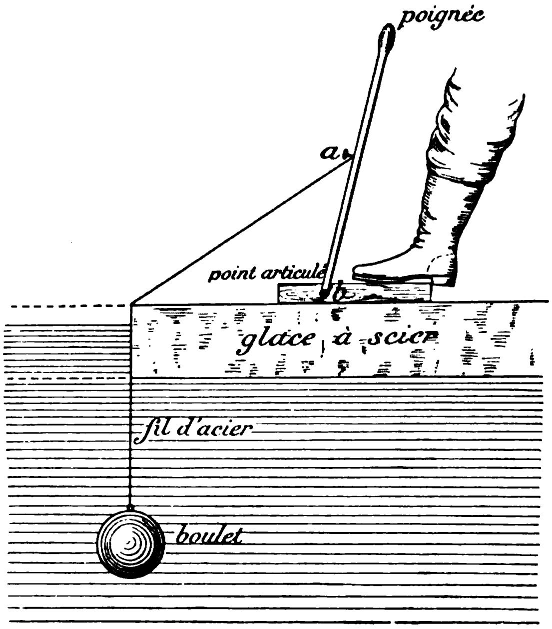


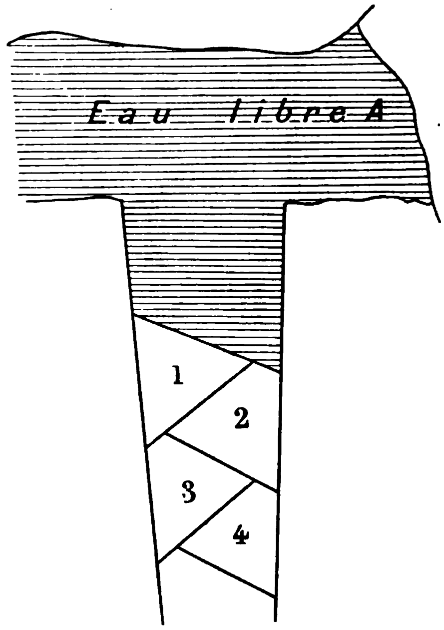
Die Methode Van Mirlo wird fallen gelassen, noch bevor sie ernstlich versucht worden war.

Somers schlägt eine Abänderung der Van Mirloschen Methode vor. Er will mehrere Kugeln statt einer einzigen benützen, den dünnen Lotdraht durch ein Drahtseil ersetzen und die Dampfwinde und zweckmäßig aufgestellte Übersetzungswinden in Anwendung bringen, um das Auf- und Niedergehen der Kugeln zu bewerkstelligen. Diese Methode flößt uns ebenso wenig Zutrauen ein wie die erstere, denn sie hat den Übelstand, daß wir dazu den Dampfkessel unter Druck halten müßten und unseren Vorrat an Brennmaterial vermindern würden.

Der Plan wird daher, ebenso wie noch mancher andere, verworfen. Diese Erfindungen haben indes insofern ihr Gutes, als sie die Arbeiter geistig beschäftigen, die dabei nicht weniger rührig weiter sägen.

Sonntag, den 15. Januar. – Geſtern nachmittag haben wir Tonitladungen von je 10, 20, 30 und 40 Patronen zubereitet und ſie heute morgen explodieren laſſen. Diesmal erzielten wir endlich prächtige Reſultate – von einigen mißglückten Verſuchen abgeſehen. (Siehe Fig. S. 191). Die Ladungen wurden in geringer Entfernung vom offenen Waſſer gelegt, und da nach dieſer Richtung eine Ausdehnungsmöglichkeit vorhanden war, ſo wurden die Dreiecke, die wir losgeſägt hatten, weggeſprengt. In weniger als zwei Stunden waren ſämtliche Hummocks am offenen Waſſer hin, und ebenſo die beiden erſten Dreiecke *i j m* und *j m n* (ſ. Fig. S. 189) entfernt. Dagegen brachte das dritte Dreieck beträchtliche Schwierigkeiten. Es hatte ſich nämlich etwas um ſeine Vertikalachſe gedreht, ſo daß die Seite *n o* den ganzen Block feſtklemmte und wir eine Menge Tonit brauchten, um ihn loszubringen. Durch die vielen Sprengungen war obendrein noch ein Brei von Eis und Schnee entſtanden, der den ganzen Kanal anfüllte.





Wir zogen nun die Schnittlinien anders und zwar ſo, wie ſie Figur auf Seite 190 darſtellt. Die Reſultate waren ausgezeichnet; eine bis zwei Ladungen Tonit genügten, um die Blöcke loszuſprengen. Da an Bord nur Michotte zur Zubereitung des Eſſens nötig war, ſo ſind zur Regulierung der Arbeit Stab und Mannſchaft in zwei Abteilungen geteilt. Die erſte Abteilung, zu der de Gerlache, Melaerts, Racovitza, Van Mirlo, Tolleſſen, Johannſen, Koren und Van Ryſſelberghe gehören, arbeitet von 8 bis 12 Uhr mittags, dann von $1^1/_2$ bis $3^1/_2$ und von 4 bis 6 Uhr. Die zweite Abteilung, beſtehend aus Lecointe, Amundſen, Arctowski, Cook, Somers und Dufour, arbeitet nachts von 7 bis 11 Uhr, dann von Mitternacht bis 4 Uhr morgens. Während der Ruheſtunden bereitet dieſe Abteilung die Tonitladungen vor, wobei, wie ich geſtehen muß, mit einer Unvorſichtigkeit ohnegleichen zu Werke gegangen wird. Die Tonitpakete werden in die Nähe des Ofens gebracht, wo die Patronen auftauen. Dann ſchaben wir mit Küchenmeſſern alles Schadhafte weg. Öfters fallen Tonitſtücke zu Boden, und wir achten kaum darauf. Sogar in den Tellern findet man Abfälle davon!

Es ist keineswegs eine leichte Sache, einen nahezu 700 Meter langen Kanal im Eise zu graben. Um die Blöcke zu zerlegen, muß man Hunderte von Metern durchsägen. Die Arbeit geht in doppelter Weise vor sich. An den kleinen Sägen sind jeweils drei Mann; der eine sägt ununterbrochen 5 Minuten lang unter strenger Aufsicht der beiden anderen. Sobald seine 5 Minuten vorüber sind, tritt der zweite rasch an seine Stelle, fast ohne daß dabei der Gang der Säge unterbrochen wird. Die drei Mann an der Doppelsäge arbeiten ohne Unterbrechung 55 Minuten lang und machen dann



Lecointe phot. Tonitsprengungen.

5 Minuten Pause. Der eine von ihnen hält an dem wagrechten Griff und gibt ihm die Richtung, die beiden anderen ziehen an dem Seil, das die Säge in die Höhe hebt; für den Strich nach unten genügt das bloße Gewicht des Werkzeugs.

An Stellen mit beträchtlicher Dicke wird die Doppelsäge in Anwendung gebracht, die man nur mit Mühe vorwärts bringt.

Während dieser eintönigen Arbeit sucht man sich durch gegenseitige Unterhaltung zu zerstreuen. Arctowski, der in einem alten Pelzmantel mit einem hohen Hut alten Modells auf dem Kopfe höchst amüsant aussieht, gibt Londoner Geschichten zum besten. Bei seinen Auseinandersetzungen über die dortigen gesellschaftlichen Gebräuche, über die



Cook phot. Abstecken der Arbeit.



Cook phot. Drei Mann an der Doppelsäge.

Nachteile der Galoschen usw. redet er sich dermaßen ins Feuer, daß er jeweils zehn statt fünf Minuten sägt. Amundsen und Cook lassen ihn ruhig machen und suchen das Gespräch womöglich noch lebhafter zu gestalten .... Sie brauchen um so weniger zu sägen.

Somers redet in einem fort. Er erzählt uns seine Abenteuer während der Militärzeit, Erlebnisse, die seinen Waffengefährten passiert sind, und noch viele andere, die bloß in seiner reichen Phantasie sich abgespielt haben.

Dann kommen seine Abenteuer als Seemann an die Reihe, eine humorvolle Beschreibung des Dienstes an Bord der Schiffe der „Belgischen Marine" usw. und das alles so schnurrig und dick aufgetragen, ohne indes jemand dabei schlecht zu machen, daß wir so tun, als glaubten wir daran, um ihn noch mehr dazu zu animieren.

Von 11 bis 12 Uhr nachts hat unsere Abteilung Pause; wir verbringen diese Zeit im Laboratorium, um die anderen nicht aufzuwecken, und nehmen dabei ein kleines Abendbrot zu uns, das leider oft zu klein ist, denn unsere Magen werden rascher leer als der Kanal! Manche machen dann ein kurzes Schläfchen von 10 Minuten, während Somers unerschöpflich seine Geschichten weiter erzählt...



Cook phot. Vier-Uhr-Pause.

35 Tage lang hat Somers täglich 9 Stunden ununterbrochen gesprochen und, wie ich erklären muß, mit vielem Humor und zur größten Unterhaltung von uns allen.

Der Abteilung de Gerlache wird um 4 Uhr nachmittags ein Imbiß, bestehend aus Brod und Kaffee, auf der Eisbank serviert. Ein malerisches Bild, wie die Leute sich gruppenweise auf den Schnee hinstrecken und gierig ihr „Bleibrod" verzehren.

Sobald man eine gewisse Zahl von Eisblöcken losgesägt hat, geht es an das Hinausschaffen derselben nach der Wake. Das ist die angenehmste Beschäftigung des Tages. Mittels Tonitladungen werden die einzelnen Blöcke in der Mitte auseinandergesprengt und die Stücke mit langen Stangen weitergeschafft. Sobald dann ein Stück schwimmt, springt ein Mann mit seiner Stange darauf und steuert wie auf einem Floß weiter. Bei dieser Art Sport tut sich besonders Cook hervor. Er parodiert die Wachoffiziere, erteilt sich mit lauter Stimme Befehle, läuft von einem Ende seines zerbrechlichen



Cook phot. Mit langen Stangen versehen, schaffen wir die Eisblöcke hinaus.

Fahrzeuges zum andern, fällt manchmal beinahe ins Meer, aber mit affenartiger Behendigkeit – wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf – versteht er es, immer noch rechtzeitig sich festzuhalten. Die kleinen Eisstücke werden soweit als möglich gleichzeitig mit den großen hinausgeschafft, während der zurückbleibende Schneebrei mit Hilfe eines kleinen Bootes in die Wake getrieben wird.

Den 29. Januar. – Seit siebzehn Tagen sägen und sägen wir!... Einige unter uns sind erschöpft, andere leiden an den Augen, da sie nicht rechtzeitig Schutzbrillen trugen. Das diffuse Licht des Eisbank ist derart blendend, daß man es kaum aushalten kann. Die Sonne zeigt sich indes nur selten, ja leider nur zu selten!

Seit zwei Tagen ist die Arbeit noch beschwerlicher. Eine Strecke weit mußten wir, da die Wasserschicht an die Oberfläche trat, bis an die Knöchel im eiskalten Wasser stehen. Jetzt haben wir eine Strecke mit sehr dickem Eis vor uns, das ehemalige Pressungsgebiet, wo die zusammengepreßten Hummocks Süßwassereis gebildet haben, das der Säge hartnäckig widersteht. Überdies sind unsere Sägen, trotzdem sie sorgfältig geschärft wurden, sehr stumpf geworden.

Bei den Mahlzeiten herrscht immer noch eine gewisse Fröhlichkeit, obwohl fast alle durch die Arbeit steif geworden sind; aber sobald das Essen vorüber ist und man keinen Arbeitsdienst hat, wirft man sich auf sein Lager, das heißt, wenn man sich nicht erst noch mit dem Tonit beschäftigen muß!

30. Januar. – Es ist eine schlimme Katastrophe eingetreten. Der Kanaleingang ist soeben durch Treibeis versperrt worden, das sich in der Wake befand.

In der Richtung der Linie *e f* (s. Figur S. 186) hat sich ein Riß gebildet. Der Kanal war beinahe fertig gewesen; in zwei Tagen wären wir losgekommen.

In der Nacht vom 30. auf den 31. arbeiten wir mit rastlosem Eifer, allein da wir bloß noch einige Meter vom Schiff entfernt sind und an dieser Stelle die Dicke des Eises noch um eine Schicht von Schutt jeder Art vergrößert ist, so geht die große Säge nur noch mit Mühe vorwärts, da sie



Cook phot. Eisblockflößen.

alle paar Augenblicke von Blechbüchsen, Knochen, Robben- oder Pinguinkadavern aufgehalten wird.



Cook phot. Ziehversuche.

31. Januar. – Eine noch schlimmere Katastrophe als die gestrige: die Flarde *e f g h i* (s. Figur S. 186) hat ihre Lage geändert, der Riß *e f* hat sich verbreitert, dabei aber den Kanal verengert, so daß die „Belgica" nun nicht mehr hindurchkommen kann. Ja noch mehr, dieser Kanal bildet nun eine schreckliche Gefahr; da nämlich die Flarde *e f g h i* lose ist, so kann sie sich um den Teil *f g* des Schiffes drehen, der ein richtiges Scharnier darstellt. Die Flarde erzittert mitunter, und bei der Größe ihrer Dimensionen besteht Gefahr, daß wir von ihr erdrückt werden.

3. Februar. – Die Vernichtung unserer harten Arbeit hat uns einen schweren moralischen Schlag versetzt. Zudem zwingt uns auch noch die gefährliche Nähe der losen Flarde, die nach dem Steuerbord zu drängt, nochmals die schreckliche Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß das Schiff zermalmt werde.

Die beiden Boote und die zwei Walfängerboote werden auf das Eis gebracht, um damit verschiedene Ladungs- und Ziehversuche anzustellen. Wir stellen dabei ein zweites Mal fest, daß zwei Fahrzeuge, nämlich das mittlere Walfängerboot und das Flußboot einen bedenklichen Mangel an Stabilität aufweisen.

Was die Ziehversuche betrifft, so zeigen sie, daß unsere Fahrzeuge dermaßen schwer sind, daß es zweifelhaft ist, ob wir zwei derselben fortzubringen vermögen. Nur ein einziges ist ziemlich lenksam, und gerade diesem fehlt die Stabilität. Auf alle Fälle ist klar, daß man sie nicht auf dem Schnee fortbringen kann, ohne sie auf einen Schlitten zu stellen.

Nachmittags tritt der Stab zur Besprechung der wichtigen Frage zusammen, welche Route eingeschlagen werden solle, falls das Schiff zugrunde ginge. Es werden zwei Vorschläge besprochen: der eine geht dahin, daß wir bei der außerordentlichen Schwere unserer Fahrzeuge und dem schwachen Gesundheitszustand der Leute uns nordwärts wenden, die Eiskante erreichen und dann im Boot ihr entlang fahren müssen. Falls ein Sturm uns bedrohe, so bestände dann vielleicht die Möglichkeit, uns auf einem Eisfeld in Sicherheit zu bringen. Nach langer Erörterung wird dieser Plan in Anbetracht der geringen Stabilität unserer Boote und der heftigen Brandung, die ständig an der Eiskante tobt, verworfen.

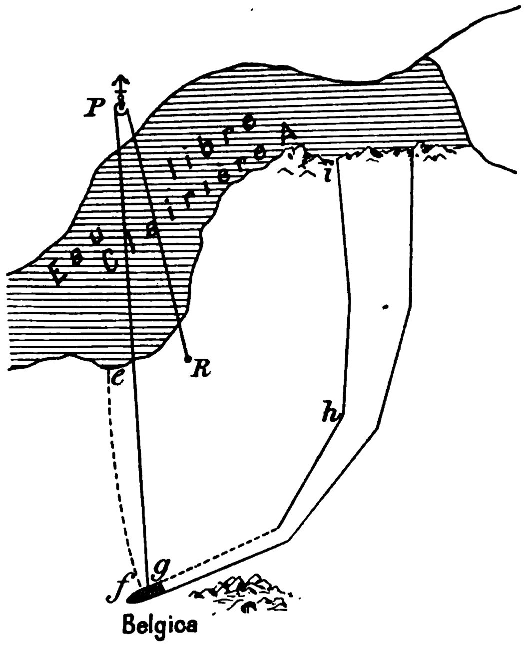


Cook phot. Das kleine Boot wird auf die Eisbank gezogen.

Der zweite Plan läuft, wie übrigens auch der erste, auf den Versuch hinaus, in die de Gerlachestraße zu gelangen, aber in der Weise, daß wir uns in einer solchen Entfernung von der Eiskante halten, daß die Brandung uns nicht mehr erreichen kann, und daß wir hinreichend weite Eisfelder wählen, um nicht ständig gezwungen zu sein, über die Hummock-

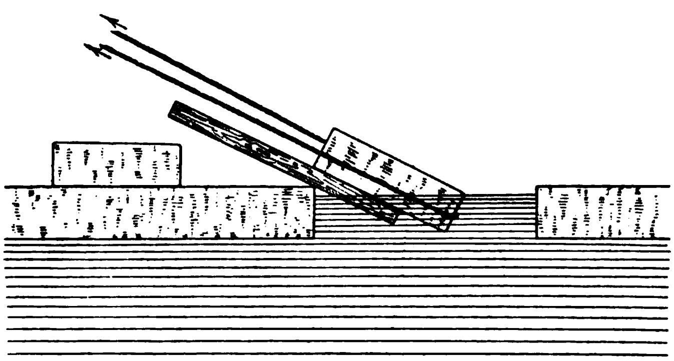
ketten hinweggehen zu müſſen, welche die Felder in der Regel umſäumen. Das bedenklichſte Hindernis, das uns dabei entgegentritt, iſt die Schwere der Boote und die große Entkräftung der Leute.

In Ermangelung eines beſſeren entſchließt ſich indes die Mehrheit für den letzteren Plan. Wir ſtellen daher gemeinſam eine Liſte über die Gegenſtände auf, die, falls das



Unglück über uns hereinbricht, mitgenommen werden ſollen, und beſchließen, uns ſofort an die Herrichtung von Zelten, Schlafſäcken und Kleidern aus Robbenfellen zu machen.

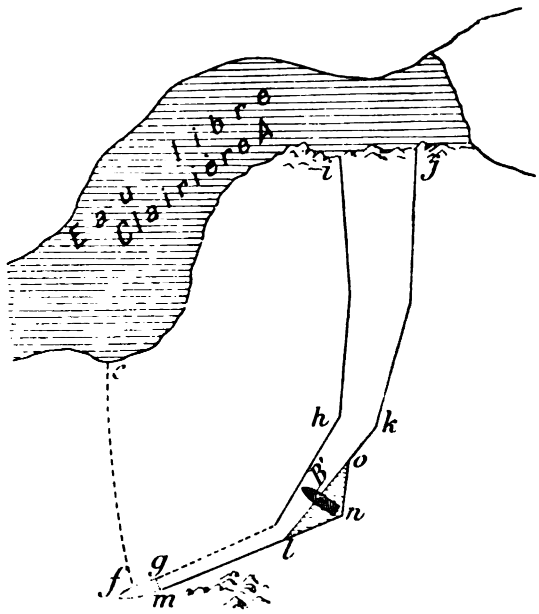
De Gerlache, Amundſen und Cook, die drei Spezialiſten in derartigen Arbeiten, machen ſich eifrig ans Werk. Am ſelben Abend läßt uns de Gerlache, nachdem er die Muſterung der Lebensmittel beendet hatte, nochmals zuſammenkommen, um uns anzu-



künden, daß die Vorräte abnehmen, und daß vom nächſten Montag ab Stab und Mannſchaft auf die gleiche Ration geſetzt würde. Jeder von uns bekommt täglich ein kleines Brot und einen Zwieback und jede Woche 150 Gramm Margarine und 150 Gramm Zucker. Die anderen Vorräte an Wein, Früchten uſw. werden gleichfalls in Wochenrationen unter alle verteilt. Weit entfernt, einen ſchlechten Eindruck hervorzurufen, hatte dieſe

Ankündigung im Gegenteil eine allgemeine Fröhlichkeit zur Folge. Alsbald entwickelte sich ein kleiner Tauschhandel: der eine tritt seinen Zucker für Brot ab, ein anderer verhandelt seine Weinration gegen etwas Butter, ein dritter verzehrt seinen Vorrat an Dessert auf einmal. Alles in allem waren diejenigen, welche das Robbenfleisch mögen, bei der Sache ganz vergnügt; allein die anderen werden dabei vielleicht Hunger leiden müssen.

4. Februar 1899. — Der Kanal bleibt im gleichen Zustand; manchmal will es uns scheinen, als zeigten die Eisfelder eine auf- und abgehende Bewegung, gerade als ob der Seegang seine Wirkung auf sie geltend machte. Diese Tatsache schien uns anfangs unwahrscheinlich, da wir ungefähr dieselbe Position einnehmen wie vor neun Monaten. Indes weisen die letzten astronomischen Beobachtungen darauf hin, daß wir ziemlich rasch westwärts kommen. Unsere Untätigkeit darf nicht so weiter gehen; es wird beschlossen, daß, falls innerhalb zwei Tagen nicht eine Lockerung den Kanal wieder geöffnet hat, wir ihn selbst erweitern. Mittlerweile werden die Beobachtungen wieder aufgenommen.



7. Februar. — Der große Schlitten, auf den eintretendenfalls das Boot kommen soll, ist heute fertig gestellt und probiert worden. Die Resultate sind zufriedenstellend, mehr aber nicht. Heute haben wir die Arbeiten zur Erweiterung des Kanals begonnen; de Gerlache brachte ein Verfahren in Vorschlag, das uns größeren Erfolg zu versprechen schien als die bisherigen.

Das dicke, zum Dredschen bestimmte Drahtseil hätte an einem Ende am Punkt *R* (s. Fig. S. 195) auf der Flarde *e f g h i* festgemacht, dann über die Winde *P*, die jenseits der Wake *A* aufgestellt ist — gelegt und zuletzt auf der Dampfwinde an Bord aufgerollt werden sollen. Mittels Dampf und eines weiteren Seiles hätte man dann die Flarde *e f g h i* loszubringen und entweder durch die Spalte *e f* oder den Kanal *g h i* nach der Wake zu schaffen versucht. Dieser Vorschlag wurde indes wieder verworfen, da wir bereits die Erfahrung gemacht hatten, daß ähnliche Flarden sich sehr leicht festklemmen, und weil wir nicht über die nötige Kraft verfügten, um dieselben loszubringen. Die Verbreiterung des Kanals war keine so leichte Sache, vor allem da der Eingang dazu versperrt war. Man mußte daher wieder einzelne Blöcke losmachen, Stangen in schiefer

Ebene darunter bringen und die Blöcke darüber heraufziehen und am Ufer beiseite bringen. Diese Eisblöcke durften keinen allzu großen Umfang haben, denn, wenn sie aus dem Wasser waren und die Bewegung des Meeres nicht mehr mithalf, waren sie infolge



Cook phot. Letzter Blick nach dem Eisfelde.

ihres Gewichtes sehr schwer weiterzubringen. Diese Sträflingsarbeit wurde Tag und Nacht ohne Unterbrechung fortgesetzt.

14. Februar. — Nach Verlauf von sieben Tagen war bloß noch das Achterschiff freizumachen, wo das Eis zu hart und zu dick war, um mit den Sägen etwas ausrichten

zu können. Wir greifen deshalb nochmals zum Tonit und bringen 3 bis 4 Meter vom Schiff gelegte Ladungen zur Explosion. Wir laufen allerdings dabei Gefahr, daß das Tonit an Bord, das neben dem Feuer auftaut, durch Induktion gleichfalls explodiert. Allein wir haben keine Minute zu verlieren; beim geringsten Aufschub droht uns von neuem eine Blokade von einem ganzen Winter.

Jede Explosion macht sich an Bord durch ein starkes Sinken des Barometers bemerkbar; ein anderes, weniger wissenschaftliches Resultat derselben ist, daß dabei allerhand Abfälle hoch in die Luft fliegen und als Schmutzregen aus allen Richtungen wieder herunter kommen! . . .

Nachdem das Schiff endlich freigemacht ist, wird es rückwärts in Gang gesetzt, auf die Gefahr hin, Steuer und Schraube dabei einzubüßen.

Einen Augenblick lang freuen wir uns schon, der Fesseln entledigt zu sein, aber bald bleiben die Stöße des Steuers dem Eise gegenüber machtlos. Wir müßten, namentlich um den vom Eis verstopften Kanaleingang zu durchbrechen, das Schiff vorwärts arbeiten lassen.

Um wenden zu können, stellen wir bei *l n o* (s. Fig. S. 196) in verhältnismäßig wenig hartem Eise durch zahlreiche Sprengungen einen Hafen von 60 Quadratmetern her.

Plötzlich entfernt sich die Flarde *e f g h i* langsam, und der Kanal wird breiter. Schnell fahren wir rückwärts, gelangen in den Hafen und versuchen mit Hilfe von Trossen und Ankern zu wenden. Aber gerade als das Schiff in der Stellung B' quer im Kanal steht, geht letzterer wieder zusammen, und die „Belgica“ wird der Länge nach dermaßen eingeklemmt, daß Schraube und Steuer zu brechen drohen.

Angstvoll arbeiten wir weiter und schauen nach einem Ausweg. Unser ganzes Denken und Hoffen richtet sich jetzt auf das Eintreten einer Lockerung des Eises. Sie tritt ein. Im günstigen Augenblick läuft die „Belgica“ mit Volldampf gegen das Eis, das sich im Eingang aufgehäuft, an, splittert es in Stücke und schwimmt dann triumphierend in der Wake frei dahin. Kein Wort vermag das Gefühl der Befreiung und des Frohlockens auszudrücken, das unsere Herzen schwellt.

Ich schaue nochmals nach dem Eisfeld zurück, das uns so lange gefangen gehalten, und dem Kanal, der uns so viele Anstrengungen gekostet, dann wendet sich mein Blick entzückt nach Norden!

Neununddreißigstes Kapitel.

An der Eiskante blockiert.

Die Tage nach unserer Befreiung wurden fürsorglich auf die Herrichtung der „Belgica“ zur Fahrt auf der offenen See und zum Kampfe gegen die Stürme, die wir, sobald wir in den offenen Ozean hinauskommen, voraussichtlich zu bestehen haben. Um dem Schiffe wieder die nötige Stabilität zu geben – unsere Vorräte an Kohlen und Lebensmitteln sind nämlich im Laufe des langen Jahres um ein gut Teil leichter geworden –, werden die sechzehn Behälter im Kielraum mit Wasser gefüllt.

Der Ausguck wird ständig vom Krähennest aus gehalten, denn wir mußten auf dieser langen Strecke, die uns noch von der offenen See trennte, und auf der wir uns vorsichtig zwischen den einzelnen Eisfeldern hindurchschlängeln, natürlicherweise einen möglichst weiten Horizont überschauen.

Am 16. Februar abends stellten wir fest, daß wir seit zwei Tagen 18 bis 20 Meilen nordwärts gekommen sind. In Wirklichkeit hatten wir infolge der vielen Umwege zwischen den einzelnen Flarden hindurch einen beträchtlich weiteren Weg zurückgelegt. Anderseits kamen wir oft unvermutet über gewaltige Waken, welche die „Belgica“, im Hochgefühl der erlangten Freiheit, in toller Fahrt durchfuhr. Am Rande derselben ging dann der Kampf wieder von neuem los. Das Schiff warf sich jeweils zwischen zwei Felder und versuchte sie zu trennen, dann mußte es wieder anhalten. Jetzt gings wieder zurück, um einen Anlauf zu nehmen, und dann plötzlich wieder mit neuer Kraft voran. Nach mehreren solchen Stößen gab das Eis dann schließlich nach, das übrigens sich als viel weniger widerstandsfähig erwies und öfters aus Schollen von geringer Ausdehnung sich zusammensetzte. Mitunter fuhren wir noch an weiten Eisfeldern vorüber. Dabei war besonders der Umstand für uns ungünstig, daß wir die Waken bloß ihrer Breite nach durchfahren konnten, da ihre Längsrichtung, die fast immer senkrecht zur Windrichtung der letzten Tage verlief, von Ost nach West gerichtet war. Heute abend werden wir unweit eines prächtigen Tafeleis-



Cook phot. Ausguck v. Krähennest.

berges aufgehalten, und da wir Pinguine bemerkt hatten, so wurde ein Boot zu einer Jagdpartie ausgesetzt. Wir sind unser fünf: Racovitza, Amundsen, Melaerts, Van Mirlo und ich. Wir kehren mit reicher Beute zurück, alle befriedigt bei dem Gedanken an dieses frische Fleisch, das uns eine willkommene Abwechslung von unseren ewigen Konserven bringen wird.

Kaum sind wir an Bord zurück, da erhebt sich eine Brise, und der Himmel verfinstert sich. Ein heftiger Sturm ähnlich dem, welcher vor einem Jahr unsere Einfahrt in die Eisbank begünstigt hatte, wirft uns umher. Obwohl uns das Eis wiederum umfaßt hat, so erblicken wir darin doch noch kein schlimmes Vorzeichen. Da ich überdies Hunger habe wie ein Wolf und keinen Grund einsehe, weshalb ich mir noch besondere Enthaltsamkeit auferlegen soll, so verzehre ich auf einem Sitz nicht bloß alles, was ich mir für kommende Tage der Not an den bisherigen Rationen abgespart hatte, sondern auch die ganze Wochenration, die wir eben in Empfang genommen hatten. Ich bin mir so sicher, daß wir freikommen werden, daß ich manches davon noch an meine Gefährten auf der Wache verschenke.

3. März. – Wir liegen immer noch unbeweglich am gleichen Ort; die Eisbank bleibt kompakt, aber die einzelnen Flarden drängen aus allen Richtungen an die Seiten des Schiffes an, was für uns eine wirkliche Gefahr bedeutet. Einige besonders gefährliche Flarden haben wir mit Tonit gesprengt, und ihre Trümmer liegen nun wie ein Polster um das Schiff und dämpfen die Gewalt der Pressungen.

Wir sind immer noch auf Ration gesetzt, denn es wäre sehr wohl möglich, daß wir dieses Jahr noch nicht loskommen. Wie ich jetzt bedaure, meine ersparten Lebensmittel so rasch verzehrt zu haben! Eine bittere Lektion für meine Unbesonnenheit!

Da auch noch das Petroleum bald ausgehen will, und die Tage schon kurz werden, so ist es an der Zeit an die „Lichtfrage“ heranzutreten. Die Herstellung einer guten und billigen Beleuchtung wird zum Bewerbe gestellt.

Cook bringt das Verfahren der Eskimo in Anwendung: in einen mit Robbenfettstücken angefüllten Behälter werden mehrere Dochte gesteckt. Dieses Licht brennt zwar nicht sehr hell, verpestet die Luft durch ekelhaften Gestank und verursacht nebenbei einen wahrhaften Regen von schwarzen Flocken; aber davon abgesehen ist es ganz gut!... Cook ist stolz auf seine neue Lampe und läßt sie sogar tagsüber noch brennen!

Von den beiden Maschinisten hat jeder ein ziemlich kompliziertes Verfahren ausgeheckt. Van Rysselberghes Laterne hat einen Umfang so groß wie ein Haus, und darin flackert ein jämmerliches Lichtchen.

Racovitza hat entschieden den Vogel abgeschossen! Durch den Erfolg ermutigt, gründet er mit Arctowski eine richtige Ölsiederei. Die frühere Fleischhackmaschine, die er sich ohne Michottes Wissen angeeignet hatte, dient dabei zum Zerhacken des Robbenfetts. Sein Laboratorium liefert den Stramin und das Arctowskis die Filter. In zwei bis drei Tagen ist ihre Musteranlage fertig.

Aber da läuft ihnen der erfinderische Van Mirlo den Rang ab. Er fabriziert in alten Konservenbüchsen ohne große Mühe ein Öl, das dem aus dem Laboratorium nur sehr wenig nachsteht.

Cook, der mit Kranken jetzt weniger zu tun hat, sucht sich ein neues Arbeitsfeld. Er erklärt, die Herstellung eines Bootes aus Robbenfellen für unbedingt notwendig. Da er uns für sein Projekt nicht zu erwärmen vermag, so kündigt er feierlich an, sein Boot habe einen „wissenschaftlichen Zweck“, nämlich die Erleichterung größerer Ausflüge, um die verschiedenen Arten der Eisbildung auf breiterer Grundlage zu studieren. Dieses

Argument bringt ihm zwar auch nicht mehr Anhänger, allein da er einmal das Wort „wissenschaftlich" ausgesprochen hat, so läßt sich nichts weiter dagegen einwenden. Cook erhält also Robbenfelle und alte Bretter, aber da ihm dieses Material nicht ausreichend erscheint, so treibt er sich in allen Ecken und Kammern herum auf der Suche nach einem Stück Holz. Wenn man ihn machen ließe, würde er zu seinem famosen Boot Tisch, Bibliothek samt den Schränken der Kajüte zersägen.

Den 6. März. – Seit ein paar Tagen sind wir nicht mehr allein. Adelieland-Pinguine haben sich bei uns niedergelassen. Anfangs wurde eine Anzahl derselben getötet, allein Racovitza, der allein sie richtig zuzubereiten versteht, bekam diese Arbeit schließlich satt. Er erklärte, die zwei kleinen Steaks die man von jedem Pinguin bekomme, seien die Mühe nicht wert, die er mit dem Zerschneiden habe, und meinte deshalb, daß bloß die Robben ans Messer kommen. – Man müsse schon deshalb die



Cook phot. Ein Trupp Adelieland-Pinguine zur Zeit der Mauser.

Pinguine, die sich in unserer Umgebung befinden, schonen, da sie eben jetzt besonders interessant seien. Tatsächlich sind dieselben gerade jetzt in der Mauser. Sie tun sich in Gruppen von 8 bis 10 Stück zusammen, suchen Schutz hinter den Hummocks und bleiben dann, fast ohne sich zu rühren, am selben Fleck, bis das Fieber vorüber ist. Allmählich vermehrt sich der kleine Trupp, aber nur mit Mißbehagen, denn sobald sich ein neuer Ankömmling einstellt, geraten die bereits Anwesenden in mächtigen Zorn. Sie sperren den Schnabel übermäßig weit auf, recken dabei ihren Hals und setzen ihre Flügelstumpfe in Bewegung. Nach und nach tritt wieder Ruhe ein, man macht den neu Hinzugekommenen Platz, und alle bleiben traurig und fieberkrank beisammen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Dann fällt ihr schönes Gewand stückweise, wie von den Motten zerfressen, herunter, und verschämt verbergen sie sich, wo sie können.

8. März. – Unsere Lage wird von Tag zu Tag kritischer. Schon seit dem 27. Februar hat Michotte vom Krähennest aus am Horizont eine schmale schwarze Linie wahrgenommen, hinter welcher weiße Punkte abwechselnd auf und ab steigen. Es ist zweifellos der Rand der Eiskante und der Seegang des Ozeans. Die Brandung gelangt nun in großen Wogen zu uns, welche die Eisschollen gegen die Schiffsflanken

treiben und eine richtige Umwallungsmauer um uns legen, während in einer Entfernung von einigen Meilen zahlreiche Eisberge die Stützpunkte unserer vorgeschobenen Stellung bilden.

Genaue Messungen auf diesem unsteten und zerrissenen Eise vorzunehmen, ist zur Unmöglichkeit geworden. Die astronomischen Beobachtungen zeigen eine ziemlich starke Trift nach West-Süd-West an. Wird sich unsere erste Annahme verwirklichen und werden wir nach dem Rossmeer getrieben werden?

Eine Tatsache scheint bereits sicher: das scheinbare Land, von dem Walker bei 102 Grad westlicher Länge und 71 Grad südlicher Breite berichtet, ist ein Märchen, denn wir sind auf unserer Trift gerade über die Stelle gekommen, wo dieses Land liegen sollte.

10. März. — Ich hatte eine lange Unterredung mit de Gerlache. Mein vorläufiger Entwurf der neuen Straße war fertig, und die Land- und Meeresteile mußten nun getauft werden, um in unseren wissenschaftlichen Berichten ihre Beschreibung geben zu können.

Mit besonderem Taktgefühl wünschte de Gerlache, daß wir diese Taufe zusammen vornehmen sollten, obwohl ihm das Recht zustand, sie nach seinem Gutdünken zu erledigen.

Ich wirkte demnach als Beirat mit, war jedoch bestrebt, persönlich so wenig wie möglich dabei mit einzugreifen. Diese Arbeit wurde dann im Beisein von Racovitza, Cook, Arctowski und Amundsen durchgeführt. Das war sehr interessant. Wir durften niemand vergessen und mußten die Namen der Protektoren der Expedition derart zu verteilen trachten, daß die Bedeutung der einzelnen Land- und Meeresteile zur Wichtigkeit der Dienste, die man uns vor der Abreise geleistet hatte, im richtigen Verhältnis stand. Manche Namen machten dabei derartige Ortsveränderungen, daß sie an diesem einen Nachmittag von Insel zu Kap, von Kap zu Meeresstraße, von Meeresstraße zu Bucht, von Bucht zu Berg usw. hin und her wanderten.

Dieser „proportionellen Verteilung“ wegen hatten wir es auch unterlassen, die Entdeckungen der Reihe nach, wie wir sie vorfanden, zu taufen.

13. März. — Morgen ist bereits ein langer Monat verflossen, seit wir das Eisfeld, wo wir überwintert, verlassen haben und, an der Eiskante festgehalten, ständig umhergeworfen werden. Vom Krähennest aus erblicken wir den eisfreien Ozean; eine Tantalusqual, ihn nicht erreichen zu können!

Heute abend zeigt sich in der Eisbank eine außergewöhnliche Bewegung. Seegang und Wind treiben die Eisberge nach allen Richtungen. Ganz nahe bei uns scheint eine geschlossene Masse gegen uns andrängen zu wollen. Angesichts dieser Gefahr des Zusammenstoßes, der uns den sicheren Untergang bringen würde, bleibt uns nichts anderes übrig, als abzuwarten und das Beste zu hoffen. Das Quecksilber im Marinebarometer steigt und fällt in einem fort; es ist, als würde das Schiff plötzlich emporgehoben und tauchte dann wieder ins Meer ein. Die Wellen unter dem Eise müssen demnach wohl eine beträchtliche Höhe erreichen.



Cook phot. Auf der Eiskante.

14. März. 2 Uhr morgens. — Seit gestern abend um 11 Uhr hat sich unser Lauf nach den Eisbergen hin verlangsamt, und der Seegang hat abgenommen. Um 12 Uhr nachts gingen die Eismassen auseinander, und es stellte sich eine Lockerung ein. Aber die Dunkelheit der Nacht machte es uns unmöglich, diesen Umstand zu benützen. Endlich kommt die Morgendämmerung heran. Es werden die Segel

geſetzt, die Sicherheitsventile belaſtet, um den Druck aufs äußerſte zu ſteigern, und wie ſchon einmal, verwenden wir den Tiefdruckzylinder als Hochdruckzylinder. Unter Einſetzung aller Kräfte arbeiten wir uns allmählich aus unſerem Eispanzer heraus, wir kommen vorwärts, die Lockerung hilft mit, die Eisfelder werden immer kleiner, da endlich das letzte; es kommt kein Hindernis mehr – ja wir ſind jetzt wirklich im freien Ozean! ....

Vierzigstes Kapitel.

Nach Punta Arenas.

Welch mannigfaltige Gefühle während des ersten Augenblicks unserer Befreiung auf uns einstürmen! Unendlich glücklich, verspüren wir doch im Grunde des Herzens ein Gefühl der Traurigkeit und des Bedauerns: Wir nehmen Abschied von der Eisbank mit ihrem Gefolge von Leiden und Trauer, die uns aber doch auch in der herben Freude des Entdeckens ein Gefühl edlen Stolzes gebracht hat, das wir nie wieder erleben werden — Abschied von unseren armen Gefährten Danco und Wiencke, die wir als Lösegeld unserer Rettung zurücklassen! Ein Hurra dem Ozean ohne Grenzen, der uns fernhin nach der Heimat zu unseren Lieben bringt. Ob wir sie wohl alle wiederfinden? ....

— —

Der Himmel über uns hängt voll düsteren Wolken; das Meer ist prächtig dunkelblau, und unsere Augen schweifen voll Behagen darüber hin, nachdem sie so lange von dem überschwänglichen Lichte der Eisbank geblendet worden; die „Belgica" fährt bald ruhig, bald hüpfend dahin, sämtliche Segel unter günstigem Wind. Nachts durchleuchten phosphoreszierende Tiere die Wellen und spritzen mit ihnen bis zur Kommandobrücke herauf.

Welchen Weg werden wir nun einschlagen, um nach Punta Arenas zu gelangen? Zur Ausführung der geplanten Expedition nach dem Kap Gauß ist ja nun doch die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten.

Es stehen uns drei Wege offen: der nach dem Kap de las Virgenes, der wegen der vorherrschenden Westwinde, die uns auf der Fahrt durch die Magellansstraße hinderlich würden, sich wenig empfiehlt; der Weg nach dem Kap Pilar, auf dem wir von Westen her durch die Straße kommen und auf der Fahrt nach Punta Arenas den Wind von hinten haben; endlich der nach dem Cockburnkanal, der uns von Süden her nach der Straße bringt, wobei wir uns zwischen den östlichen und westlichen Furien-Inseln hindurchschlängeln müssen. Diese letztere Route wird in den Segelanweisungen als besonders gefährlich bezeichnet; sie gilt nur in Kriegszeiten als benutzbar und auch dann bloß, um dem Feind zu entgehen.

Der Kommandant wählt trotzdem diesen Reiseweg. Er befürchtet, wenn wir nach dem Kap Pilar oder dem Kap de las Virgenes steuerten, könnte uns ein Schiff begegnen, das raschere Fahrt hat als wir, und durch die Meldung unserer Rückkehr bei den Freunden Dancos und der Familie Wienckes falsche Freude verursachen.

Wir fahren also nach dem Cockburnkanal, halten uns indes noch mit Dredschen, Lotungen und Messungen der Tiefsee-Temperatur etwas auf. Es herrscht beinahe allgemeine Fröhlichkeit .... bei denen, die nicht seekrank sind? Ich klage nicht mehr darüber; dieser Tribut an das freie Meer erscheint mir als etwas Geringfügiges, fast etwas Angenehmes!

Am 26. März, nach zwölftägiger bewegter Fahrt, wissen wir, daß wir uns in der Nähe von Südamerika befinden, können aber unsere Position nicht genau feststellen, da der Himmel seit mehreren Tagen ständig bedeckt war. Den Kurs schätzungsweise zu bestimmen, in dieser Region, wo ständige Winde toben, und Strömungen von ganz verschiedener Stärke und Richtung vorhanden sind, ist eine unsichere Sache.

Johannsen, der am Steuerruder ist, bemerkt in der Nähe einen Kormoran in Querrichtung zu unserem Schiffe vorüberfliegen. Er verfolgt ihn mit den Augen und unterscheidet durch den Nebel hindurch auf Backbord einen großen braunen Fleck. Es ist Land!

Land! Im Augenblick ist alles auf Deck und blickt sehnsüchtig nach ihm hinüber. Wir steuern nach der Küste hin, um sie zu rekognoszieren und nach schwieriger Untersuchung und allerlei Vermutungen kommen wir zur Schwarzen Insel. Da es schon spät am Tage ist und die Segelanweisungen östlich der Insel einen sehr guten Ankerplatz (!!) angeben, so wird beschlossen, die Nacht dort zu verbringen.

Da wir bereits über die Insel hinausgefahren sind, so müssen wir dem Wind fast gerade entgegenfahren. Doch das soll uns nicht abhalten. Somers läßt seine Maschine eine Kraftleistung ausführen, hundertfünfunddreißig Umdrehungen in der Minute! Das ganze wissenschaftliche Personal wird zu dem Segelmanöver requiriert; es geht dabei so lebhaft zu, als ginge es zum Angriff.

Um 6 Uhr abends, bei starkem Nebel fällt der Anker, und die „Belgica" bleibt vor einem Lande liegen.

Die Schwarze Insel trägt ihren Namen mit Recht. Es ist ein enormes dunkles Massiv, das nur an wenigen Stellen durch eine spärliche Vegetation etwas Farbe erhält. Trotz alledem erscheint uns dies erste Land, das wir wiedersehen, als ein Paradies. Trotz Dunkelheit, Regen und Nebel wären manche von uns gar zu gern an Land gegangen, aber die See war zu schlecht, um ein Boot hinunterzulassen. Es wurde daher beschlossen, am nächsten Morgen um 6 Uhr, wenn der Ozean sich wieder etwas beruhigt hätte, eine Landung auszuführen.

Die Nacht war schlimm. Die rasende See suchte uns aus unserem Schlupfwinkel herauszureißen; wir mußten mehr Kette ausvieren. Um 1 Uhr morgens reißt sich der Anker los. Wir vieren rasch noch mehr Kette aus, aber vergebens. -- Der Wind treibt uns nach einem gefährlichen Riff hin. Der Anker muß um jeden Preis gelichtet werden. Alle Mann gehen ans Werk. Umsonst! Das Riff ist schon nahe, wir fahren geradewegs darauf los. Es gibt nur einen Ausweg: Anker und Kette im Stich zu lassen und mit Volldampf davonzufahren. Das seiner Fesseln entledigte Schiff zögert wie verdutzt einen Augenblick, dann schießt es geradeaus nach den Furien-Inseln, angespornt von der Maschine und von dem Orkane gehetzt, der hinter uns her kommt und unsere Segel zum Zerreißen schwellt.

Das Schauspiel der entfesselten See ist großartig, schreckenerregend, ein gewaltiger Kontrast im Vergleich mit den langsamen steten Bewegungen der Eisbank.

Bei der schwindelnden Schnelligkeit, mit der wir dahinfahren, werden wir die Furien-Inseln bald erreichen. De Gerlache ersucht mich, ins Krähennest auf Wache zu gehen, von wo aus ich die Inseln besser sehen und die Felsen am Meeresspiegel besser

erkennen kann[1]). Er selbst übernimmt die Wache auf der Kommandobrücke, denn wir befinden uns in einer Gegend, wo die Riffe einen so langen Streifen bilden, daß man ihnen den Namen „Milchstraße" gegeben hat. Bei diesem furchtbaren Wetter, auf diesem Schiff, das an beiden Seiten um 40 Grad auf- und niederschwankt, ins Mastwerk zu steigen, davor graute mir förmlich! Unten auf Deck sehe ich, wie Racovitza, Cook und Arctowski sich, so gut es geht, in der Achterhütte aufrecht zu erhalten suchen; sie ahnen wohl, wie die Seekrankheit mich quält, und werfen mir mitleidige Blicke zu!

Da, nun bin ich oben im Krähennest. Ich kann hier ruhig seekrank sein, ohne befürchten zu müssen, ins Meer zu kollern. Ich richte mich in der Tonne ein und tue fröhlich meine Wache.

Als ich nach einer Stunde wieder von meinem Beobachtungsposten hinunter stieg, fuhren wir eben an den Furieninseln vorüber. Das Wetter tobt noch auf der offenen See, während wir im Cockburnkanal in Sicherheit sind, wo die von den Höhen herunterkommenden Fallwinde bloß leichte Wellen hervorrufen.

Den ganzen Tag und die Nacht über fahren wir durch die Straße, und tags darauf, am 28. März 1899, gehen wir früh um 6 Uhr in Punta Arenas vor Anker.

Unsere Ankunft auf der Reede verursachte dort einiges Erstaunen: man hatte uns seit langem tot geglaubt!

Gewissenlose Leute hatten den Umstand, daß man nichts mehr von uns hörte, benutzt, um ihn als Mißerfolg auszugeben und der Presse Sensationsnachrichten über uns zu verkaufen. Ein Schiffskapitän erklärte sogar, unser gestrandetes Schiff unweit der Süd-Shetlandinseln gesichtet zu haben. Ein anderer behauptete, er habe uns beim Kap Adare getroffen, als wir eben in das Rossmeer einfahren wollten. Ja noch mehr, er wollte sogar an Bord der „Belgica" gewesen sein und gab einen Bericht seines Interviews mit de Gerlache und mir.

Ein dritter ebenso unwissender wie lügenhafter Kapitän hätte versichert, wir hätten ihm die Räume der „Belgica" gezeigt, die von Gold angefüllt gewesen seien, das wir nur so klumpenweise fast an der Oberfläche des Bodens aufgelesen hätten. Er beklagte unser Mißgeschick schon um der Millionen wegen, die mit uns ins Meer versanken.

Endlich hatte eine vierte Persönlichkeit folgende Erklärung abgegeben: „Ich hatte ein Paar meiner besten Brieftauben an Bord der „Belgica" gegeben. Dieselben kamen mit wichtigen Depeschen zurück". Und nun folgte eine ganze Reihe angeblicher Entdeckungen, eine so ungeheuerlich wie die andere.

Da Punta Arenas nicht an das überseeische Kabelnetz angeschlossen ist, so kamen unsere Depeschen erst einige Tage später nach Montevideo, so daß sie erst am 14. April in den Besitz unserer Familien in Belgien gelangten, wo man um uns in großer Besorgnis war; denn die Briefe, die man uns nach Australien nachgeschickt hatte, waren eben wieder nach Europa zurückgekommen.

Deswegen erwarteten uns denn auch in Punta Arenas nur wenig neue Nachrichten. Ich für mein Teil fand nur einen einzigen Brief vor, der folgende summarische Adresse hatte:

Herrn Lecointe
an Bord der „Belgica"
In einem Hafen von Südamerika.

[1]) Vom Maste aus erkennt man die unterseeischen Felsen an der grünlichen Färbung, die das Wasser darüber annimmt.

Sobald unſere Ankunft im Hafen gemeldet worden war, erhielten wir alsbald Beſuche, allerdings ziemlich eigennützige. Es waren Handelsagenten, die darum nachſuchten, unſere Verpflegung zu übernehmen. Nachdem ſie dann unſere Beſtellungen entgegengenommen hatten, waren dieſe Herren dann ſo freundlich, uns mit den hauptſächlichſten Ereigniſſen, die ſich während unſerer fünfzehnmonatigen Abweſenheit zugetragen hatten, bekannt zu machen:

I. Die friedliebenden Vereinigten Staaten von Amerika -- Cook horcht auf — haben Spanien mit Waffengewalt niedergeworfen, ſich dann aber bei der endgültigen Regelung der Dinge ſehr weitherzig gezeigt.

II. Die Europäer haben beſchloſſen, den Krieg abzuſchaffen und ein internationales Schiedsgericht einzuſetzen. Wir ſtaunen nicht übel über dieſe Nachricht, an die wir noch nicht recht zu glauben vermögen.

III. In Frankreich hat man wegen einer Spionageaffäre viel Lärm gemacht.

IV. Es iſt gelungen, die Luft flüſſig zu machen. Wir ſpitzen die Ohren, wie wir von dieſer wiſſenſchaftlichen Entdeckung hören.

V. Die Telegraphie ohne Draht iſt ins Leben getreten. Bei dieſen Worten verdoppelt ſich unſere Aufmerkſamkeit.....

— —

Ein Haufen von Zeitungen und Zeitſchriften aus allen Weltteilen ſammelt ſich auf unſeren Tiſchen an. Wir leſen ſie nicht. Welches Intereſſe könnten auch alle die kleinen Tagesereigniſſe für uns haben, welche die Preſſe ihren Leſern während dieſer fünfzehn Monate vorgeſetzt hat? Von der Ferne geſehen, kommt einem das ſo klein und ſo nichtig vor. Warten wir damit, bis auch auf uns wiederum „die Kultur ſich erſtreckt".

Einundvierzigstes Kapitel.

Heimkehr.

Durch dienstliche Inanspruchnahme an Bord zurückgehalten, ging ich erst am Tag nach unserer Ankunft in Punta Arenas an Land. Beim Eintritt in das Hotel de France fand ich dort unsere ganze Gesellschaft vollkommen unkenntlich vor; die Haare geschnitten, frisches Aussehen, neue Wäsche, kurzum wieder lauter Kulturmenschen!

Ich freute mich darauf, es ebenso zu machen und vor allem ein richtiges, gut zubereitetes und kräftiges Essen zu bekommen. Das war übrigens eine unserer Hauptbeschäftigungen in Punta Arenas, reichlich zu essen, aus Bedürfnis, und nicht etwa bloß um den Gaumen zu kitzeln!

Am 29. März hatten wir eine Zusammenkunft im Hotel de France zwecks Feststellung des Programms einer Forschungsfahrt in den Kanälen von Feuerland. Einige Tage darauf wurde dieser Plan glücklicherweise wieder aufgegeben.

Am gleichen Tage, wo wir in Punta Arenas vor Anker gingen, hatte sich der Matrose V.... in den Wald geflüchtet. Alle zwei oder drei Tage kehrte er zur Stadt zurück, kaufte sich Eßwaren und suchte dann sein Versteck wieder auf. Als er mit seinem Geld zu Ende war, wartete er vor der Hoteltür auf das Erscheinen des Kommandanten, bat ihn um einige Franken und verschwand dann von neuem. Um ihn nicht noch mehr in Erregung zu bringen, ließ man ihn gewähren.

Da wir zum Instandsetzen des Schiffes und zur Wiederherstellung der Gesundheit mehrerer Mann von der Bemannung einige Zeit in Punta Arenas verweilen mußten, so durfte das wissenschaftliche Personal sich verabschieden, und Racovitza, Arctowski und Dobrowolski kehrten mit einem Postdampfer nach Europa zurück.

Leutnant Amundsen erhielt die Erlaubnis, nach Norwegen zurückzukehren, um den unglücklichen V.... dorthin mitzunehmen. Letzterer war nicht mehr zu bewegen, an Bord der „Belgica" zurückzukehren, nicht einmal um seine Kleider und Papiere zu holen; man mußte sie ihm am Tage seiner Abreise zuschicken. Bedauerlicherweise hatten seine

Kameraden geglaubt sich erlauben zu dürfen seine Papiere und sein Tagebuch zu verbrennen. Diese Aufzeichnungen wären vielleicht nicht uninteressant gewesen. Ich selbst hatte, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, mit dieser Tat nichts zu tun und rechne sie denen, welche direkt oder indirekt dabei beteiligt waren, zum Vorwurf an.

Da Cook uns ebenfalls verließ, um auf Feuerland seine Studien über die Ona wieder aufzunehmen, so bestand der Stab bloß noch aus drei Mitgliedern: de Gerlache, Melaerts und mir. Unser Aufenthalt in Punta Arenas war reich an unglückseligen Ereignissen seemännischer Natur.

De Gerlache und ich gingen abwechselnd jeden Tag an Land. So begab sich der Kommandant eines Abends bei ruhigem Wetter und stiller See zu einem kleinen Souper, zu welchem fast unsere ganze Gesellschaft eingeladen war. Da es sich um Landsleute handelte, Landsleute, die bei ihren Unternehmungen kein Glück hatten, so nahm de Gerlache die Einladung an, um ihnen einen Gefallen zu erweisen. Ich blieb daher mit Michotte und vier Leuten von der Mannschaft allein an Bord.

Sie waren kaum zwanzig Minuten fort, da sahen die Dinge auf einmal ganz anders aus: der Wind bricht los, und die See fängt an zu toben. Während ich in Eile den Streich zu parieren suche, zerreißen nicht weit von uns zwei Schiffe ihre Ketten und werden an die Küste geworfen! Im selben Augenblick erfolgt ein furchtbares Krachen: unsere Kette hatte das gleiche Schicksal ereilt! Die Leute hatten kaum noch Zeit, an die Taue zu stürzen, um die Segel zu hissen; allein die „Belgica" will dem Steuer nicht gehorchen, sie stößt beinahe an ein chilenisches Kriegsschiff und fährt dann wie toll auf zwei Schoner los.

Was tun? Kehre ich um, so laufen wir auf Riffe, tue ich es nicht, so überrennen wir die Schoner mit ihrer Bemannung. Augenblicklich kommt mir der Gedanke an den Verlust des ganzen Materials, das wir auf der Expedition gesammelt, und ich behalte meinen Kurs bei! Doch ich hatte mit dem, was kommen sollte, nicht gerechnet: aus einer Entfernung von einigen Metern dringen von den gefährdeten Schonern Schreie des Entsetzens herüber, die mir das Herz erweichen; rasch lasse ich das Steuer nach der Küste zu drehen, streife an den Schonern vorbei und will dann die hohe See zu gewinnen suchen, um die Klippen zu vermeiden. Welch Glück!

Der Wind schlägt plötzlich um und jagt uns fernab von der gefahrvollen Stelle. Dann fahre ich in die offene See hinaus und schicke Dufour und Van Mirlo an die Maschine, um die Feuer anzuzünden, während der dritte Mann am Steuer und der vierte an den Segeln bleibt. Michotte hat Befehl, uns einen Kaffee zu machen, und den so stark, daß ein Toter davon wieder lebend würde.

Fünfzig Minuten später hatten meine improvisierten Maschinisten Druck, und wir konnten wieder nach Punta Arenas fahren. Die Nacht war finster und die Reede von Schiffen versperrt, wovon mehreren bei dem Wind die Feuer ausgegangen waren; trotzdem riskierte ich das Abenteuer, da ich den Ankerplatz eines jeden genau kannte.

Um 2 Uhr morgens ließ ich den Anker fallen. Am kommenden Morgen in der Frühe konnte ich zu meinem großen Erstaunen den Anker nicht wieder hoch bringen. Da das Schiff in Sicherheit war, so übergab ich die Wache de Gerlache, der eben zurückgekehrt war, und ging an Land, um Erkundigungen einzuziehen, was einen solchen Widerstand an dieser Stelle der Reede verursachen könne.

Ich erfuhr nun, daß gerade an der Stelle, wo die „Belgica" vor Anker lag, seinerzeit ein englischer Kreuzer gesunken sei. Die Chilenen hatten sich nicht weiter darum

gekümmert und dachten nicht einmal daran, an dieser schlimmen Stelle eine Boje ständig zu unterhalten.

Um unsern Anker, der in die Küche des Panzerschiffes mitten in das Tischgeschirr hineingefallen war, wieder loszubringen, mußten wir die Dienste eines Tauchers in Anspruch nehmen – was in der Magellanstraße eine teuere Sache ist; überdies war eine Ankerband gebrochen. Während ich einige Tage darauf an Land war, erhob sich wiederum ein Orkan, der die „Belgica“ mit fortriß. Zum Glück kam diesmal der Wind vom Lande her und trieb das Schiff in die offene See hinaus, denn während die Leute sich damit abmühten, die Kette aufzuholen, verwickelte sich dieselbe.

Zwei Tage lang wurde de Gerlache von den Winden umhergetrieben mit unbelastetem Schiffe, das nicht steuerte und auf dessen einer Seite ein Anker dreißig Meter tief nachschleppte, ohne daß man ihn aufholen konnte.

Als er dann nach Punta Arenas zurückkam, mußte er, da dieser letzte Anker gebrochen war, sich an der für die chilenischen Kriegsschiffe reservierten Tonne vertauen, die zum Glück gerade nicht besetzt war.

Während dieser paar Tage hatten wir mehr Havarien erlitten als während unserer ganzen Fahrt in der Antarktis; es fehlen uns nicht bloß unsere drei Anker und eine Kette, auch unsere Klüsen waren beschädigt. Unmöglich, unter diesen Umständen in See zu stechen.

Solche Reparaturen erforderten viel Zeit in diesem Lande, wo Leute, die sich darauf verstehen, kaum zu finden sind, und wo diese seltenen Arbeiter nur arbeiten, „wann und wie es ihnen beliebt, und nur gegen übermäßig hohe Bezahlung.“ Wir konnten uns daher mit Muße in das Studium der Sitten und Gebräuche der Bewohner von Patagonien vertiefen und nebenbei auch mit ihren kommerziellen Gepflogenheiten genügend Bekanntschaft machen.

Ende Mai war das Schiff seeklar. Um die Rechnung zu bezahlen, verkaufte de Gerlache den Vorrat an Kjoedbollern, Kjoedpolsern usw., die wir in der Antarktis so sorgfältig aufgespart hatten, an ein Konservengeschäft der neuen Welt.

Vor einigen Tagen hatte mir de Gerlache einen Vorschlag gemacht, den ich mit Vergnügen angenommen hatte. Es handelte sich darum, mit zwei Franzosen eine Forschungsreise in die Kordilleren zu unternehmen. Diese Durchquerung Südamerikas von Ost nach West, ungefähr unter dem 50. Breitegrad, ermöglichte es mir nicht bloß, das Gebiet, um das sich Chile und Argentinien gegenseitig stritten, näher kennen zu lernen, sondern auch eine Reihe magnetischer Beobachtungen anzustellen. Wir kamen also überein, daß die „Belgica“ mich nach Santa Cruz bringen und de Gerlache in Buenos Aires einen Monat auf mich warten soll.

Da der südliche Winter schon vorgeschritten war, und wir in den Kordilleren zu längerem Aufenthalt gezwungen werden konnten, so sollte de Gerlache, wenn ich nach Verlauf dieser Zeit noch nicht zurück sein sollte, nach Europa segeln.

Anfang Juni fuhren wir in den Rio de Santa Cruz ein, wo wir uns hübsch auf eine Sandbank setzten, die vor der Insel Lion lag. Diese Strandung ist erklärlich, da wir keine Karte von dem Fluß besaßen.

Da die Fluthöhe an dieser Stelle bis zu 18 Meter beträgt, so lag das Schiff nach Eintritt der Ebbe vollkommen auf dem Trockenen; man mußte sogar mehrere hundert Meter weit gehen, um ans Meer zu gelangen.

Dieser Vorfall gab uns Gelegenheit, den Schiffskiel sorgfältig zu untersuchen. Gefahr war keine vorhanden, denn wir lagen in einer weichen Sandbank eingebettet, die sehr goldreich sein soll!

Am 10. Juni morgens war das Schiff wieder flott; ich verließ die „Belgica“ und reiste mit den beiden französischen Ingenieuren Poivre und Gex[1]), zwei Matrosen von der „Belgica“, Johannsen und Koren, und zwei Dienern, wovon einer ein Neger, nach den Kordilleren.

An Ausrüstungsmaterial verfügte ich über das große Boot der „Belgica“, zwei Zelte und Lebensmittel für dreißig Tage. Zwei kleine Trupps Pferde, je einer auf jedem Ufer des Santa Cruz, zogen das Boot und konnten uns als Reitpferde dienen.

Während nun de Gerlache nach Buenos Aires weiter fuhr, durchzogen wir im vollen Winter innerhalb sechzig Tagen die Pampas von Patagonien und die Kordilleren beim Argentino- und Viedma-See. Als der Winter vorüber war, langte ich wieder in Santa Cruz an, wo die „Belgica“, wie verabredet, vor einem Monat den Anker gelichtet hatte.

Herr Poivre, Koren und der Neger hatten mich schon gleich am Anfang der Reise verlassen müssen, um Johannsen, der schwer krank geworden war, an die Küste zu bringen.

Von Santa Cruz nach Buenos Aires fuhr ich auf einem argentinischen Kriegsschiff und dort schiffte ich mich auf einem Schnelldampfer der Messageries Maritimes nach Europa ein. Ich kam auf diese Weise vor de Gerlache in Boulogne-sur-Mer an, wo wir mit Arctowski und Racovitza zusammentreffen wollten.

Ende Oktober 1899 waren wir alle in Boulogne-sur-Mer versammelt, von wo wir uns in kleinen Etappen nach Antwerpen wandten.

Am 5. November traf uns der Postdampfer „Prinzesse Klementine“, den die Regierung uns entgegengesandt hatte, an der Grenze und gab uns mit einer ganzen Flottille von Jachten und Vergnügungsbooten das Geleite bis Antwerpen.

Auf dem offiziellen Schiff befanden sich Herr de Trooz, der Nachfolger des Herrn Schollaert, als Minister des Innern und des Öffentlichen Unterrichts, ein Vertreter des Kriegsministers, zahlreiche Offiziere, Mitglieder der Königlich Belgischen Akademie und der gelehrten Gesellschaften des Landes.

Das große Paradeboot des Königs brachte uns an Bord des Postdampfers, wo Herr Dejardin, der sympathische Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft von Antwerpen, die Empfangssitzung mit beredten Worten eröffnete. Dann ließ der Minister des Innern, nachdem er uns mit seiner klaren und warmen Stimme bewillkommnet hatte, die Königlichen Erlasse verlesen, welche die Mitglieder des Stabes und des wissenschaftlichen Personals zu Rittern des Leopoldordens ernannten und der Mannschaft die Bürgerauszeichnung verliehen.

Dann folgte ein begeisterter Empfang im Rathaus von Antwerpen.

Einige Tage darauf empfing uns der König in besonderer Audienz. Hierauf veranstaltete die Königlich Belgische Geographische Gesellschaft unter dem Vorsitz des

[1]) Herr Georges Gex ist unterdessen infolge eines Unfalls in Argentinien gestorben.

Prinzen Albert von Belgien ein prächtiges Fest, an das sich eine Abendunterhaltung im Rathaus von Brüssel anschloß.

Sodann übergab die Königlich Belgische Akademie den Mitgliedern des Stabes noch eine goldene Medaille.

Von allen Seiten flossen uns Belohnungen zu: goldene, silberne und bronzene Medaillen, Diplome, Ernennungen zu Ehrenmitgliedern zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften.

Wie wir alle die Arbeit und Mühen zusammen geteilt, so ward uns auch allen Ehre und Freude zuteil.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Schluß.

Es war nicht das Ziel der Expedition der „Belgica“ gewesen, eine hohe Breite zu erreichen; sie hatte sich zur Aufgabe gemacht, ein Stück der weiten Region der Antarktis mit möglichster Sorgfalt zu erforschen, der Region, deren Vorstudium das mutige Werk eines Cook, Bellingshausen, Biscoè, Dumont d'Urville, Balleny, Wilkes und Ross gewesen.

In geographischer Hinsicht hat die Expedition die Gegend nördlich von Grahamland durchforscht. Sie hat eine weite Meeresstraße — die de Gerlachestraße entdeckt, deren Küsten sorgfältig aufgenommen und zwanzig Landungen an denselben ausgeführt.

Das Vorhandensein dieser Straße stellt nicht etwa eine geographische Entdeckung ohne Nutzen dar; sie wird in der Folge den vom Sturm nach den Süd-Shetland-Inseln verschlagenen Schiffen einen sicheren Zufluchtsort gewähren. Es wird dort vielleicht ein lohnender Fischfang sich entwickeln, denn es finden sich in derselben Finn- und Bartenwale in reicher Menge.

Ich will noch erwähnen, daß, wenn man vor Errichtung der internationalen Beobachtungsstationen vom Jahre 1882 die Insel Cavalier de Cuverville gekannt hätte, eine der Stationen wahrscheinlich mit Erfolg dort eingerichtet worden wäre.

Auf unserer Trift kamen wir südlich von der Peter I. Insel. Diese Insel liegt also isoliert oder gehört zu einem ganz kleinen Archipel.

Das Schiff fuhr über die Stelle, wo Walker Land gesichtet haben will, und über die Stelle, wo Bellingshausen die Eismauer bemerkt zu haben glaubte.

In ozeanographischer Hinsicht hat die Expedition Tiefenaufnahmen, wichtige Angaben über den Meeresgrund, Tiefseetemperaturen und Dichtigkeit des Meerwassers mitgebracht.

Die Geologie erhielt eine reiche Sammlung von Gesteinsproben und wichtige Aufschlüsse über die Gletscher.

Astronomie und Erdphysik waren gleichfalls Gegenstand unserer Aufmerksamkeit; wir haben vor allem die erdmagnetischen Kurven genau festgestellt, deren Verlauf in dieser Gegend bloß hypothetisch angenommen war.

Die Meteorologie bereicherte sich durch Beobachtungen, die in diesen Gegenden zum erstenmal stündlich und während eines ganzen Jahres angestellt wurden.

Vor der belgischen Expedition kannte man die antarktische Landflora und -Fauna nur sehr unvollkommen, und wir sind die ersten, die Proben der jenseits des südlichen Polarkreises lebenden Meeresfauna zurückbrachten. Die Sammlungen umfassen 1200 Nummern der Zoologie und 400 der Botanik; dabei stellen diese Nummern nur Kategorien dar, während die Zahl der Einzelstücke eine viel beträchtlichere ist.

Die Physiologie des Menschen bekam neue Aufschlüsse über die Wirkungen, die ein längerer Aufenthalt in diesem strengen Klima auf den Menschen hat.

Auch die in Patagonien und Feuerland ausgeführten Arbeiten dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die Expedition bringt Nachrichten über die unglücklichen Ona- und Yahganstämme mit, deren Rasse bald von der Erde verschwinden wird; sie liefert einen Beitrag zur Kenntnis der Fauna und Flora jener Gegenden und bringt mehrere Angaben bezüglich der an den Ufern des Rio Santa Cruz beobachteten magnetischen Elemente.

Für Leute, die derartige Expeditionen als Sportfragen ansehen, will ich zum Schlusse darauf hinweisen, daß die „Belgica" das erste Schiff ist, welches in der Südpolarregion überwintert hat. Und diese Überwinterung war um so glücklicher, als sie sich in einer sehr interessanten Gegend vollzog, gerade an dem Orte, den die Engländer für Überwinterung der Expedition unter Scott auswählten, die sich ein Jahr nach unserer Rückkehr nach der Antarktis wandte.

Aber auch abgesehen von diesen wissenschaftlichen Resultaten dürfen wir wohl behaupten, daß die belgische Expedition für ihr Land von glücklichem, moralischem Einfluß gewesen ist. Sie hat unser Forschungsgebiet erweitert, das bisher auf das zwar großartige, aber vereinzelte Werk der Kolonisation des Kongo beschränkt war. Die Belgier haben bewiesen, daß, wenn ihre Werkstätten mit Bestellungen überhäuft werden, die sie bereichern, wenn sie es verstehen, Forschungsreisen zu Handelszwecken ins Leben zu rufen, die ihnen Haufen von Geld einbringen, sie auch fähig sind, durch uneigennützige Leistungen der Wissenschaft reichlich ihren Tribut zu zollen.

Ja die belgische Flagge hat würdig am Flaggstock unseres Schiffes geweht; sie hat die patriotischen Gefühle unserer Nation wieder wachgerufen, indem sie ihr unsere Farben bei der Eroberung fernere Länder zeigte.

Endlich hat die Expedition auch mit dem Vorurteil aufgeräumt, daß es Belgien an den nötigen Elementen fehle, um tüchtige Seeleute zu schaffen und eine blühende nationale Marine zu begründen.

Es genügte indes nicht, ein umfangreiches wissenschaftliches Material und reiche Sammlungen zusammen gebrachte zu haben, diese Materialien mußten auch verwertet werden.

Mit bewunderungswürdigem, weitem Blick richtete Herr de Trooz, der Minister des Innern und des Öffentlichen Unterrichts, an den König einen Sonderbericht, in welchem er die Notwendigkeit der Verwertung unseres wissenschaftlichen Materials dartat, und unterbreitete der Königlichen Sanktion einen Erlaß, der die Kommission der „Belgica" einsetzte.

Diese Kommission bestand aus Mitgliedern des wissenschaftlichen Stabes der „Belgica" und Mitgliedern der Königlich Belgischen Akademie, die sich um das Gelingen der Expedition besonders verdient gemacht hatten; Generalleutnant Brialmont führte den Vorsitz.

Dann wurden von der Kommission achtzig belgische und fremde Gelehrte ausgewählt zur Bearbeitung der wissenschaftlichen Sammlungen und Berichte und zur loyalen Feststellung ihres Wertes.

In einem ersten Voranschlag war die zur Veröffentlichung der Berichte nötige Summe auf 130 000 Franks berechnet worden; mit dem Voranschreiten der Arbeiten stellte sich diese Summe indes als unzulänglich heraus. Da verlangte und erhielt Herr de Trooz, der nicht wollte, daß das Werk seiner Landsleute unter kleinlicher Beschränkung der Mittel zu leiden haben sollte, von den gesetzgebenden Kammern die Kredite, die unter der Leitung der Belgicakommission veröffentlichten Berichte unter ausgezeichneten Bedingungen zu vollem Abschluß zu bringen.

Diese vom Minister des Innern und des Öffentlichen Unterrichts verfügte Maßnahme wurde von der Gelehrtenwelt mit größter Befriedigung aufgenommen. Herr de Trooz hat sich damit von neuem die Mitglieder der belgischen antarktischen Expedition zu Dank verpflichtet.

Anhang.

Zusammensetzung der „Belgica"-Kommission.

Bureau:

Präsident: *Van Beneden*, Professor an der Universität Lüttich, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Vizepräsident: *A. de Gerlache*, Konservator am Staatsmuseum für Naturkunde. Urheber und Kommandant der Belgischen Antarktischen Expedition.

Sekretär: *G. Lecointe*, wissenschaftlicher Direktor am Königlich Belgischen Observatorium, zweiter Kommandant der Belgischen Antarktischen Expedition.

Mitglieder.

Arctowski, Attaché am Meteorologischen Dienst am Königlich Belgischen Observatorium, Mitglied des wissenschaftlichen Personals der „Belgica".

Dr. Cook, Arzt der Expedition.

Dobrowolski, Mitglied des wissenschaftlichen Personals der „Belgica".

Racovitza, Unterdirektor des Laboratoriums von Banyuls s. m., Mitglied des wissenschaftlichen Personals der „Belgica".

Donny, Kgl. belgischer Generalleutnant, Generalinspektor der Artillerie, Flügeladjutant des Königs.

Du Fief, Generalsekretär der Königlich Belgischen Geographischen Gesellschaft.

Dupont, Direktor des Staatsmuseums für Naturkunde, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Durand, Direktor des staatlichen Botanischen Gartens.

Léo Errera, Professor an der Universität Brüssel, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Charles Lagrange, Professor an der Militärschule, Direktor a. D. des Königlich Belgischen Observatoriums, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Lancaster, wissenschaftlicher Direktor am Königlich Belgischen Observatorium, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Pelseneer, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Spring, Professor an der Universität Lüttich, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie.

Stainier, Professor an der Universität Gent.

Als die Kommission der „Belgica“ eingesetzt wurde, gehörten ihr außerdem an:

Brialmont, Generalleutnant, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie (gestorben im Juli 1903).

Crépin, Direktor des staatlichen botanischen Gartens, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie (gestorben im Mai 1903).

De la Vallée Poussin, Professor an der Universität Löwen, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie (gestorben im April 1903).

Renard, Professor an der Universität Gent, Mitglied der Königlich Belgischen Akademie (gestorben im Juli 1903).

Verzeichnis
der
wissenschaftlichen Berichte,
veröffentlicht unter der Leitung der
„Belgica“-Kommission.

Band I.

Relation du voyage et résumé des résultats, von A. de Gerlache de Gomery.
Travaux hydrographiques et instructions nautiques, von G. Lecointe.
Note relative à l'usage des explosifs sur la banquise, von G. Lecointe.

Band II: Astronomie und Erdphysik.

Étude des chronomètres (deux parties), von G. Lecointe.
Recherche des positions du navire pendant la dérive, von G. Lecointe.
Observations magnétiques, von C. Lagrange und G. Lecointe.
Note relative aux mesures pendulaires, von G. Lecointe.
Conclusions générales sur les observations astronomiques et magnétiques, von Guyou.

Band III und IV: Meteorologie.

Rapport sur les observations météorologiques horaires, von H. Arctowski.
Rapport sur les observations des nuages, von A. Dobrowolski.
La neige et le givre, von A. Dobrowolski.
Phénomènes optiques de l'atmosphère, von H. Arctowski.
Aurores australes, von H. Arctowski.
Discussion des résultats météorologiques, von A. Lancaster.

Band V: Ozeanographie und Geologie.

Rapport sur les sondages et les fonds marins recueillis, von H. Arctowski und A.-F. Renard.
Rapport sur les relations thermiques de l'océan, von H. Arctowski und H. R. Mill.
Détermination de la densité de l'eau de mer, von J. Thoulet.
Rapport sur la densité de l'eau de mer, von H. Arctowski und J. Thoulet.

Note sur la couleur des eaux océaniques, von H. Arctowski.
Les glaces antarctiques (Journal d'observations relatives aux icebergs et à la banquise), von H. Arctowski.
Note relative à la géographie physique des terres antarctiques, von H. Arctowski.
La géologie des terres antarctiques, von A. F. Renard.
Note sur quelques plantes fossiles des terres magellaniques, von M. Gilkinet.

Band VI: Botanik.

*Diatomées (*moins *Chaetocérés)*, von H. van Heurck.
Péridiniens et Chaetocérés, von Fr. Schütt.
Algues, von E. de Wildeman.
Champignons, von MMmes Bommer und Rousseau.
Lichens, von E. A. Wainio.
Hépatiques, von F. Stephani.
Mousses, von J. Cardot.
Cryptogames vasculaires, von Ch. Bommer.
Phanérogames, von E. de Wildeman.

Band VII, VIII und IX: Zoologie.

Foraminifères, von A. Kemna und Van den Broeck.
Radiolaires, von Fr. Dreyer.
Tintinoides, von K. Brandt.
Spongiaires, von E. Topsent.
Hydraires, von C. Hartlaub.
Hydrocoraillaires, von E. v. Marenzeller.
Siphonophores, von C. Chun.
Méduses, von L. Schultze.
Alcyonaires, von Th. Studer.
Pénnatulides, von H. F. E. Jungersen.
Actiniaires, von O. Carlgren.
Madréporaires, von E. v. Marenzeller.
Cténophores, von C. Chun.
Holothurides, von E. Hérouard.
Astérides, von H. Ludwig.
Échinides et Ophiures, von R. Kœhler.
Crinoides, von J. A. Bather.
Planaires, von L. Böhmig.
Céstodes, Trématodes et Acanthocéphales, von P. Cerfontaine.
Némertes, von Bürger.
Nématodes libres, von J. D. de Man.
Nématodes parasites, von J. Guiart.
Chaetognathes, von O. Steinhaus.
Céphyriens, von J. W. Spengel.
Oligochètes, von P. Cerfontaine.
Polychètes, v. G. Pruvot u. E. G. Racovitza.
Bryozoaires, von A. W. Waters.
Brachiopodes, von L. Joubin.
Rotifères et Tardigrades, von C. Zelinka.
Phyllopodes, von Hérouard.
Ostracodes, von G. W. Müller.
Copépodes, von W. Giesbrecht.
Cirripèdes, von P. P, C. Hoek.
Crustacés édryophthalmes, von J. Bonnier.
Schizopodes et Cumacés, von H. J. Hansen.
Crustacés décapodes, von H. Coutière.
Pycnogonides, von G. Pfeffer.
Acariens libres, von A. D. Michael und Dr. Trouessart.
Acariens parasites, von G. Neumann.
Aranéides, von E. Simon.
Myriapodes, von C. v. Attems.
Collemboles, von V. Willem.
Orthoptères, von Brunner von Wattenwyl.
Hémiptères, von E. Bergroth.
Pédiculides, von V. Willem.
Diptères, von J. C. Jacobs.
Coléoptères, von Schouteden, E. Rousseau, A. Grouvelle, E. Olivier, A. Lameere, Boileau, E. Brenske, Bourgeois und Fairmaire.
Hyménoptères, von C. Emery, Tosquinet, E. André und J. Vachal.
Solénoconques, von L. Plate.

Gastropodes et Lamellibranches, von P. Pelseneer.
Céphalopodes, von L. Joubin.
Tuniciers, von E. van Beneden.
Poissons et reptiles, von L. Dollo.
*Bile des oiseaux antarctiques,*v. P. Portier.
Oiseaux (Biologie) von E. G. Racovitza.
Oiseaux (Systématique), von Howard Saunders.
Cétacés, von E. G. Racovitza.
Embryogénie des pinnipèdes, von E. van Beneden.
Organogénie des pinnipèdes, von Brachet und Leboucq.
Encéphale des pinnipèdes, von Brachet.
Pinnipèdes (Biologie), von E. G. Racovitza.
Pinnipèdes (Systématique), von E. Barret-Hamilton.
Bactéries de l'intestin des animaux antarctiques, von J. Cantacuzéne.
La biogéographie de l'Antarctique, von E. G. Racovitza.

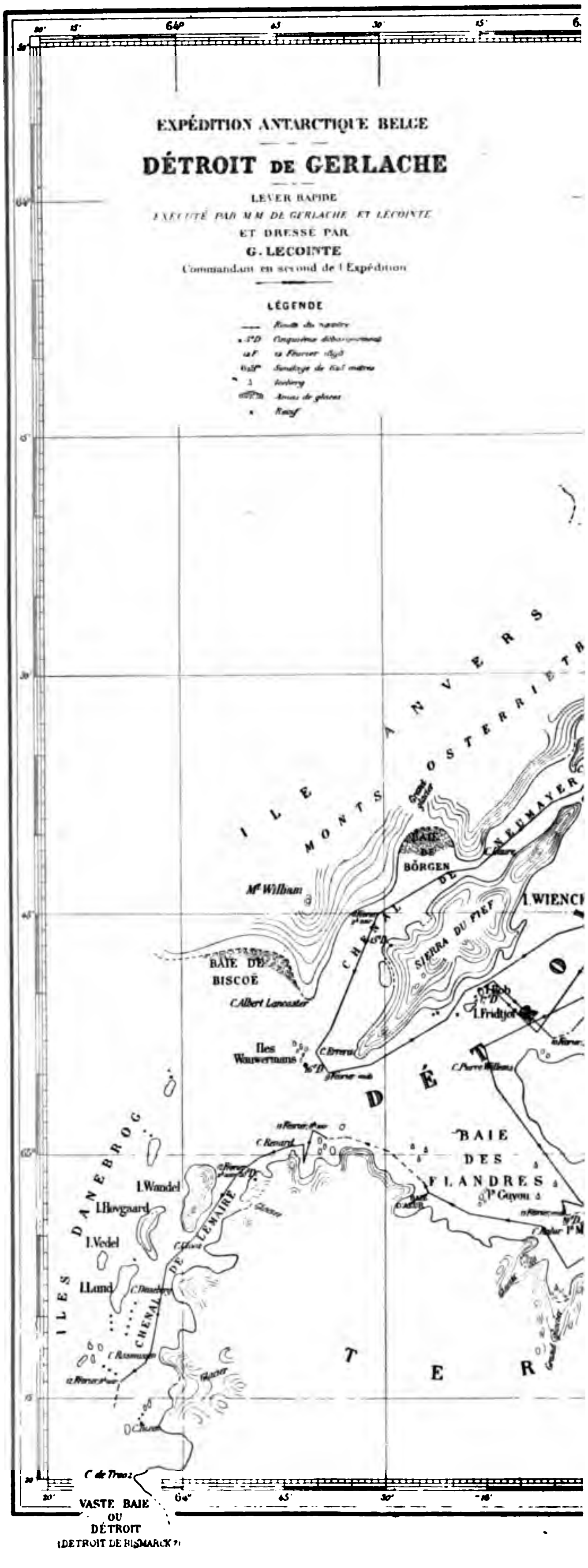
Band X: Anthropologie.

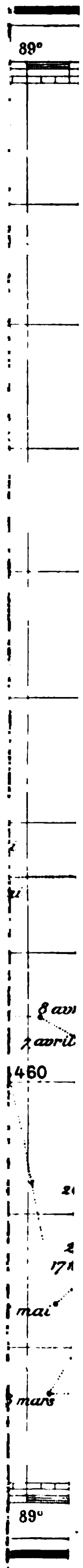
Médical report, von F. A. Cook.
Report upon the Onas, von F. A. Cook.
A Yahgan grammar and dictionary, von F. A. Cook.

Silberglänzende Ränder, weiße Breiten, dunkle Schatten. Es ist eine imposante Wiederholung von Genesis 1, „es werde Licht!“ Der weite Himmel droben hat jetzt jenen seltsamen Fernschein, als leuchte es weit, weit oben in die Ewigkeit hinein. Und während ich noch starre, da packt mich der Mönch neben mir am Arm und ruft: „Die Lichter, die Lichter!“ und streckt die Hand aus, „dort, viele, viele!“ Und in dem Abgrunde, an schwarzen Stellen, welche die Wolken freigelassen haben, flackern und flimmern eine Menge von Lichtchen, kommen und verschwinden, wie die Lichter einer geheimnisvollen großen Stadt, die da unten liegen könnte. Es sind Irrlichter, die hier in der Tiefe von Zeit zu Zeit in einer ganz seltsamen Fülle gesehen werden. Aber wer hätte wohl Stimmung, den Mönch zu belehren, wenn er andächtig scheu murmelt: „Die Lichter der Kwan-yin, die Lichter der Kwan-yin“ und sie für Wunderzeichen seiner großen milden Göttin hält, — wer hätte die Stimmung dazu in solcher Wundernacht! Es ist ein ungeheurer Eindruck. Buddhismus und alles ist vergessen vor solcher Größe der göttlichen Werke. Ich muß noch einmal wieder hinaus und es sehen!

Eine halbe Stunde später. Ich komme eben wieder herein. Die ganze Nacht möchte ich da draußen versitzen. Es ist wie eine dich anwehende Offenbarung des Ewigen. Der Mond steht nun höher. Wolken und Nebel jagen sich haschend unter ihm hin in mächtigen Gebilden. Einmal sah ich deutlich die Gestalt von Rafaels Gott in der Schöpfung, wie Er so am Himmelsgewölbe dahinfährt.




EXPÉDITION ANTARCTIQUE BELGE
DÉTROIT DE GERLACHE
LEVER RAPIDE
EXÉCUTÉ PAR MM DE GERLACHE ET LECOINTE
ET DRESSÉ PAR
G. LECOINTE
Commandant en second de l'Expédition
LÉGENDE
ILE ANVERS
MONTS OSTERRIETH
BAIE DE BÖRGEN
CHENAL DE NEUMAYER
Mt. Wilham
I. WIENCKE
SIERRA DU FIEF
BAIE DE BISCOË
C. Albert Lancaster
Iles Wauwermans
C. Errera
I. Fridtjof
C. Pierre Willems
BAIE DES FLANDRES
Pt. Guyon
ILES DANEBROG
I. Wandel
I. Hovgaard
I. Vedel
I. Lund
CHENAL DE LEMAIRE
C. Renard
C. Rasmussen
C. de Trooz
T E R
D É T
VASTE BAIE OU DÉTROIT
(DETROIT DE BISMARCK?)


89°
8 avr
7 avril
460
mai
mars
89°